



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

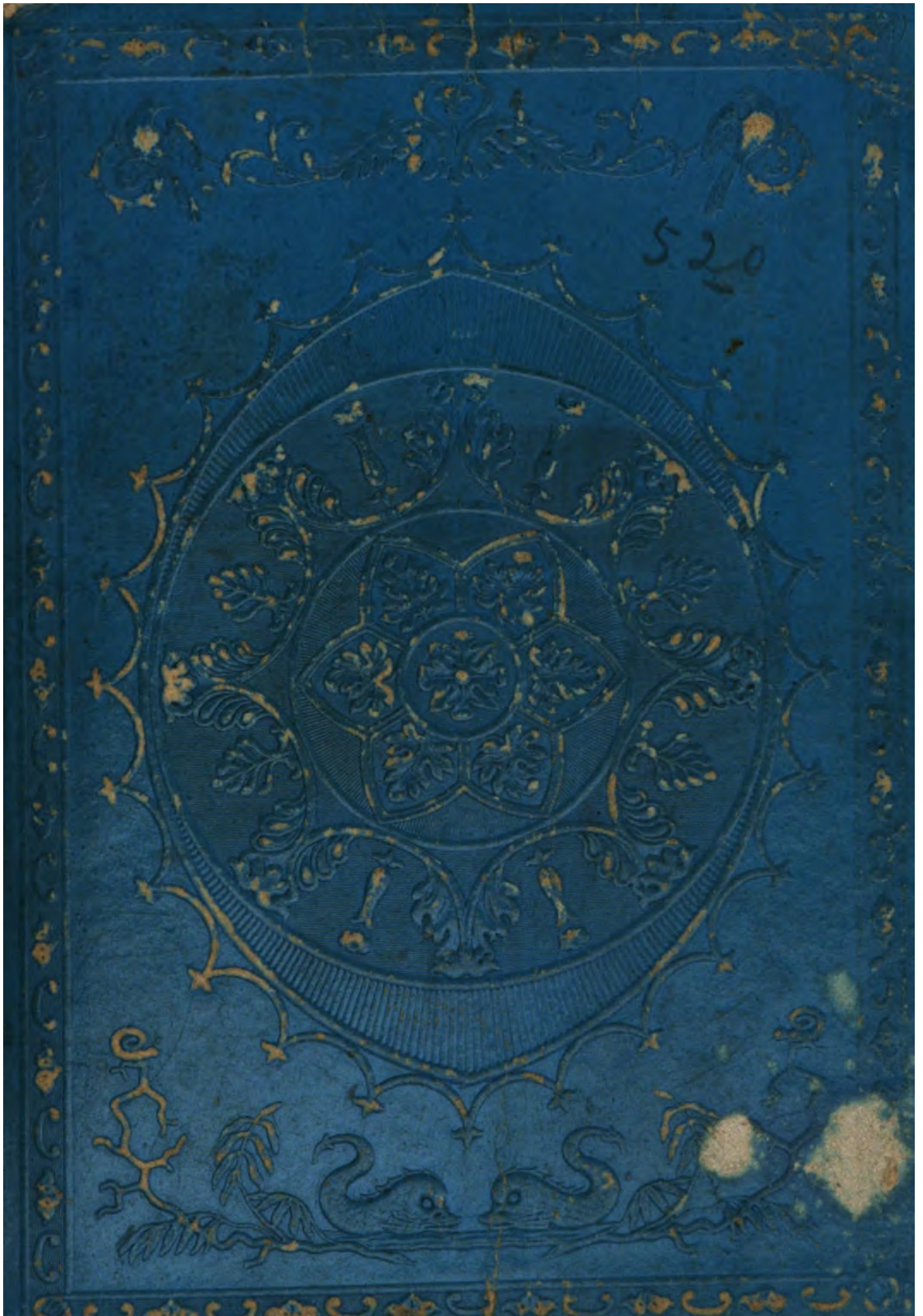
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

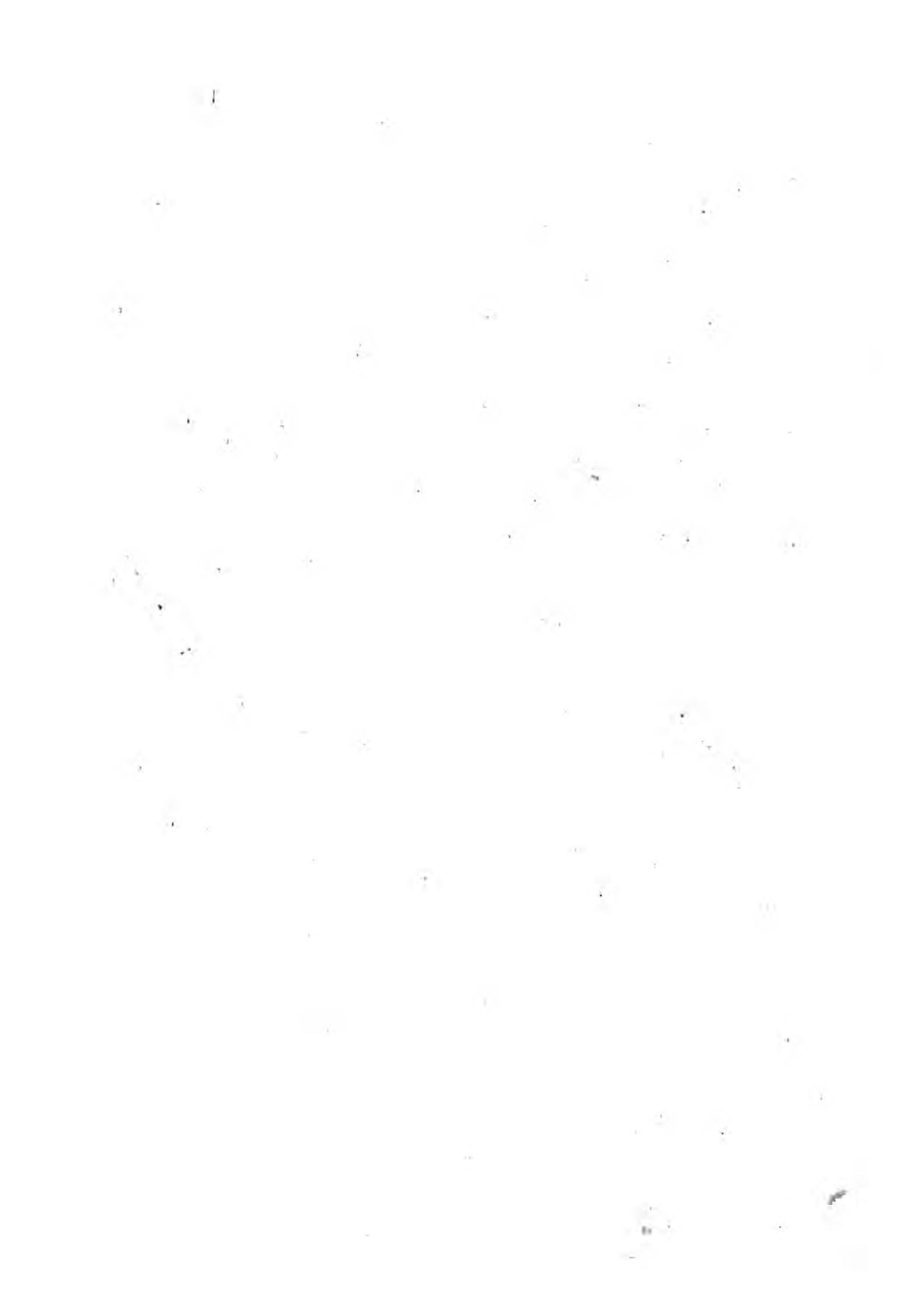


Fiedler Q.390 (16A)



12-







V. H. Schwaner v. K. del.

Das. Wäp. v. Wien.

THUSNELDA.

PENELOPE

Gäſchenbuch

für das Jahr 1827.

Herausgegeben

von

THEODOR HELL.

16^{ter} Jahrgang. Mit Kupfern

LEYPZIG

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.



TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD

31 JUL 1969

OF OXFORD
LIBRARY

I n h a l t.

Galerie aus Schillers Gedichten. VII.

Thußnelba. Zur Erklärung des Titelfupfers.

Von H. H a f e. Seite XXI — XXVIII.

| | |
|---|-------|
| Die Kagianer von Kagenstein. Ein histor. Gemälde von W. Blumenhagen. | — 1 |
| Die Christnacht. Erzählung von E. Kaus- pach. | — 131 |
| Ueber den Spiegel. Eine vor Damen gehal- tene Vorlesung. Von U. Wendt. | — 186 |
| Das Gewitter. Erzählung von G. Schil- ling. | — 212 |
| Rettung in der höchsten Noth. Novelle von G. Döring. | — 231 |

Die Ehe aus Dankbarkeit. Erzählung von
Fr. Laun. — 357

Der Morgen. Gedicht von Th. Sell. — 386

Elegie. Geschrieben in den Trümmern des
Dybins bey Sittau. Von Grohmann. — 392

G a l l e r i e

a u s

S c h i l l e r ' s G e d i c h t e n .

VII.

Die Begegnung, nach R. Schnorr von C. Buchhorn.
Ritter Toggenburg, nach R. Schnorr von Fleischmann.

Der Jüngling und die Jungfrau, (Aus der Glocke.) nach R. Schnorr von F. Stöber.

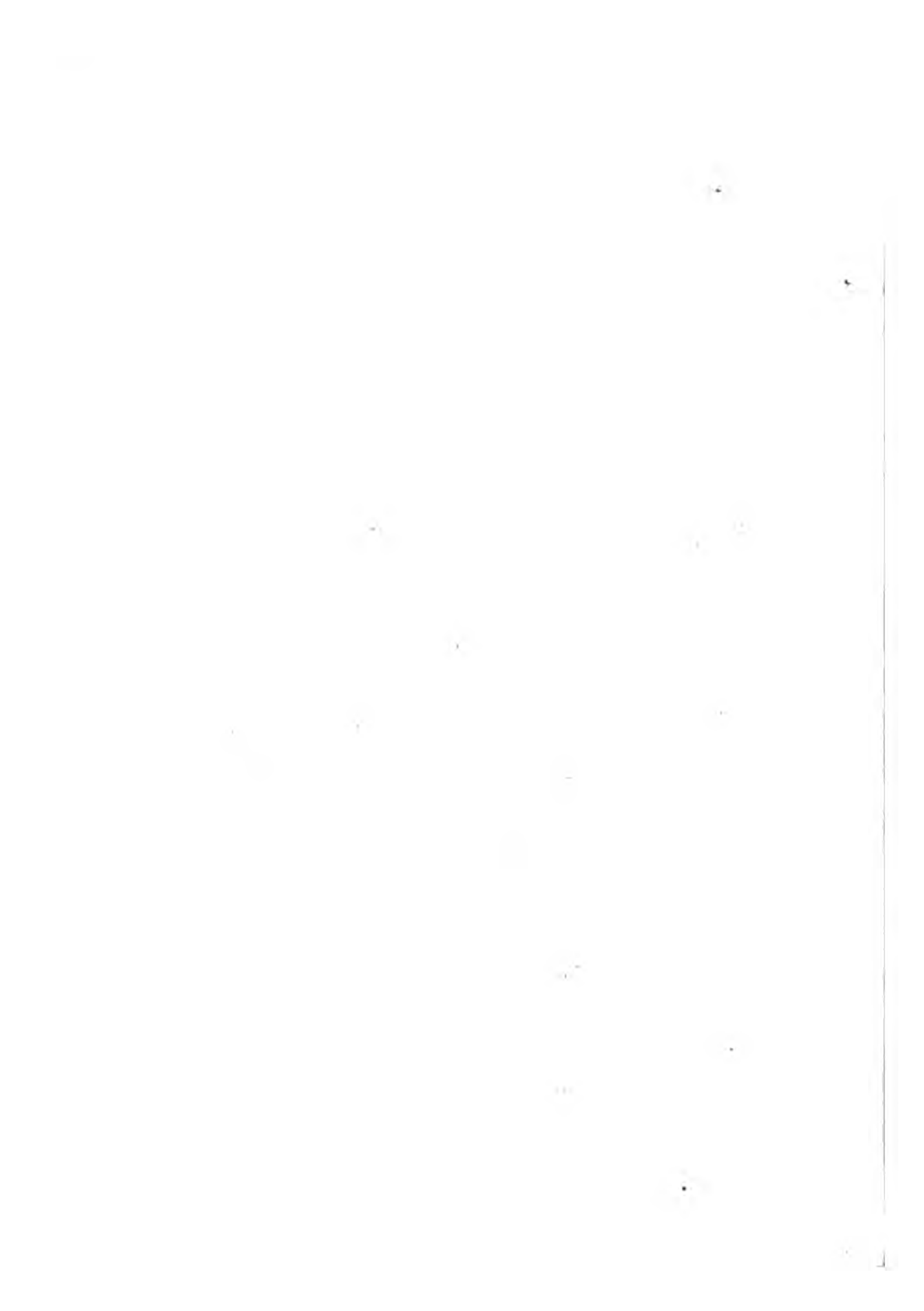
Klage der Ceres, nach Näge von C. Mayer.

Des Mädchens Klage, nach Ramberg von Büscher.

Der Jüngling am Bache, nach Ramberg von Krukenberg.

Die Ideale, I. nach Ramberg von C. Buchhorn.

Die Ideale, II. nach Ramberg von Büscher.



Die Begegnung.

Der Reichthum nicht im schimmernden Besitz
Erreicht das Gut, das Alles überstrahlet,
Nicht hoher Stand, der mit dem Herrscher-Blick
In seiner Rechten selbst mit Thronen zahlet;
Nicht tiefes Wissen, nicht der Menschen Wiß,
Ob er auch noch so gleißend prunkt und prahlet,
„Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
„Das ihn erwiedern und empfinden kann.“

Der schönste Schatz! Des Weibes Lieb' und Huld,
Das sanften Reiz mit edler Hoheit gattet,
Das rein von jedem Fehler, jeder Schuld,
Im treuen Arm bey Lebensglut umschattet,
Das still verzeihend, tragend mit Geduld,
In reger Sorgfalt liebend nie ermattet,
Und wenn der Abend naht mit ernstem Schritt,
Als Heimathengel uns zur Seite tritt.

So führt das Herrlichste der Gottheit Hand
Einmal im Leben Jeglichem entgegen,
Und innig fühlt er sich dafür entbrannt,
Und tief im Herzen ein entzücktes Regen,

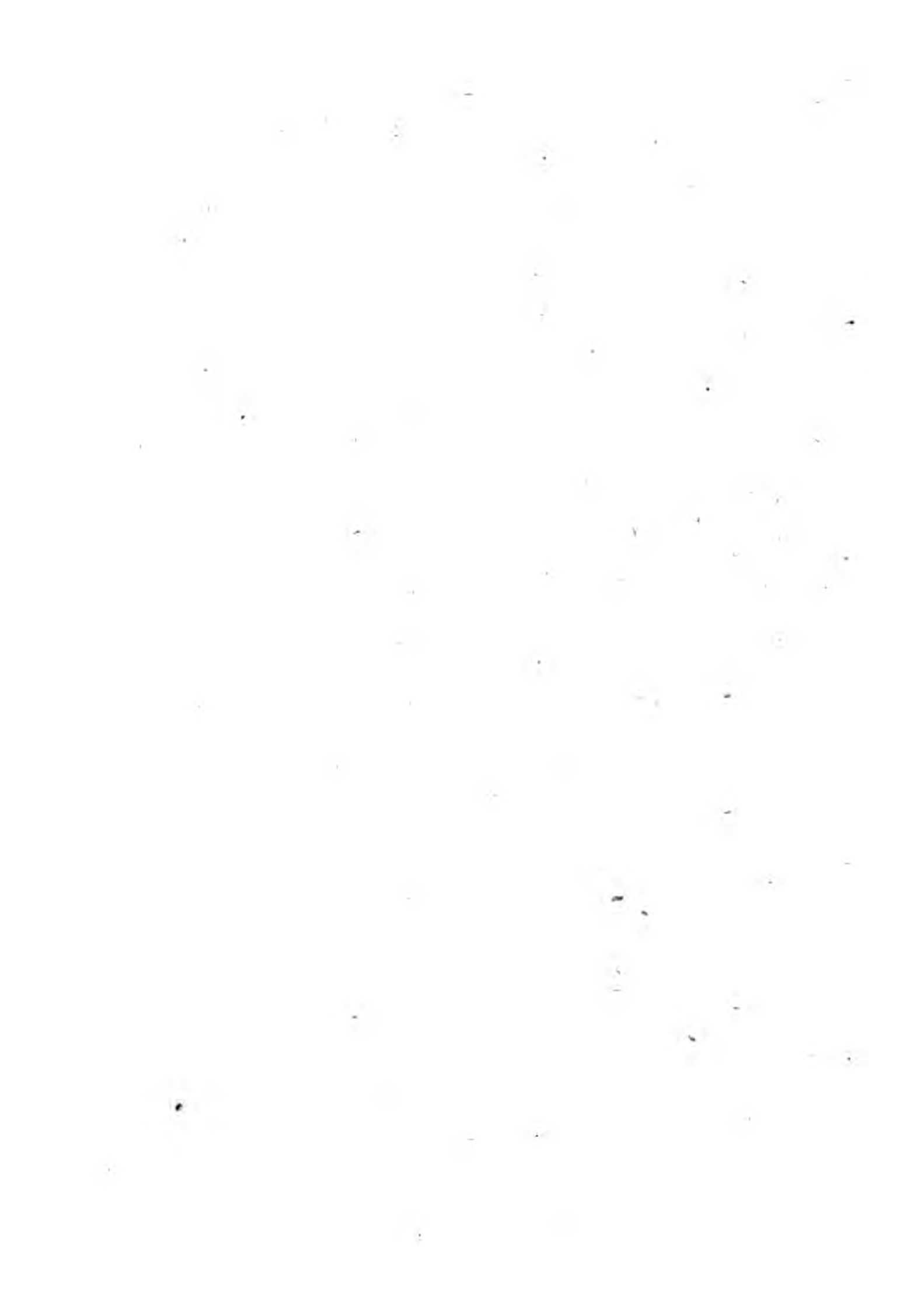
Und hin zu ihr ist nur der Blick gewandt,
Und ihr Begegnen bringt allein ihm Segen;
Ob er auf And'reß auch sein Sinnen richte,
Es strahlt nur diese in des Himmels Lichte

Heil ihm, wenn rastlos er das Glück erringt,
Das hier sich heut, nie wieder so zu finden;
Doch es entflieht der Erde, schnell beschwingt,
Kann er es nicht erwiedern und empfinden.
Der Strahl, der in des Herzens Tiefen bringt,
Muß dort auch gleiche reine Glut entzünden,
Und engvereint in Einer Spitze Glüh'n,
Die Doppelflamme auf zum Himmel zieh'n.

J. H. Fell.



///





V. Schnorr v. C. del.

L. Buchhorn sc.

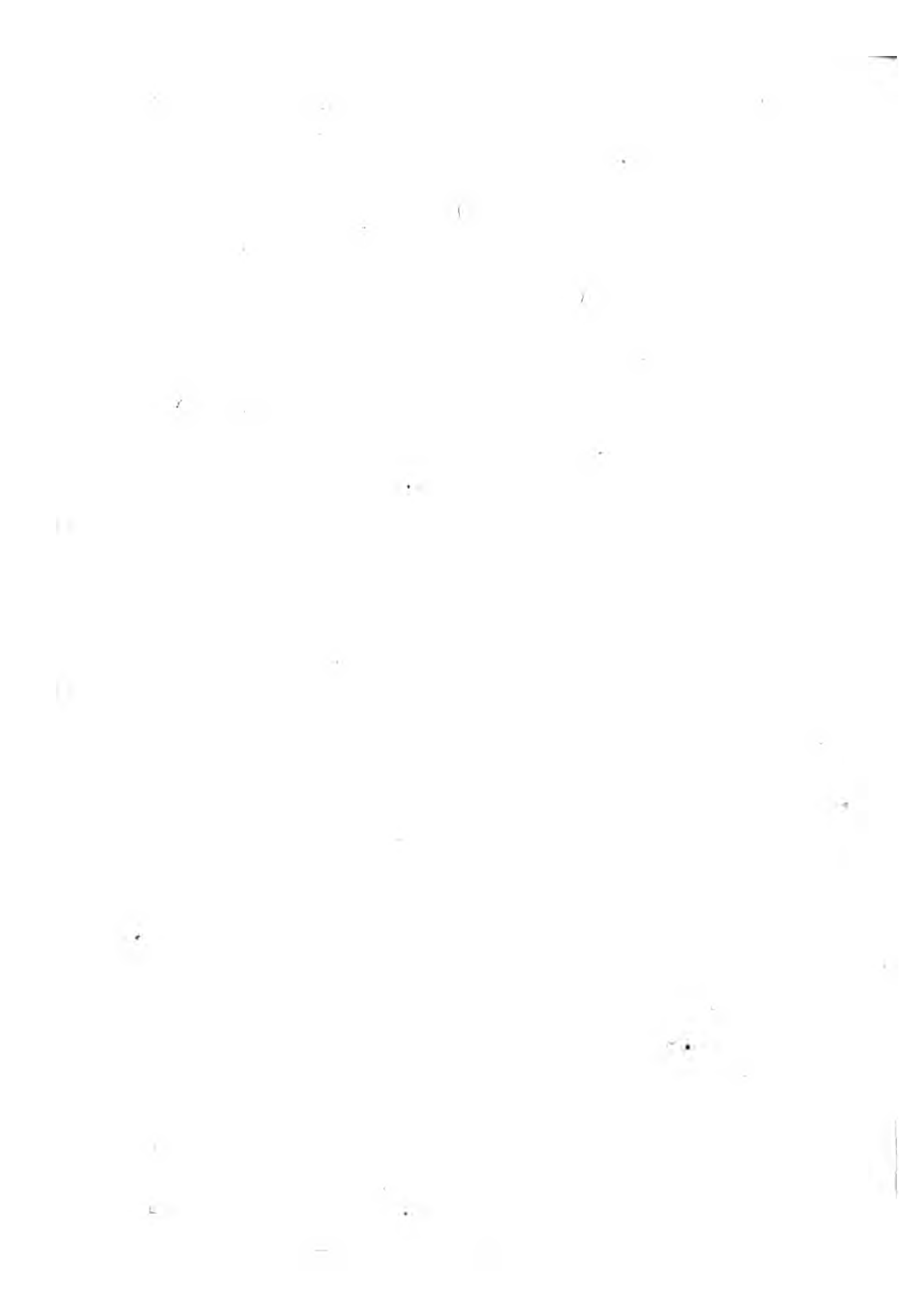
*Der schönste Schatz gehört dem Herzen an
Das ihn erwidern und empfinden kann!*



T. Schnorr v. C. del.

L. Buchhorn scul.

*Der schönste Schatz gehört dem Herzen an.
Das ihn erwiedern und empfinden kann.*



Ritter Toggenburg.

Wie gefessen einst der Ritter,
Den die Sage nennt,
Und geschaut zum Klostersgitter,
Das ihn von ihr trennt,
„Bis die Liebliche sich zeigte,
„Bis das theure Bild
„Sich in's Thal herunterneigte,
„Ruhig, engelmild.“

Also weil' ich auch im Leide,
Schau vom Erdenthal
Hoch hinauf zur Himmelsfreude
Bey der Sterne Strahl.
Denn mein Lieb ist hingegangen
Aus der Menschen Schaar,
Wo die goldnen Kerzen prangen,
An des Lichts Altar.

Betet dort in heil'ger Weihe
An des Em'gen Thron,
Der sie früh rief, zu der Treue
Unermessnem Lohn;
Der sie führte von dem Sehnen
Meiner wunden Brust,
Von der Erde heißen Thränen
Zu des Himmels Lust.

Wenn sich Abends nun entzünden
Alle Sterne klar,
Glaub' auf Einem ich zu finden
Sie, die mein einst war,

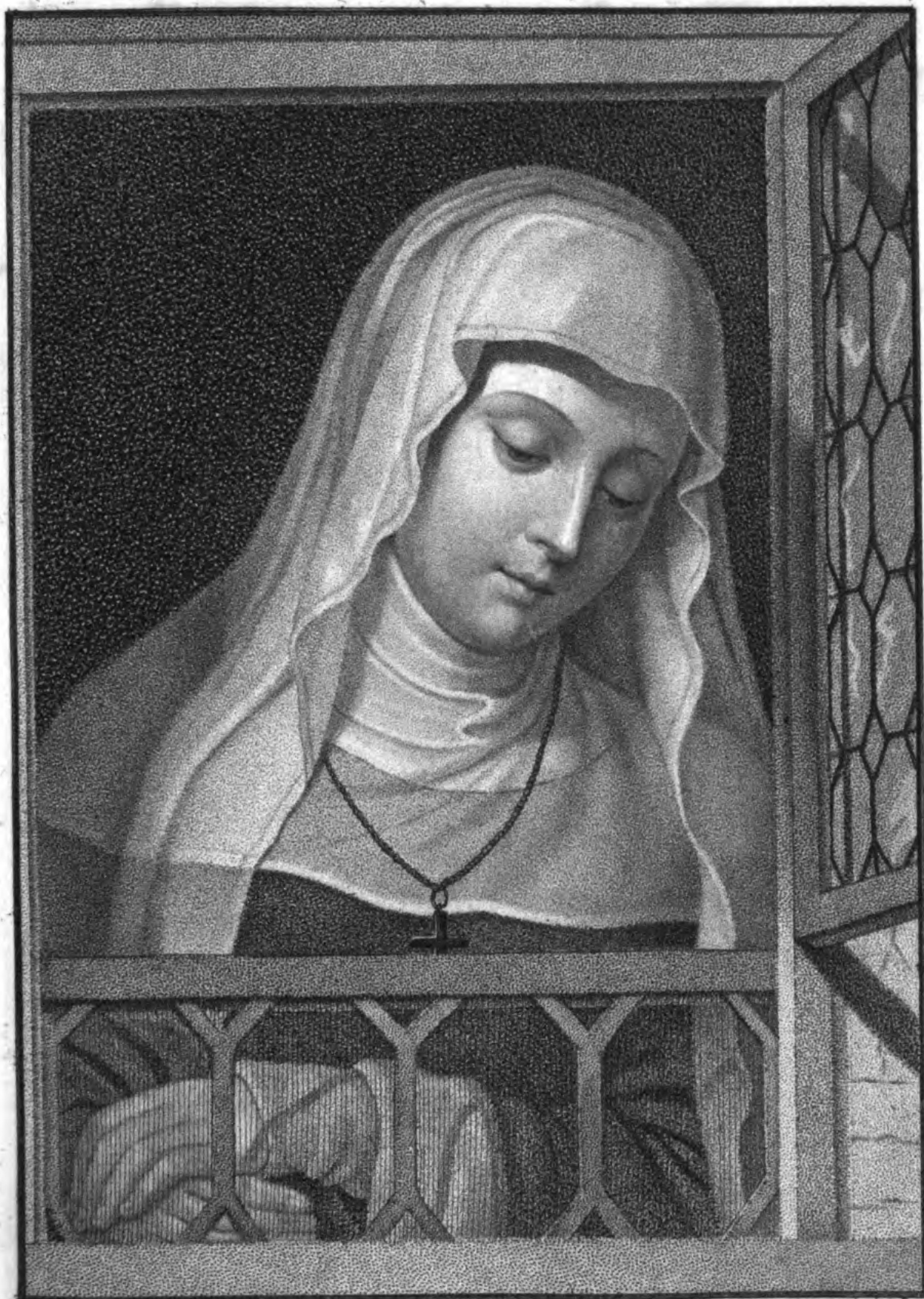
Und ich schaue zu den hellen
Welten unverwandt,
Bis die Morgenlüfte schwellen,
Und die Nacht entschwand.

Wird sie nie denn niederneigen,
Sich von jenem Stern?
Will sich nicht die Theure zeigen,
Sey es noch so fern?
Schwebt kein Strahl von ihrem Lichte
Nieder in mein Herz,
Daß er diesen Zwiespalt schlichte
Lind're diesen Schmerz? —

Ja, ich fühl' ein lindes Wehen
Aus dem Sternenzelt,
Hell're Strahlen niedergehen
Zu der Erdenwelt;
Und sie bilden sich zu Armen,
Die mich aufwärts ziehn —
Laß mich hin an Deinen warmen,
Treuen Busen fliehn!

Lh. Hell.





Schnorr v. C. inv.

F. Fleischmann sc.

Bis die Liebliche sich zeigte, bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte, ruhig, engel mild.

D

Er hat
Er
Da lo
Ein
Er ist
Da
Und
Ea

Dah
E
Mit
Z
Ein
un

U

S

Der Jüngling und die Jungfrau.

(Aus der Glocke.)

Er hat nicht Ruh' am Vaterherzen,
Er muß hinaus in's Lebensspiel,
Da lockt ihn unter Lust und Schmerzen
Ein unbekanntes fernes Ziel.
Er strebt darnach mit reger Eile,
Doch immer weiter flieht's vor ihm,
Und ob er fliege gleich dem Pfeile,
Es höhnt nur seinen Ungestüm.

Daheim indeß an Mutterseite
Erblickt die Jungfrau still und schön,
Mit holder Anmuth im Geleite,
Der Jugend Rosen sie umwehn.
Sie kennt allein die kleine Hütte,
Die grünen Fluren rings umher,
Und anspruchlos in Wunsch und Sitte,
Begehret ihr Gefühl nichts mehr.

Und endlich tagt's des Jünglings Blicken,
Er sieht, welch Trugbild ihn verlockt,
Kein Reiz will mehr das Ferne schmücken,
Der rasche Lauf zum Ziele stockt.
Es wendet sich das Auge trübe,
Zu dem, was früh er schon verlor,
Und Ruhelust und Heimathsliebe
Wächst in der banger Brust empor.

Die Jungfrau aber waltet innig
Im kleinen Hause sonder Raft,

Und schmücket selbst mit Rosen sinnig
Sich manche kleine Lebenslast;
Nur in des schönen Busens Raume
Entkeimt ein Sehnen wunderbar,
Und nur in manchem süßen Traume
Beut sich ein leises Ahnen dar.

Und nach der Heimath eilt behende
Der Jüngling mit belebtem Fuß,
Ob er wohl dort die Ruhe fände,
Die er allein jetzt suchen muß.
„Und herrlich in der Jugend Prangen,
„Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
„Mit züchtigen, verschämten Wangen,
„Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n.“

Sie aber hat ihn kaum erschauet,
So schlägt das Aug' sie nieder schnell,
Aus tief bewegter Seele thauet
Der Bonnethränen reiner Quell.
Ihr Ahnen hat Gestalt gewonnen,
Das Sehnen ist ihr nun erklärt,
Und was beym Morgenhauch zerronnen,
Nun in der Wirklichkeit gewährt.

Da sieht er an dem schönsten Ziele
Das reinste Erdenglück erreicht,
Den Hochgewinn im Lebensspiele,
Dem nie ein and'rer Reichthum gleicht.
Und seine kleine stille Hütte
Ist ihm die Welt nunmehr durch sie,
Und aus der Seinen trauer Mitte
Sehnt er dorthin zurück sich nie.

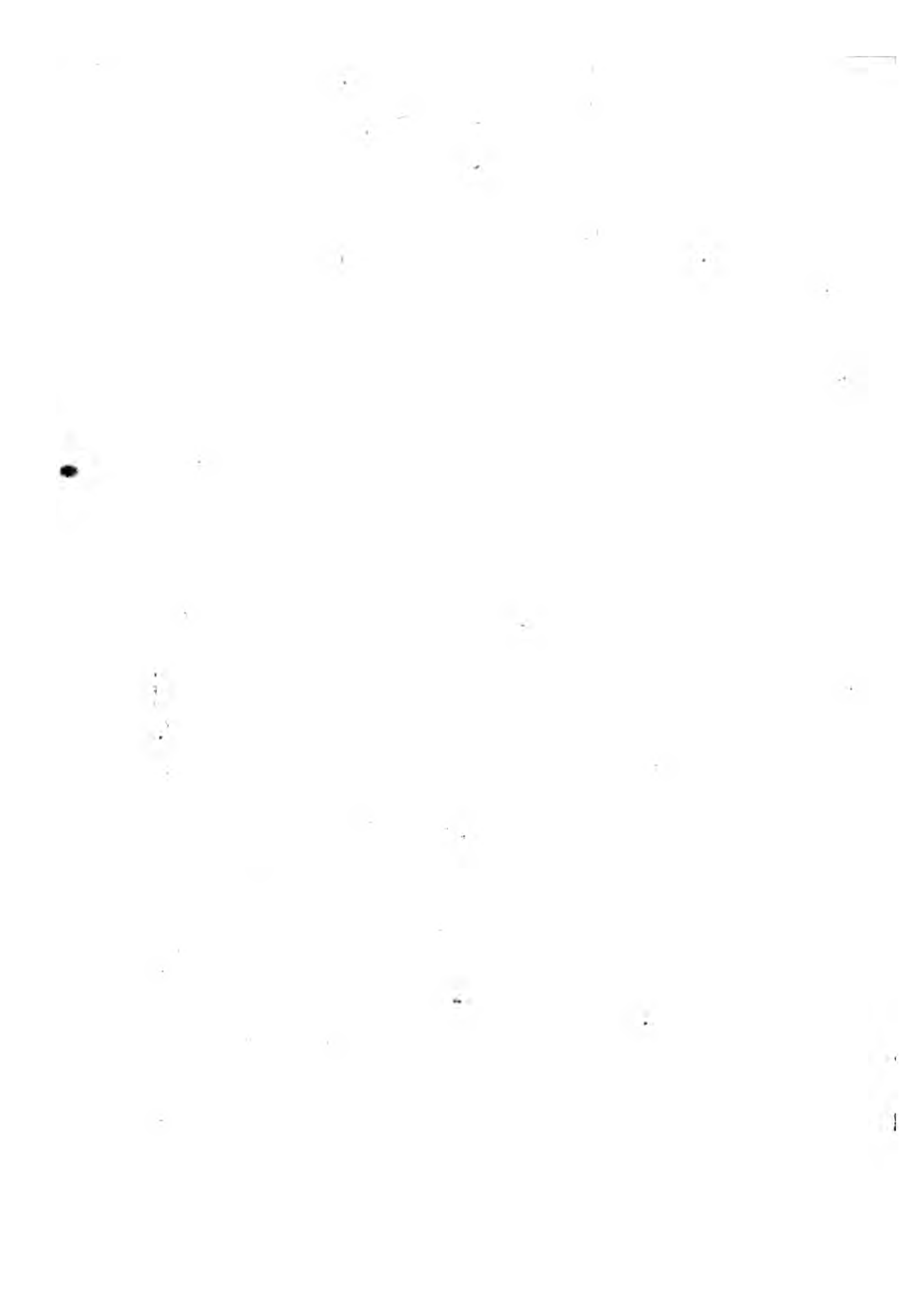


Th. Sell.





Mit züchtigen, verschämten Wungen
Sicht er die Jungfrau vor sich stehn



Klage der Ceres.

G l o s s e.

„Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.“

Seyd begrüßt, Ihr Frühlingskinder
Unter heiterm Himmelssdach!
Ruft'n Lüftchen zarter, linder,
Euch denn endlich wieder wach?
Ja, Ihr laßt den Lenz nicht darben,
Ob ihn Winter auch beraubt,
Und es heben hoch ihr Haupt
Keime, die dem Auge starben.

Endlich habt Ihr ausgeschlafen
Eure lange Winterruh,
Wo Euch keine Stürme trafen,
Schneegewande deckten zu;
Doch es keimte fort das Leben
Zu dem schönen Himmelssloos,
Wonach Eure Spizen streben,
In der Erde kaltem Schooß.

Was sich formlos erst gefunden,
Hat sich nun mit Schöpferkraft
Seiner Ungestalt entwunden,
Saugend ein den Bildungsfaß;
Und wie lichte Feuergarben
Steigt mit blühendem Gesicht,
Ihr empor in's Sonnenlicht
In das heit're Reich der Farben.

Also auch die Seelenkeime
Die der Ewigkeit hier gelegt,
In das Schattenbett der Träume,
Das der Hoffnung Blüthen trägt;
Von der düstern Erbensolle
Aus der Mitternächte Schooß,
In das Licht, das himmelvolle,
Klingen sie sich freudig los.

Jh. Hell.





Naeke del.

C. Mayer sculp. Nbg

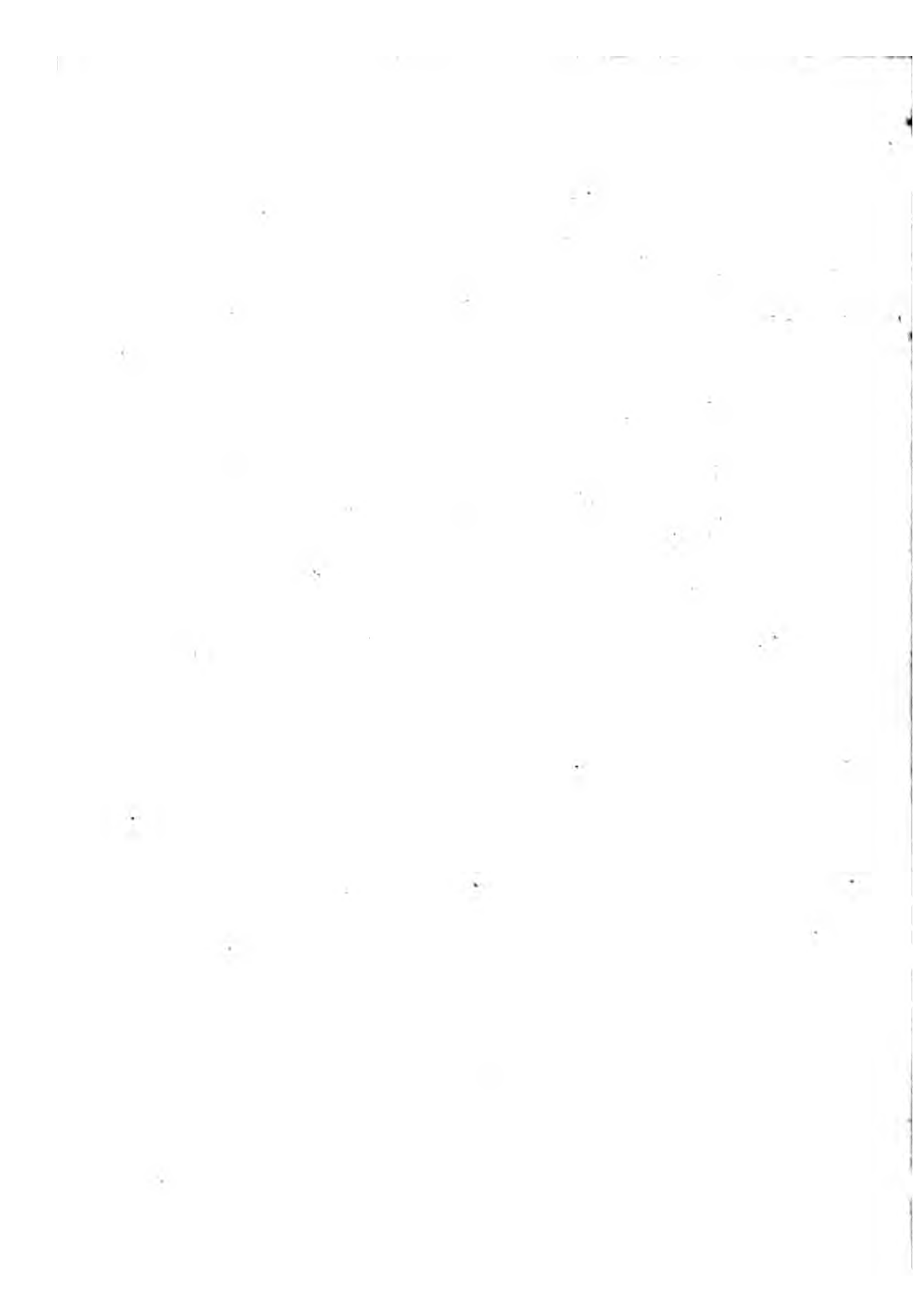
Keime, die dem Auge starben, in der Erde kaltem Schoo
In das heitre Reich der Farben ringen sie sich freudig

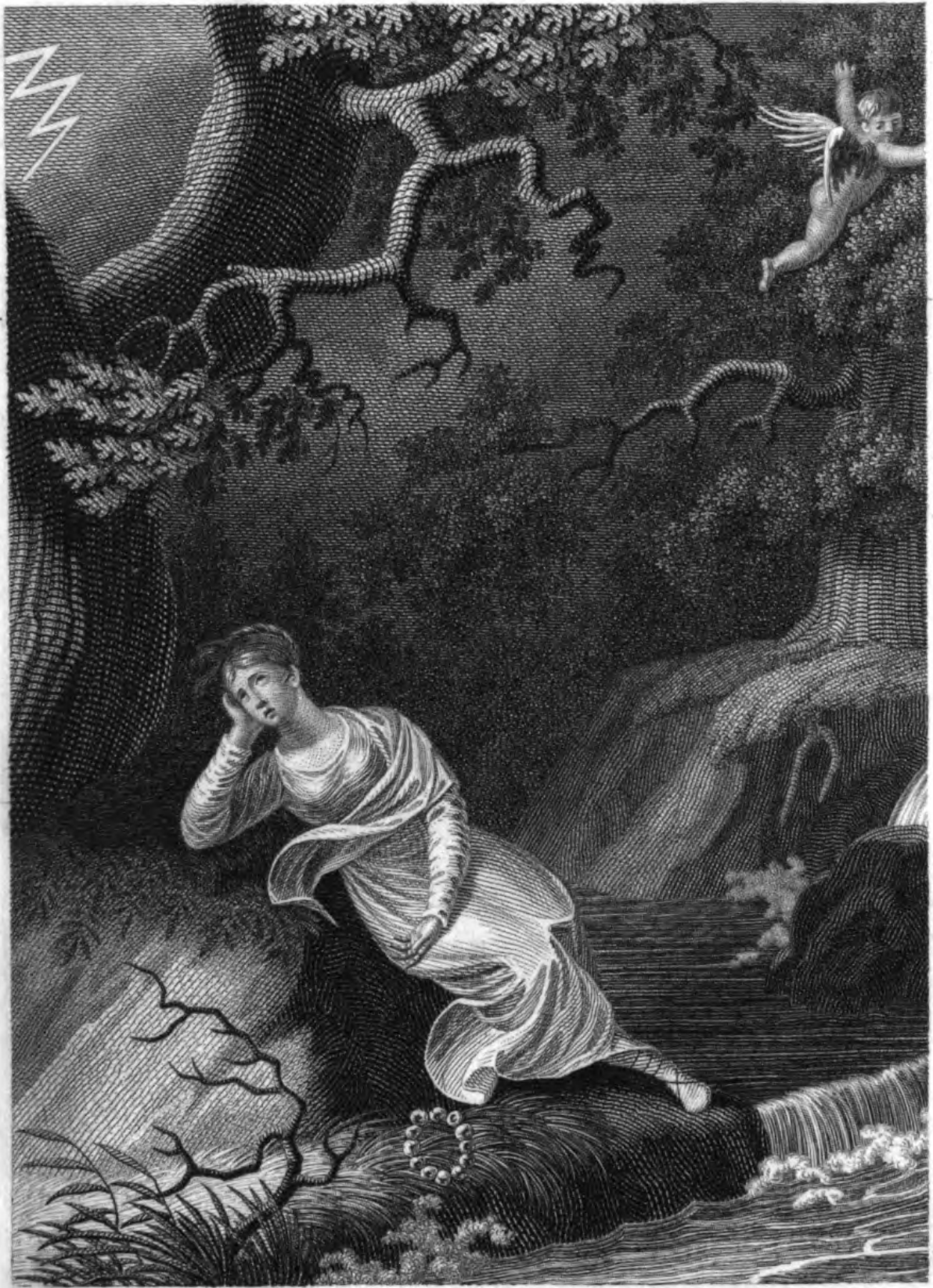


Des Mädchens Klage.

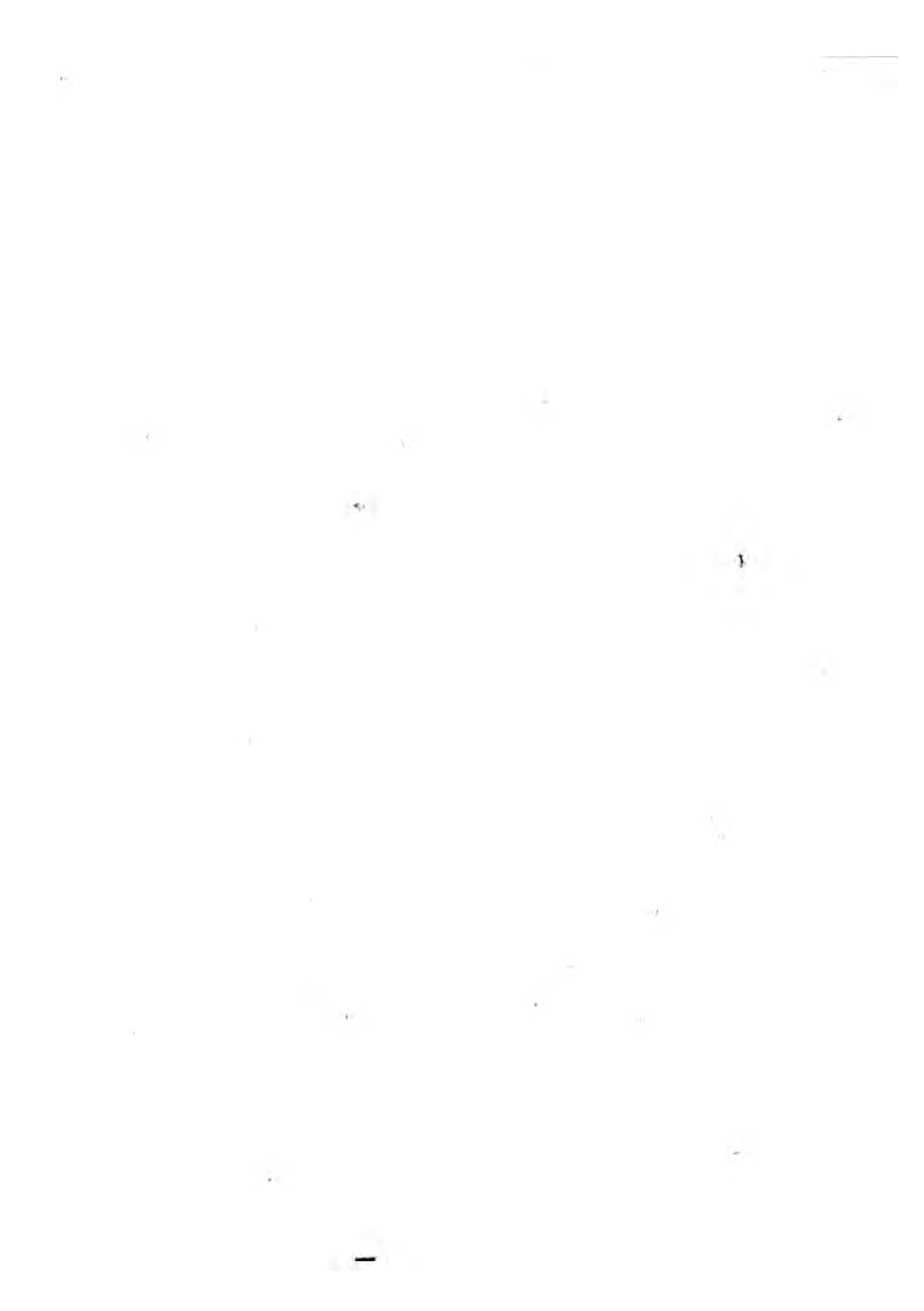
Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdelein sitzt
An Ufers Grün.

Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.



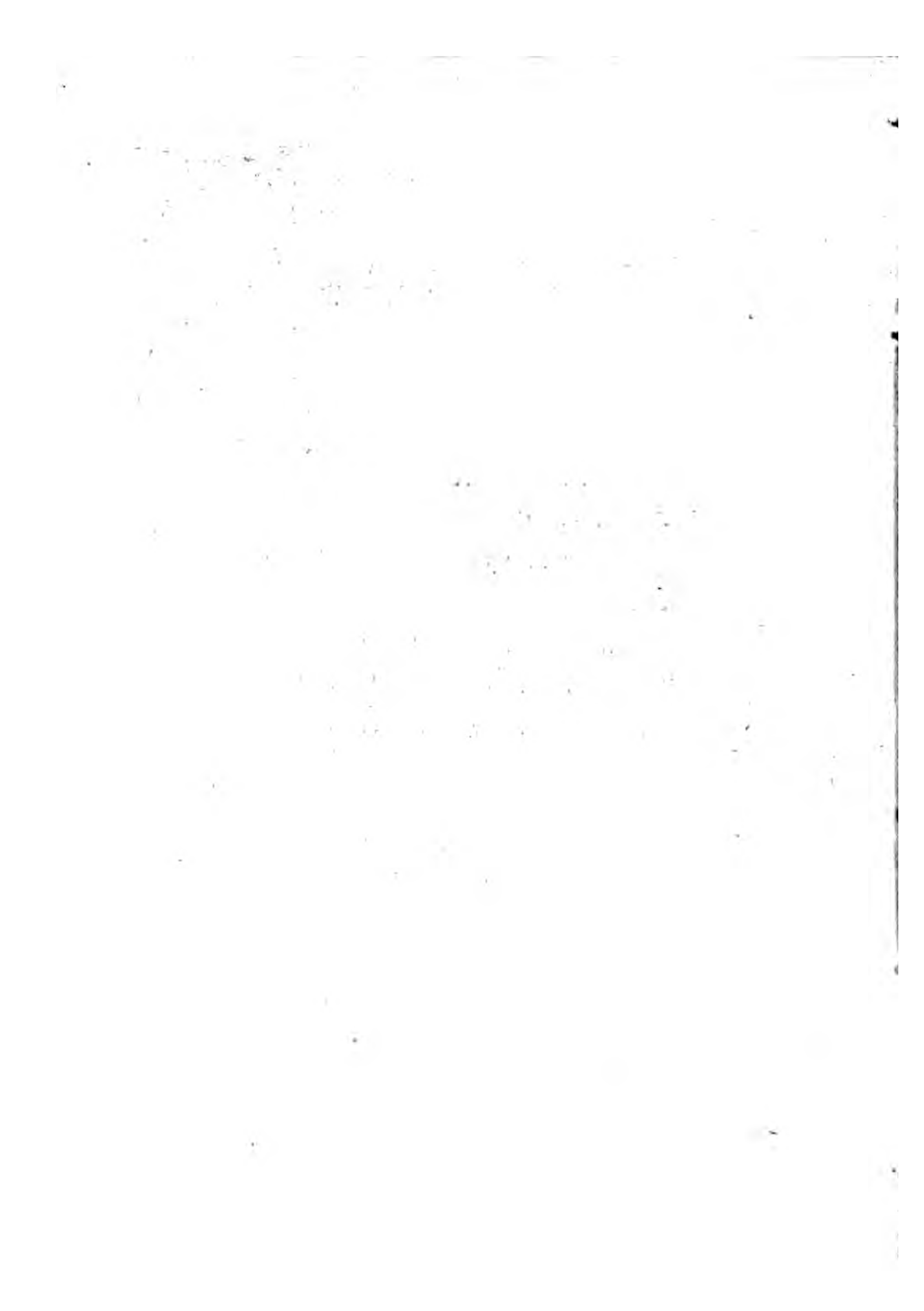


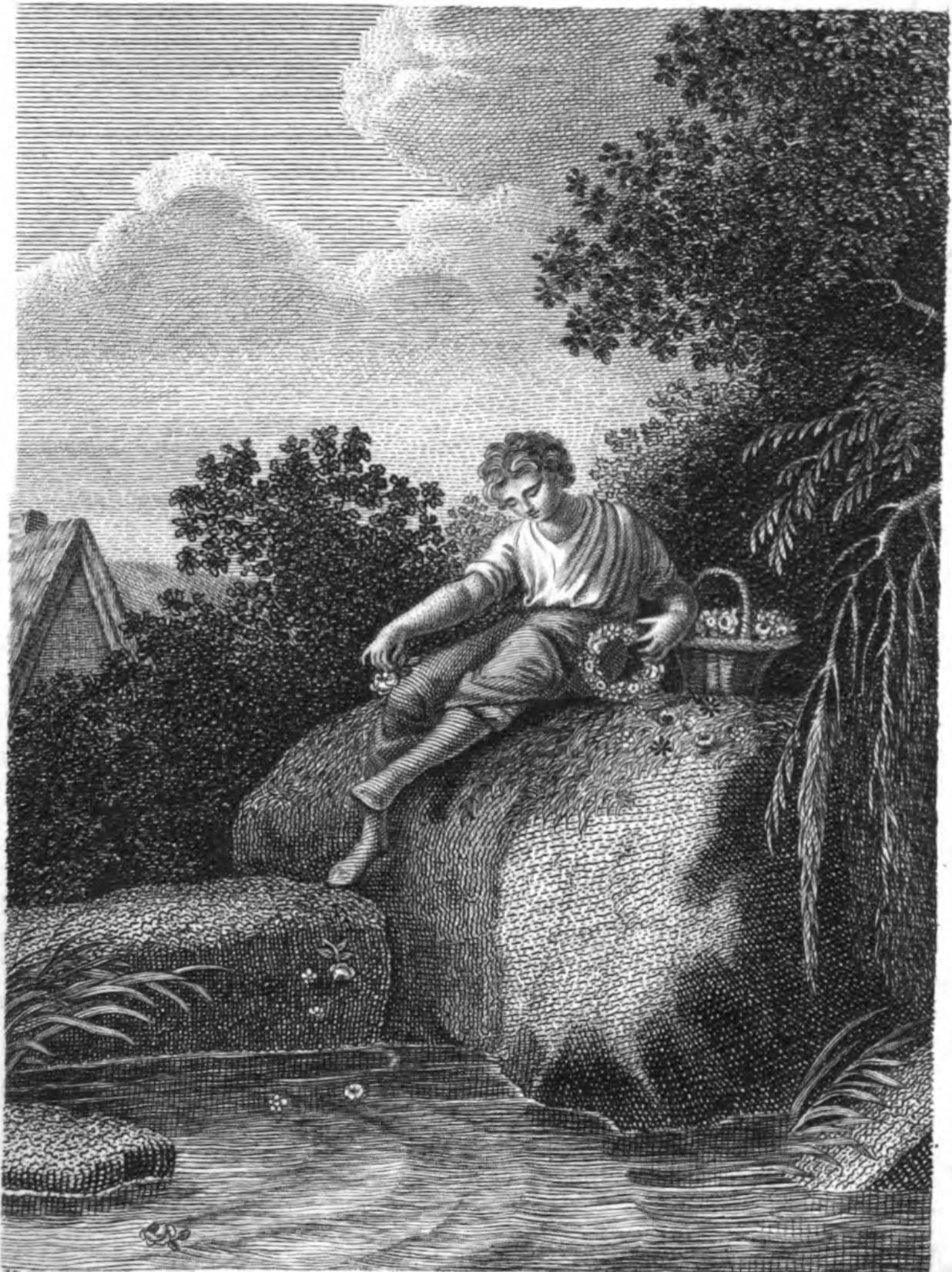
Des Mädchens Klage v. Schiller.



Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn.





H. Ramberg del.

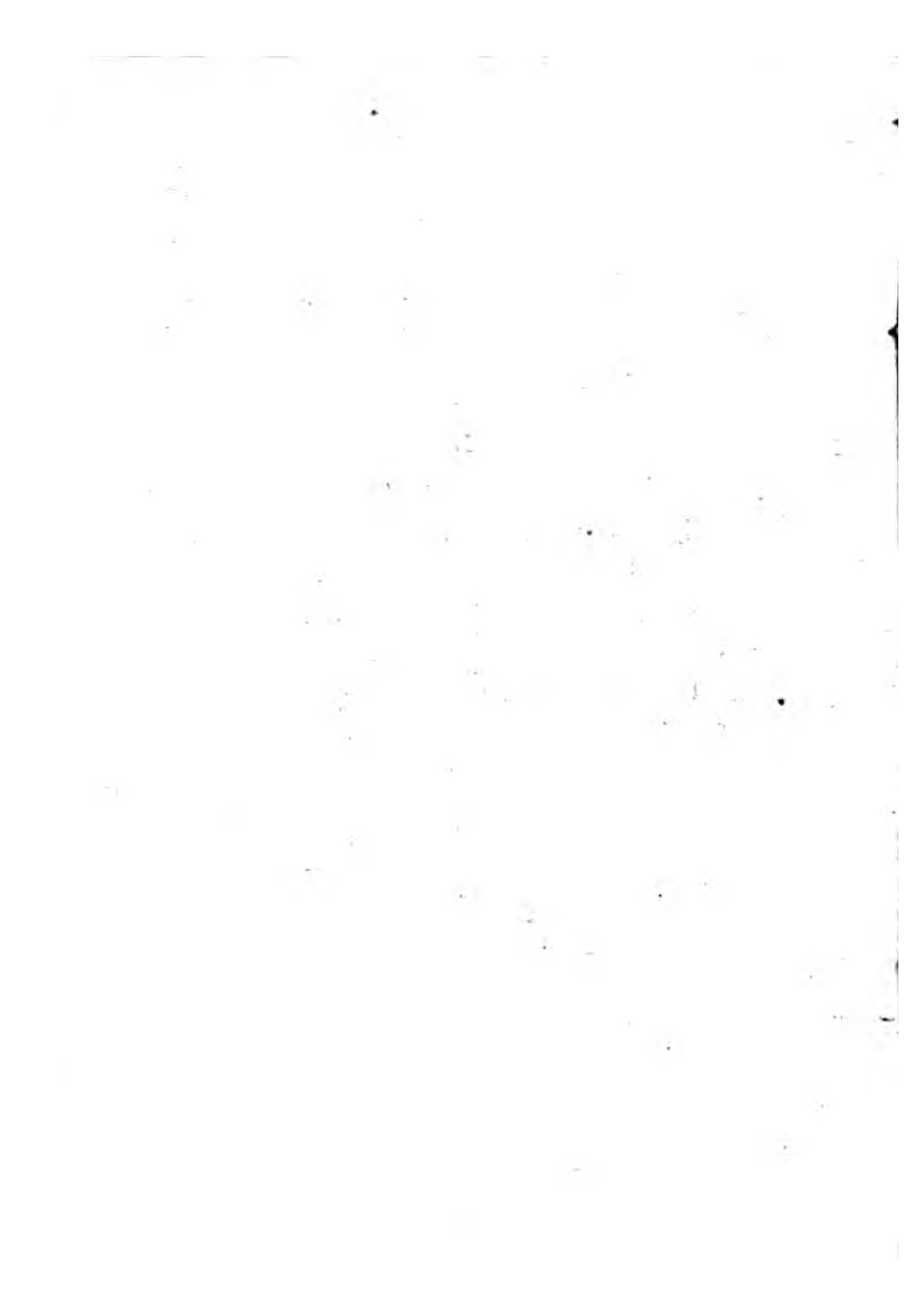
Krukenberg sculp.

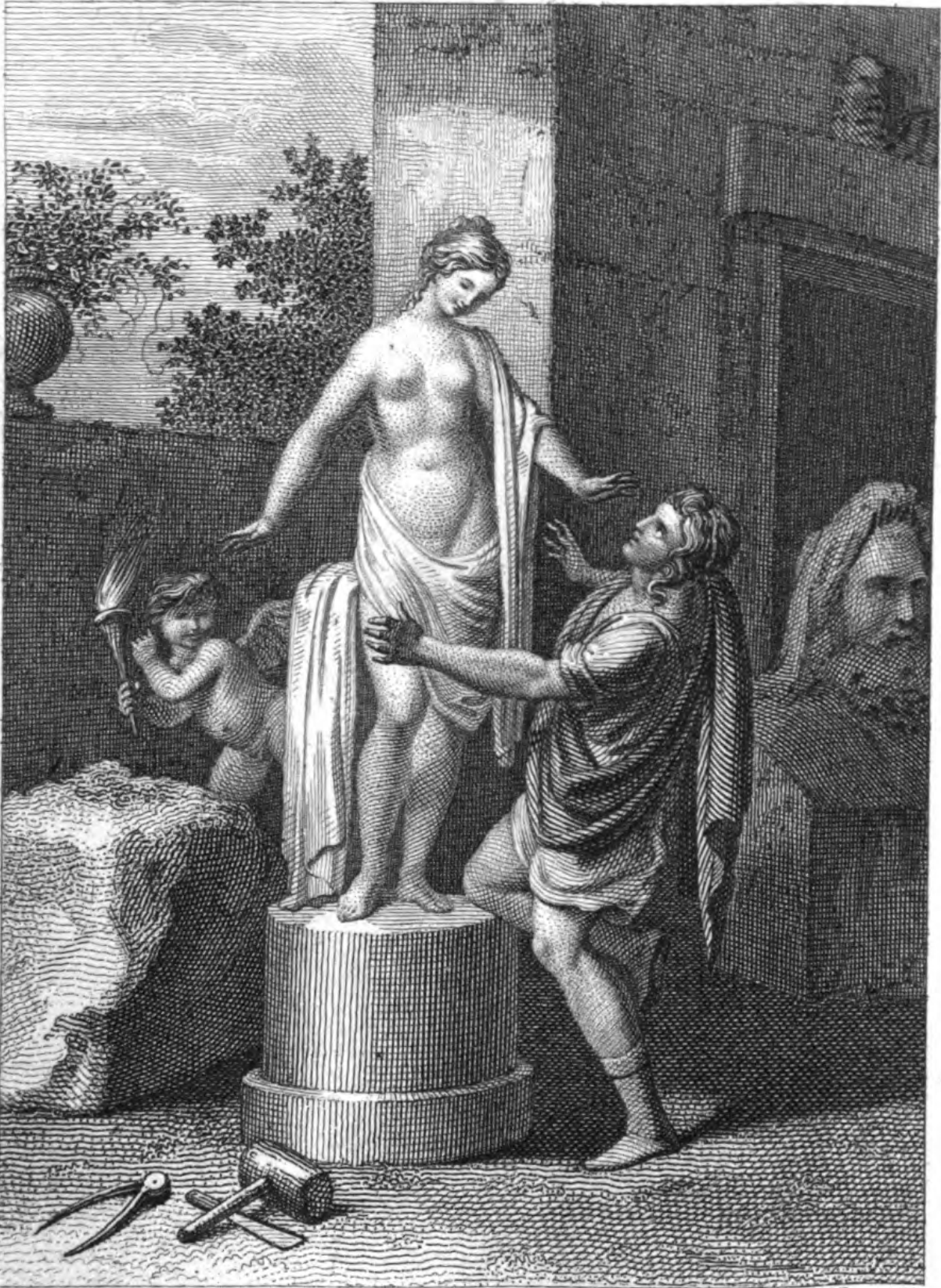
Der Jüngling am Bache v. Schiller.

Die Ideale.

1.

Wie einst mit flehendem Verlangen
- Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß;
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugenblust,
Bis sie zu athmen, zu erwärmen
Begann an meiner Dichterbrust.

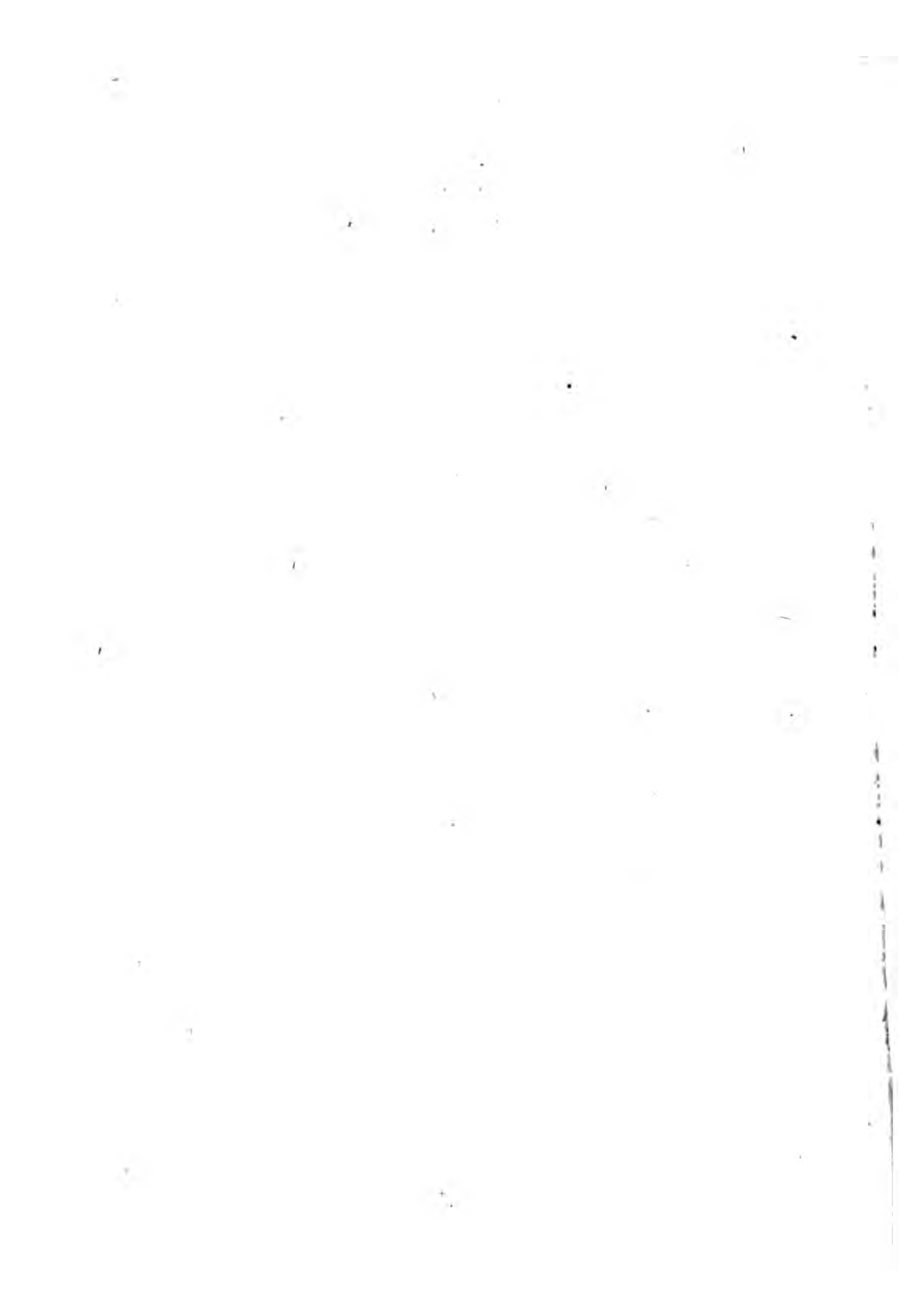




H. Raanberg del.

J. Buchhorn dir.

Die Ideale v. Schiller. 1.

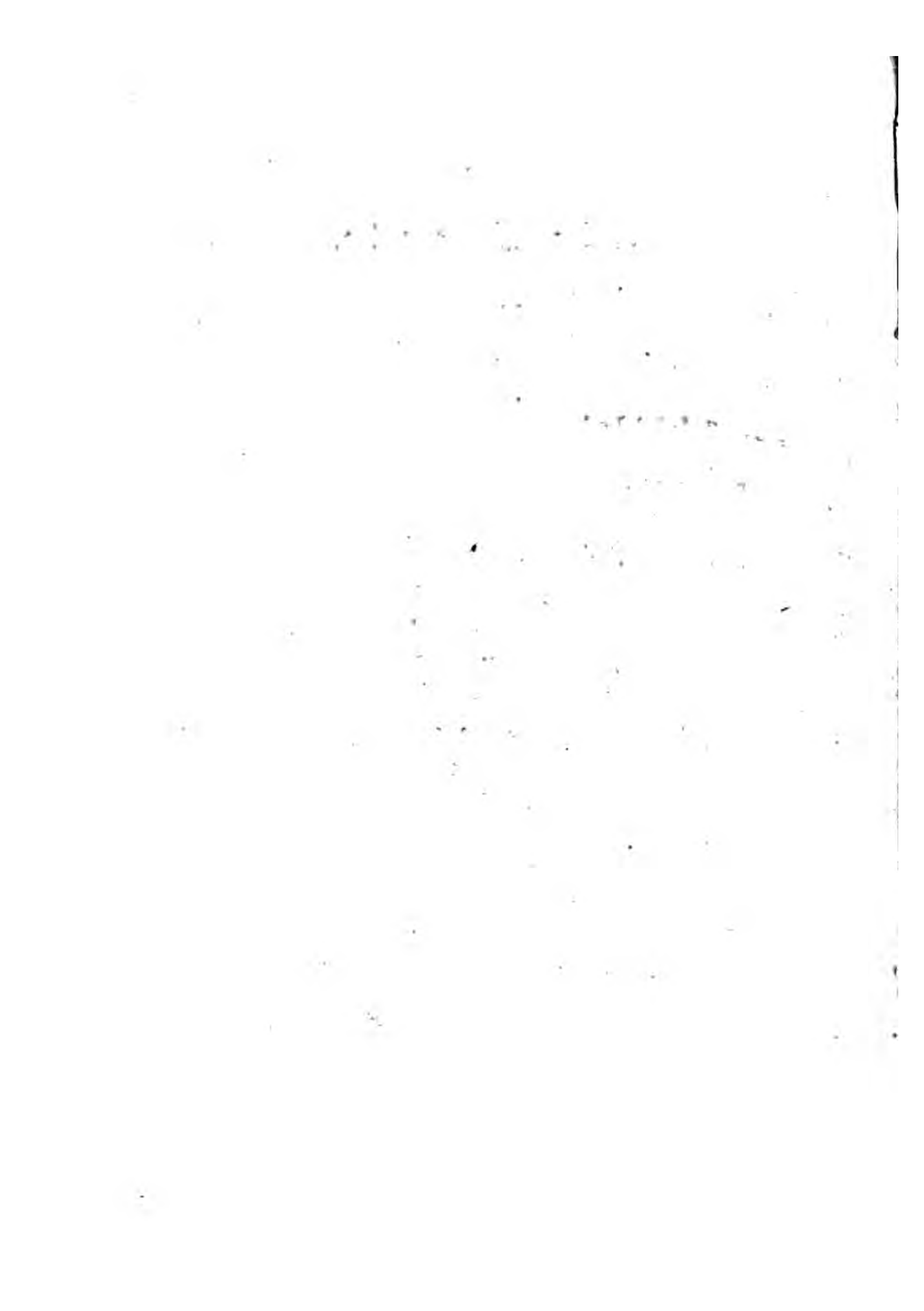


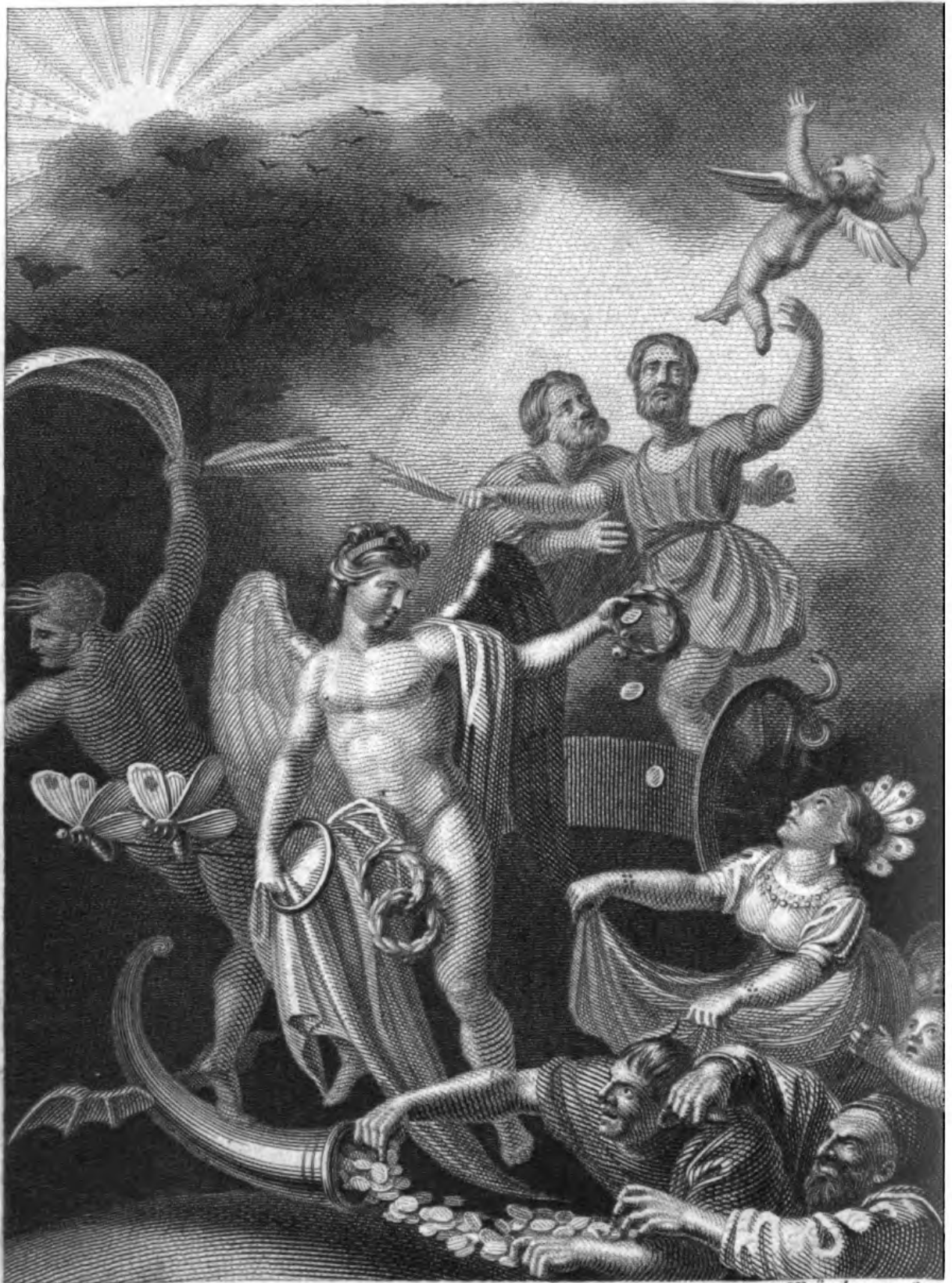
Die Ideale.

2.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkronen,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.

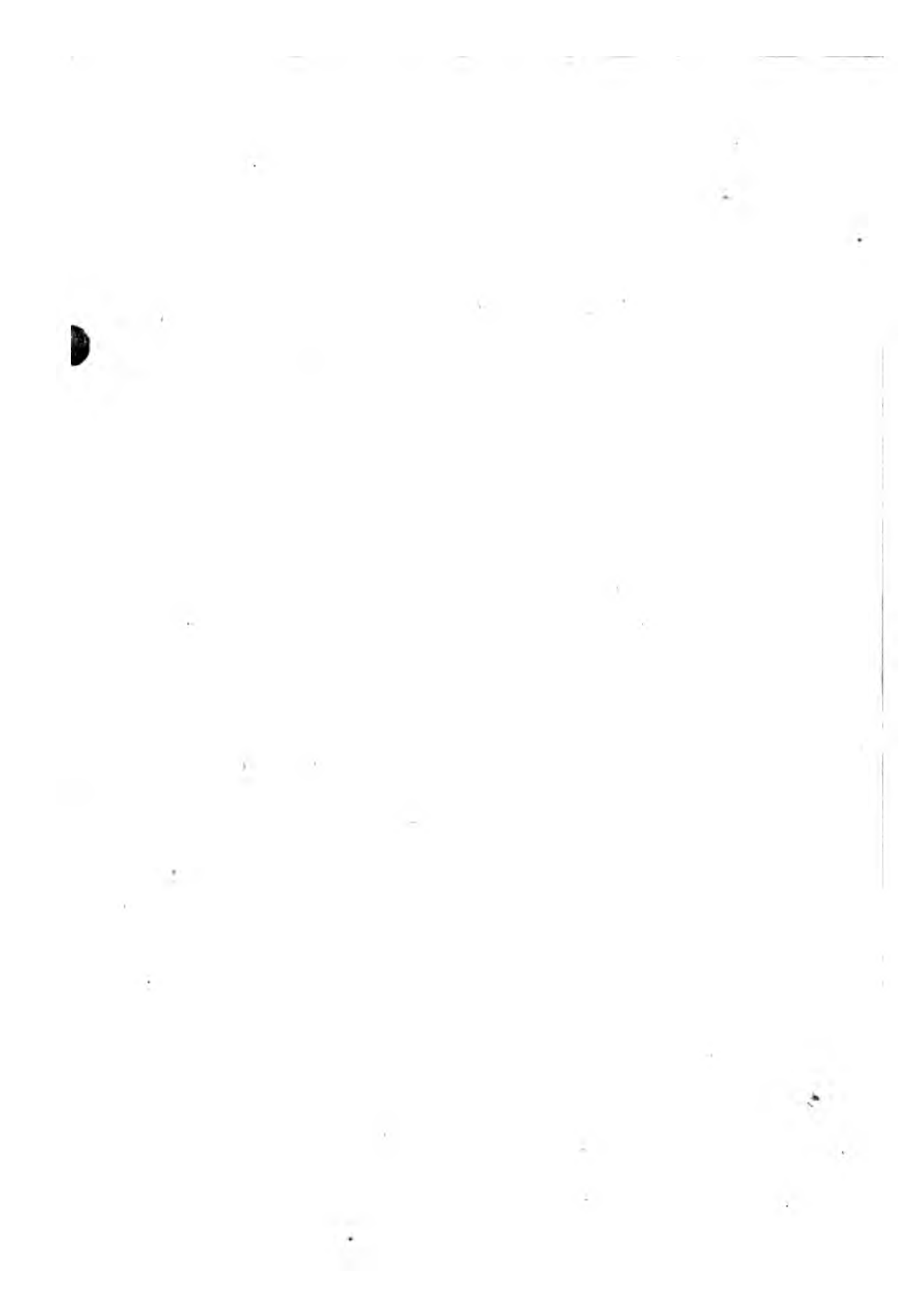




H. Ramberg del.

Buscher sculpt.

Die Ideale v. Schiller. 2.



T h u s n e l d a .

Durch eine allereinzige Stelle eines griechischen Schriftstellers kennen wir den Namen einer deutschen Frau, der allen Jahrtausenden wohl klingen wird, obgleich das, was zu seiner Verherrlichung uns bekannt geworden ist, in wenigen Worten sich zusammenfassen läßt, der Name *Thusnelda*. Nur aus den Nachrichten der Feinde ihres Vaterlandes wissen wir Einiges von ihren Schicksalen; und doch ist wohl selten eine Frau auf eine größere Art gefeiert worden, als *Armin's* Gattin in den wortkargen Annalen des *C. Cornelius Tacitus*.

Thusnelda war die Tochter *Segestes*, eines Fürsten der *Cherusker*, dessen Gebiet allem Anscheine nach auf dem linken Ufer der *Weser* im heutigen Fürstenthum *Lippe* gelegen war. Ihre Jugend fällt in jene Zeit, wo *Quintilius Varus* die Verwaltung der römischen Provinz *Germania* übernommen hatte (im J. 6. nach Christus), wo die müde gewordenen deutschen Völker für die römische höhere Bildung empfänglicher sich zeigten und ein freundlicher Verkehr zwischen Siegern und Besiegten die Jahre des Kriegs und ihren Haß scheinbar in Vergessenheit brachte. So weit schienen damals in Rom, und schienen wohl selbst den römischen Heerführern in Deutschland, die Sachen zu gehen, daß man in den unlängst eroberten Ländern rö-

mischeß Gericht, römisches Recht und förmliche Friedensverwaltung der deutschen Gauen nach römischer Sitte einführen könne. Im römischen Standlager, das Varus im Vertrauen auf den tiefen Frieden mitten im Lande der Cherusker, auf dem linken Ufer der Weser, aufgeschlagen hatte, suchten daher deutsche Fürsten bald Schutz, bald Entscheidung, bald Hülfe. Dort war Markt, und dorthin wurden die Lieferungen gemacht: dort verhandelten römische Advocaten die deutschen Streitigkeiten, und dort peitschten römische Victoren die solcher Strafen durchaus ungewohnten deutschen Männer: aller der Gräucl und Muthwillen nicht zu gedenken, die in der Nähe müßiger Heere die gewöhnlicher sind, wenn Uebermuth und Gewohnheit der Führer Alles glaubt erlauben zu müssen, damit ihnen selbst Alles nachgesehen werde.

Von allen den deutschen Fürsten, die Zeugen dieses Verfahrens der Römer, sich doch ihnen bequemen und an sie angeschlossen, ist keiner bekannter geworden, als Segestes, Thusnelba's Vater, der gekirrt durch die Auszeichnung des römischen Bürgerrechts, vielleicht in seinen nähern Verhältnissen noch einen nähern Grund zu haben glaubte, sich in seiner Verkehrtheit zu ihnen zu halten. Segestes Erbitterung gegen sein Vaterland sprach besonders sich aus durch Feindseligkeit gegen Armin, einen Fürsten der Cherusker, Segimers Sohn, der, wie es scheint, auf dem rechten Ufer der Weser, nordwestlich vom Harze, an der Spitze des Volkes stand. Das frühere Leben dieses großen Mannes ist uns unbekannt: nur das wird uns erzählt, daß er mit deutschen Hülfsstruppen im römischen Kriegsdienst gestanden, und daß er die Auszeichnung des Varus gewonnen hatte. Auch Armin war mit dem schmeichelnden Titel eines römischen Bürgers, sogar mit der Ritterwürde, ausgezeichnet worden: doch ohne Erfolg für seine Gesinnung. Und vielleicht war es Eifersucht auf so verschwendete Herrlichkeiten, weshalb Segestes den beliebten, von Allen geehrten Jüngling bey Va-

rus zu verdrängen und seinen ungebeugten Sinn zu verbächtigen suchte.

Ein Ausbruch des lange verhaltenen Grimms über die römischen Mißhandlungen brachte den Aufstand entfernter deutscher Stämme zu wege, der für Deutschlands Freiheit entscheidend warb. Quinctilius Varus beschloß, durch einen Strafzug ihn an Ort und Stelle zu unterdrücken und die Lust zu ähnlichen für alle Zeiten zu vertreiben. (Im J. 9 nach Chr.) Dieser Zug der Legionen wurde das Erweckungszeichen für alle deutsche Herzen. Sorglos, oder wenigstens so scheinend, gingen die Römer nordwärts: während Armin alle Bedrängte zu Schutz und Trutz verband, und zur Rache gegen die Römer vereinigte. Selbst Segestes konnte dem Sturm nicht widerstehen, und schloß sich dem ein und zwanzigjährigen Armin, dem Erwecker für des Vaterlandes Freiheit, an. Die Schlacht am Teutoburger Walde gab der deutschen Sache den Sieg. Varus fiel, durch das Schicksal und die Macht Armin's, sagt Tacitus. Nur jenseit des Rheins dauerte die ausländische Herrschaft.

Was aber nach jener Schlacht sich in Deutschland begeben hat, während Tiberius, um Rom zu trösten und den römischen Namen nicht vergessen zu lassen, entlang dem Rheine und nicht fernweg von ihm mit seinem Heere Streifzüge und Bewegungen ausführte, das haben die Schriftsteller, welche jener Zeiten gedenken, nicht genauer berichtet. In jenen Raum darf man aber die immer ärgere Verbitterung zwischen Armin und Segestes verlegen, die endlich in offene Kriege ausbrach, obgleich gerade in diesen Zeitabschnitt auch Armin's Vermählung mit Thusnelba, Segestes Tochter, fallen muß. Was diese Erbitterung herbeygeführt hat, das ist uns verborgen. Zwar will uns Tacitus glauben machen, daß Segestes Haß gegen Armin dadurch entstanden sey, daß dieser Thusnelba entführt habe. Aber Euden in seiner Geschichte des deutschen Volkes hat durch Gründe dargethan, denen

wenig entgegenzustellen seyn möchte, daß diese Entführung zuverlässig ein römisches Vorgeben sey, das durchaus keinen Glauben verdiene, weil alle Zeitumstände ihm entgegen sind. Wahrscheinlicher bleibt, daß Thusnelba, in der Gesinnung für Vaterland und deutsches Volk dem Vater unähnlich, vielleicht dem Wunsche der Fürsten zu genügen, die in dem Zwiespalt so mächtiger Volksführer nur Gefahr für das Vaterland sahen, etwa um das Jahr 13, dem Helden der Freiheit als eine Friedensbraut Herz und Hand gegeben habe. Doch ist es unmöglich, Gewisses darüber zu sagen. Daß übrigens dieses engere Verhältniß kein besseres zwischen den Fürsten herbeiführte, das ist das Einzige, was wir mit Bestimmtheit versichern können. Denn mag der Grund der Erbitterung gewesen seyn, welcher er wolle, die Folge ist geschichtlich, daß zu der Zeit, als Cäsar Germanicus allein in Deutschland als Herrführer zurückblieb, beide Fürsten im offenen Kriege sich gegenüberstanden. Anfangs, so muß man glauben, war das Glück Segestes günstig. Er hielt Armin gefangen. Später aber entkam dieser, jedoch allein, der Haft, und bedrängte nunmehr Segestes, in dessen Händen Thusnelba, mit seinem Sohne unter dem Herzen, zurückgeblieben war.

Gerade um die Zeit, als Germanicus die durch lange Unthätigkeit zur Meuterei gebrachten Heere durch einen Einfall in Deutschland wieder beschäftigen zu müssen glaubte, zu der Zeit, als er die Marsen überfiel, und auf dem Zuge Tanfana zerstörte, erscheint Armin wieder an der Spitze der Seinen, um mit ihnen, wie man glauben muß, Segestes zum Frieden und zur Zurückgabe der gewaltsam vorenthaltenen Gattin zu zwingen. Germanicus, der von dieser Partheiung der Deutschen sich Vortheil versprach, beschloß schnell eine neue Heerfahrt über den Rhein (etwa um 15 n. Chr.). Während derselben mag die Gesandtschaft des Segestes bey ihm eingetroffen seyn, die Hülfe erflehen sollte. Nichts war dem Römer erwünschter, als ein Un-

laß, tiefer in Deutschland vorzubringen. Augenblicklich entsendet er Truppen. Doch Segestes Sohn, den Jüngling Sigismund, der schon einmal im Sturme der Freiheit sich den Deutschen angeschlossen hatte, schickte er weißlich als Geißel an das gallische Ufer. Gegen Armin's Heer wird gefochten, und Segestes mit seinem Anhang und mit seinen nächsten Verwandten kommt in die Hände der Römer. Auch Armin's Gattin theilte dieses Schicksal. Weber zu Thränen gebeugt, noch mit einem Laute flehend, sagt Tacitus, schaute sie, mit unter der Brust verschränkten Armen, auf den Schooß, der Armin's Sohn harrte.

Fast wahnsinnig klagte Armin über die geraubte Gemahlin und über die Knechtschaft, der die Mutter seinen ungeborenen Sohn entgegentrug. In blutigen Schlachten nahm er Rache für den Verrath an seiner Liebe.

Thusnelba gebar in der Gefangenschaft einen Knaben, den Strabo Thumelicus nennt. Er ward zu Ravenna erzogen, und nur andeutend giebt uns Tacitus zu verstehen, wie seine Jugend gehöhnt und gemißbraucht ward. Drei Jahre alt, mußte der unglückliche Knabe mit seiner Mutter Thusnelba, wie Strabo versichert, den Triumph des Cäsar Germanicus herrlicher machen (im J. 17 nach Chr.), während Segestes, scheinbar geehrt, die Schmach der Seinen mit ansah.

Mit dieser Erwähnung verschwinden beide Gestalten aus den Geschichtsbüchern der Griechen und Römer, der einzigen, die uns Nachricht über sie hinterlassen haben.

Ist die Geschichte wortkarg gewesen, so hat die Dichtkunst desto reicher das Bild dieser unglücklichen Frau ausgeschmückt und Thusnelba's Namen, den Strabo nur durch Eine Anführung uns erhalten hat, tönt jetzt, allen Jahrtausenden gesichert, durch die Stimme der Muse.

Seit deutsche Dichter des Vaterlandes Ruhm zum Gegenstand ihrer Gesänge nahmen, stand Armin und Thusnelba obenan. Schon der alte Lohenstein feierte in einem dicken Romane, den freilich wenige unsrer Zeitgenossen

gelesen haben mögen, ihr Unglück, ihre Liebe und ihre deutsche Gesinnung. Aber namentlich seit Klopstock sind die nicht zu zählen, die in Weiden des Vaterlands schönsten Ruhm verherrlichten. Am Fuße der Alpen bey einer Schweizreise, die alle Erinnerungen vaterländischen Ruhms in ihm aufregte, faßte Klopstock den Gedanken zu jenem Gedichte, das er mit einem wiederaufgenommenen Worte Bardiet nannte, zu seiner Hermannschlacht. Über auch dieses Gedicht, wollen wir es offen bekennen, zeugt eher für die vaterländische Gesinnung des Menschen, als für den innern Beruf des Dichters: und so voll auch der in so vielen Beziehungen hochgeehrte Mann den Mund in der Widmung nimmt, wodurch er dieses Gedicht dem Kaiser Joseph (1764) zuschrieb: so scheint es doch eher gemacht, seine dichterische Berühmtheit herabzusetzen, als sie zur vollen Anerkennung zu bringen. Deutsche sind zwar gewohnt, daß Vieles ihnen als Schauspiel geboten wird, was durchaus nicht für die Scene gearbeitet ist: aber so sehr, wie diese Bardiete, entbehren wenige, als Schauspiele angekündigte Werke des dramatischen Lebens. Alle nicht völlig lyrische Stellen lassen beynah mehr als kalt, und auch diese, die Glück zu meist verlorengegangenen Melodien begeisterten, bewegen sich in einem sehr engen Kreise hohlklingender Nebenarten und sprechen ein studirtes Pathos aus, dem selbst die vaterländische große Gesinnung keine Belebung und Wärme mittheilen kann.

In Hermann's Schlacht hat sich Klopstock näher an die Geschichte gehalten. Im zweiten Bardiete, Hermann und die Fürsten, ist er schon weiter von der Geschichte abgewichen, Thusnelba ist gefangen; aber Hermann ist nicht der fast wahnsinnige Gatte des Tacitus, sondern mit beynah fürchtbarer Besonnenheit mahnt er zum Kriege, wenn der Ausgang weniger ungewiß wäre. Schon haben Beide einen so erwachsenen Sohn, Theube, von etwas frühreifer Empfindsamkeit, daß Hermann ihn feierlich bei Mana schwören lassen kann, seine Mutter blutig zu

rächen. Aber ganz vom Dichter erfunden ist das dritte Barbiet: Hermann's Tod, wo Thusnelba, die im Triumphe aufgeführt worden war, zu Armin zurückkehrt, um bey'm Aussterben ihres Geschlechtes die Letzte nach Armin zu seyn. Vielleicht erscheint Thusnelba im ersten Barbiete zu wenig eingreifend: aber in Hermann's Tode verliert sie in unserem Interesse durch eine Weichheit, die nur einer krankhaft schwachtenden Zeit gefallen kann. Vom Vater verrathen, hat sie, die deutsche Frau mit dem Sinne ihres Gemahls, Sklavenketten vor dem Triumphwagen geschleppt, hat den in der Sklaverei gebornen Thumelico verloren, der vor Gram über eine Verspottung im Theater gestorben war, und doch versichert sie Hermann, den sie „mein Liebenswürdiger“ nennt: „der Triumphwagen lag stets als eine Felsenlast auf mir; doch nun (seit der Wiedervereinigung mit Armin) ist er mir Staub, der aus der Blume weht.“ Sie versichert dem Armin, der sie sein „göttliches Weib“ heißt, daß sie „unaussprechlich glücklich“ sey, und wahrhaft spielend klingen die Worte der Zärtlichkeit, mit denen sich dieses der Vernichtung geweihte Titanengeschlecht an der Schwelle der Lebensstunden unterhält.

Wahrer erscheint jene Thusnelba, die ein zu früh verstorbener Dichter der neuern Zeit, Heinrich von Kleist, in seiner Hermannschlacht uns vor die Augen führt, obgleich das ganze Gedicht nur ein Bild einer nicht allzu fernern Vergangenheit ist, das in den Rahmen jener fernern Ereignisse gefaßt ward. Heinrich v. Kleist's Hermannschlacht, die Eingebung eines unbezwinglichen Hasses und einer lebendigen Liebe, stellt jene sagenhafte Vorkwelt dadurch so lebendig vor uns hin, weil er eine Gegenwart, die bedrängte und begeisterte, wie die Noth unter Varus, in beynah tastbaren Gestalten mit geschichtlichen Namen sich um uns bewegen läßt. Uebrigens auf die alterthümliche Färbung verzichtend, gab Kleist den Handelnden nur die Gesinnungen, die unter gleichem Ver-

hältnisse in jeder Brust noch ganz kürzlich erwacht waren; und das Bild gewann ansprechendes Leben, weil Jeder in sich fühlte, daß solcher Unterdrückung keine andre Klage, solchem Haß kein andres Mittel der Abwehr gegeben seyn könne. Kleiß's Thusnelba versteht zwar weniger pathetisch zu sprechen, als Klopstock's; sie weiß zu necken, ist nicht ganz frei von aller Eitelkeit; obgleich sie Mutter zweier Knaben ist (Rinold und Adelhart), die alt genug sind, dem Marbod als Geißeln zugesandt zu werden; aber sie theilt des Gemahles Herz für Deutschlands Sache, und als sie des Ventibius Prahlerei mit ihrer geraubten Locke erfahren, versteht sie, nur allzuempfindlich sich an dem geckenhaften Römer zu rächen. Es ist eine Amazone, diese Thusnelba, in der Zeit eines wildbewegten, fessellosen Kriegs, mit einem jungfräulichen Herzen in der schönen Brust: und wir wollen es offen bekennen, Armin's Thusnelba mögen wir eher uns muthwillig scherzend mit ihrem Gemahl, und beynah empörend streng gegen den Römer denken, der sie in ihren weiblichsten Empfindungen verletzt hat, als im fortwährenden Krampfe jener mit etwas tollgewordenen Redensarten spielenden Liebe und in der süßlichen Empfindelen eines, auch die äußerste Schmach vergessenden Sympathisirens. Wenn die Giganten gegen die Titanen kämpfen, sind es nicht Rosenszweige und Bachkiesel, die sie sich zuwerfen: und Arme, die Riesenfichten und Granitblöcke geschleubert haben, sind zu gewaltig, um mit Rohrhälmschen und Binsen zu spielen.

Doch zweifelt wohl Niemand, daß Thusnelba's Bild noch der vielfältigsten Auffassung fähig, daß durch die beiden genannten Dichter ihre Darstellung nicht erschöpft sey. Mag die Dichtkunst sich auf's Neue an ihr versuchen, wie die bildende es in dem beyliegenden Kupfer gethan hat. Der Stoff wird nie die Schuld des Mißlingens tragen.

Die Kazianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde

von Wilhelm Blumenhagen.

Ueber eines der schönsten Thäler Slavoniens goß der Mond sein mitternächtiges Silberlicht. Kein Luftzug regte sich; still, wie die Furcht oder die Erwartung, schien die Natur sammt ihren Geschöpfen zu lauschen mit verhaltenem Athemzuge. Das Thal breitete weit im Zirkel seine sammetgrünen Teppiche aus; westlich senkte sich ein kahler Bergrücken mählig zu dem weichen Schooße hinunter, als habe sich der Gebirgesgnome diesen Weg gebahnt, darauf hinabzusteigen zu den Quell-Nymphen, welche drunten ihr Silberwasser in vielen Bächen spielend mischten, und vom ungeheuern Walde her, der südlich an das Thal sich schloß, ihre unversiegbaren Urnen in die geschlängelten Wasserbecken ausgossen. Nördlich rauschte der Draustrom reißend durch hohe Ufer, und umspülte die starke Beste Effegg, auf deren Mauer an hoher Stange der türkische Halbmond glänzte, des kriegerischen Sultans Soleyman Feldzeichen, hier bewacht durch den Mahomet Jahiaoglis, seinen Statthalter zu griechischer Weissenburg, unterdeß der grimme Eroberer selbst in

einem andern Welttheile die Perser das Gewicht seines Hornes fühlen ließ. —

Auf der Gebirgsfläche im Westen lagerte das Heer des römischen Königs Ferdinand des Ersten, des Bruders und Stellvertreters Kaiser Karls; die freyen Sandplätze wurden bedeckt von langen Reihen weißer Gezelte, und wo der Wald heranreichte, hatten die leichten Ungarn und die gewandten Böhmen die Zweige der Eichen und Buchen zu dichten Laubhütten verflochten, und mit ihren kleinen Reiterfahnen, den Wappenschilden ihrer Führer und den bunten Muschelzäumen und Silberdecken ihrer trefflichen Rosse verziert. Wachtfeuer brannten und knisterten im großen Halbzirkel, leuchteten aber nur matt unter dem reinen Mondlichte; dunkle, gespenstige Schatten bewegten sich am trüben Holzfeuer, und zuweilen tönte nur ein dumpfer, heiser Anruf durch die tiefe Stille. —

Ganz vorn, auf der letzten Abdachung des Berges gegen das Thal hin, stand vor dem verglimmenden Wachtfeuer ein schweres Geschütz, eine Karthaune der größten Art, und öffnete ihren gelben, blanken Schlangenrachen gegen die östlich gelegene Weste. Auf dem glatten Rücken des dräuenden Mordschlundes saß Scipio von Landenberg, ein deutscher Junker, den müden, krauslockigen Kopf auf den Ellbogen gestützt, und neben ihm lehnte an dem schweren Radgestell Franciscus von Steinbrunn, ein Ritter aus Kärnten, Jener im leichtern Kriegerpuß, mit Blechhaube

und Kürasß, dieser in schwerer Reitertracht, von dem Scheitel bis zur Sohle mit Stahl bedeckt. Rechts vor ihnen schlummerte ein Haufen deutscher Lanzknechte auf dem Sandboden zusammengedrückt und geballt, wie ein hundertköpfiger Drachenleib; links des Geschüßes stand eine Anzahl schwerer Pferde gekoppelt, und vor den schönen Thieren lagerte, an der Erde in gerader Linie hingestreckt, ein Duzend schwerer Reiter, deren Eisenzeug rasselte bey jeder Bewegung, die Einer der wackern Kriegersleute im Halbschlummer machte.

„Was starrst Du in die Nacht hinaus mit weit-
aufgerissenen Augen, Franciscus? unterbrach Scipio
die lange Stille. Gönn' dem Leib die Ruhe; lege
Dich nieder auf das harte Bett; müssen doch Deine
Gebeine erlahmt seyn vom gestrigen Scharmüßel, bey
dem Dein gutes Schwert allein funfzehn Ungläubige
vom Rosse warf. Laß mich wachen; ward mir doch
träge Ruh mit meinen armen Leuten, seit wir auf
dem verdamnten Fleck liegen und hungern für das
Waterland.“ —

„Meine Knochen sind todtmüde,“ erwiederte Stein-
brunn, ohne seine Stellung zu verändern, „aber meine
Seele ist wach und lebendig, und in Besorgniß krank.“ —

„Wenn Euch ältere, erfahrene Männer die Furcht
quält, plauderte der Landenberger fort, wie soll's
denn seyn mit uns, die wir zum erstenmal im Fel-
de liegen, die Sporen zu verdienen? Da hat man
uns in dieses vertrackte Land hereingeführt, und gegen

dieses barbarische Volk, welches den Krieg führt, als wäre er eine Tigerjagd, aus jedem Strauche mit Speer und Pfeil wirft, keine ritterliche Haft kennt, sondern nur ein henkerisches Kopfab, und Nasen und Ohren, die Zierden des Menschenangesichts, sackweise nach Hause sendet als jämmerliche Trophäen. Und oben-
 drein kommt nun dieser Zug von Copreiniß bis hieher ohne Proviant, ohne Biscoten und Weinschläuche, durch eine Flur, auf welcher das türkische Sichel-
 schwert nicht einen Halm gelassen oder einen Obstbaum. Allen Respect gegen unsern General = Feldobristen! Aber dieser Mahomet = Beg ist schlauer, als der ehrliche Krainer; er hat Slavonien und das schöne Pos-
 sega aufgegeben, hat uns in diesen Teufelswinkel ge-
 lockt, um die ohnmächtigen Hungerleider bequem zu schlachten, und die kopflofen Leichname dann auf der
 Drau und Donau hinunter zu flößen bis in das schwarze Meer, damit seinen Landen der deutsche Leichenduft keine Pestseuche einimpfe, und die Majestät zu Wien die Begräbniskosten von dreißigtausend wackern Solda-
 ten erspare.“ —

„Junker Scipio, wahre Deine Zunge!“ antwor-
 tete Franciscus. „Der Feldmarschall ist ein braver Degen, aber auch ein grimmiger. Hörte er den Hauptmann seiner Vorwacht also murren, möchte morgen das Kriegsgericht den Plaudermund stumm machen für ewig. Der Ragensteiner folgt seiner Or-
 dre. Er soll Slavonien reinigen von den Turban-
 trägern; er soll die Uebergänge und Brücken der Drau

frey machen für Oesterreichs Heeresmacht, daß der Weg sich öffne nach Ofen, um dem Erzfeind, dem Johannes von Zapolia, der es wagt, sich König von Ungarn und Siebenbürgen zu schreiben, den Gar aus zu spielen.“ —

„Der Anschlag ist gut, entgegnete Scipio, wäre die Ausführung nur eben so. Daß man den Feldzug eröffnete, ehe denn der wilde Soleyman aus Persien heranfleugt, ist gescheidt; denn er ist der Kriege- und Sieges-Gott dieser Barbaren-Horden, und wo er fehlte, jagten die deutschen Schwerter immer die Sarazenenbrut; daß man dem Zapolia auf den Leib rückt, ist gut, ist gerecht; soll doch dieser Abtrünnige, welcher die unbefleckte Krone der tapfern Hungarn, sich und sie beschimpfend, vom Sultan zum Lehn nahm, freventlich verwogen geprahlt haben, käme Er mit dem Soleyman nach Wien, wie vor acht Jahren, so wolle er den Ferdinand mit einer glühenden Eisenkrone krönen lassen, wie er es einst that mit dem Georg Zecho, dem ungarischen Bauern-Rebell. Aber wer reitet mit einem Hengste zum Turnier, der acht Tage keinen Hafer roch? Wer sicht mit einer Klinge, die voll Rostflecke ist, und bey jedem Hiebe ausbricht? Der hungernde Soldat verliert das Vertrauen auf sich selbst, und läuft lieber rückwärts nach der heimathlichen Schüssel, wohin sein Magen drängt, als vorwärts der Schlachttrompete nach, wo er seinen Leib den Raben zur Mahlzeit bringt.“ —

„Der Soldat soll nicht murren!“ antwortete

— 0 —

Steinbrunn streng. „ Schnalle Deinen Seitengurt fester um den hohlen Leib, und denke, daß das Lagerleben kein Ballfest ist, wo vom gastfreyen Wirth der Ueberfluß zum Gott des schwelgerischen Tages gesetzt wurde. Entbehrungen gehören zu den Alltags-tugenden des Kriegsmanns; er hungert, damit die Brüder sicher speisen; er stirbt, damit die Brüder sicher leben; das ist die Glorie seines Standes, nach der Du ringen mußt. Vertrauen auf den Feldherrn macht kleine Heerschaar unüberwindlich; wo es ermangelt, werden Hunderttausende zur Lämmerheerde vor Einem kühnen Schlächter. Und dürfen wir nicht vertrauen? Hat dieser Johann Kazianer von Kazenstein bey Wiens gräuelvoller Belagerung nicht sein schönes Theil gethan zur Rettung der Kaiserstadt? Hat er nicht am Kärnthertore den wilden Türkensturm abgeschlagen, und dadurch Oesterreich errettet von Schmach und Verwüstung? Ernannte ihn nicht dafür die Majestät zum General der Besatzung und zum Landeshauptmann in Krain? Hat er nicht im Sternberger Thale mit dem Pfalzgrafen den stolzen Cassan-Beg niedergeschlagen sammt allen seinen Janitscharen? War es nicht Er, der mit dem Wälsch Paul bey Grätz den grauköpfigen Obrist-Bascha erschlug, für dessen Leben der weinende Sultan gern zwanzigtausend Andere verloren? Hat er nicht schon einmal Pest und Dfen genommen mit kühn-geschickter Feldherrnhand? — Wo solche Thaten auf der Tafel der Geschichte sprechen, da geziemt es nicht, zu zweifeln. Die Tuba

der Fama klingt hell zu allen Erdtheilen und Geschlechtern, und wir sollten ihr das Ohr verstopfen, weil wir einige Tage lang den gewohnten Becher und die Fleischschüssel entbehrten? Schåme Dich, Scipio!" —

„Ihr habt gut reden, Ihr Reiter auf starkem Rosse, das überall Weide findet;" sprach der Landenberger mürrisch. Wenn Ihr auf dem Streifzuge das Lager umkreiset, so trifft Eure Lanze dort im Forste den Feisthirsch; schnell ist der Braten zerlegt, das Gewehr, welches ihn tödtete, wird zum Bratspieß, und die Mannschaft zehret, in das Moos gelagert, am Leckerbissen; oder Ihr quartirt Euch in die Hütte des Bauern, und sprecht seiner Milchammer zu, werdet selbst zum härtigen Milchmädchen bey Kuh und Geiß, und stoßt als Habichte in seinen Hühnerhof; der Hakenschuß aber muß fortziehen in Reih und Glied, und geduldig harren, bis des Proviantmeisters Küche sich ihm öffnet. D hättest Du es angesehen, wie die armen Bursche niedersanken auf dem Marsche, wie jedes Dorf einige Hundert behielt für seinen Kirchhof; hättest Du den Grafen Hardeck, meinen mannlichen Julius, vor seiner Fahne sinken sehen zu Balpo, wie er drey mal sich aufraffte, drey mal ihn Fieber und Ohnmacht niederwarf, und seine bleichen Schützen ihn in die nächste Bettlerhütte trugen, drin ein armselig Sterbebett zu finden, Du würdest murren, wie ich, fluchen, wie ich. Er ist hin, der edelste und der schönste unserer Waffenbrüder, und Tausende werden ihm nachfolgen. Und was wird werden allhier? —

Alle waren verträstet auf Effeggs schnelle Eroberung. Nun kam das Geschütz endlich dem Heere nach; das schönste Geschütz ward hier aufgeführt; Alles lauerte ängstlich auf den gewaltigen Donnerschuß. Da hatten die Herrn Arkebusiere blöde Augen gehabt, kaum über das halbe Thal reichte die Kugel, und die Generale standen mit blassen Wangen, und den Kriegsräthen schien der Rath selbst zu gebrechen. Wie soll da der Soldat nicht zagen, wenn er in den Blicken der Feldobristen den Muth erlöschen sieht!" — „Still! fiel Steinbrunn ein. Ich höre Hufschlag vom Lager her!" — Beide stellten sich gerade neben einander; die Schildwacht rief an, das Lösungswort tönte zurück, und ein halbes Duzend Reiter kamen im Schritt herangeritten. Der General-Obrist selbst war es, Johann von Ragenstein, und mit ihm More Laßlaw, der Obrist der Husaren, und Ghunrik, der Sachsen-general. Majestätisch prangte auf dem schweren Hengste die kräftige Gestalt des Feldherrn, hoch und breit-schulterig, wie ein Hünenbild; der vergoldete Kürass engte die breite Brust, und unter dem langbesiederten Hute dräuete ein Heldeuanliß mit dunkeln Blißaugen und wohlgeformten Zügen, umflattert von dicken Grauloßen, Gewitterwolken gleich, die zerstörende Wetterstrahlen einhüllen.

„Da ist der Platz, General!" sagte er zu dem Sachsen, dicht neben der Karthaune sein Roß parirend und mit starren Augen hinunterblickend in das mondbeleuchtete Thal. „Von hier aus ist es unmöglich. Dar-

um muß das Lager verlegt werden, trotz aller Widersprecher und Meider, denn ich muß die Stadt haben, und sollte ich den Mond, der drüber am Himmel hängt, auf sie herabschmettern.“ — Chunriß ritt vor mit dem Husarenobristen, und Beide vertieften sich in ein angelegentliches Gespräch über die Gegend. Indes fielen des Felbherrn Blicke rechts und links auf die Vornwachten. Die Kärnthischen Reiter waren aufgesprungen, und standen in militärischer Ordnung neben ihren Pferden; die Fußknechte jedoch lagen noch im vorigen Knäuel am Boden, und regten kein Glied. Stuhig sah der General-Obriß auf den Hauptmann Scipio, und sein Blick erglühete in sprühendem Zorne.

„Was ist das, Herr Hauptmann?“ fuhr er auf, und trieb sein Roß mitten zwischen die erschreckenden Schläfer. „Hat man Euch auf ein Faulbett beordert oder zur ersten Vornwacht? Und Ihr, Junker Landenberger, seyd Ihr doch ausstaffirt mit sammetner Pluderhose und Silberschnäbeln, als ginge es zum Hofballe in der Burg zu Wien, und nicht gegen blutgieriges Feindesvolk. Im Glendskoller und dem Frieswamse haben wir uns geschlagen am Wiener Thurm, und so bin ich geworden der erste Mann im Reiche. Ist der Führer ein äffischer Thor, werden die Soldaten Müßiggänger und Faulbäuche.“ — Zusammenfuhr der Junker, und seine Rechte fiel an den Degen; doch besann er sich zeitig, neigte das junge Haupt in kriegerischem Gehorsam, und sagte im verbissenen Groll: „Der Sinn und die Faust macht den Krieger aus,

nicht das Kleid, mein Feldherr! Die Antwort möget Ihr suchen, wenn Ihr mich morgen fechten sehet im Thale, und falle ich, wird der plündernde Muselman, der mich entkleidet, meinen, es sey der Mühe werth gewesen, Schwert und Geschöß an dem Landenberger zu versuchen.“ —

Die Lanzenknechte hatten sich jetzt gleichfalls in zwey Glieder gerichtet; ein grauer Korporal trat vor, dicht an den Steigbügel des Feldherrn, und legte salutirend die Linke an die Blechkappe.

„Haltet zu Gnaden!“ sprach er trozig, „und schimpft unsern Hauptmann nicht ohne Recht. Ist wer zu schimpfen, so sind es die, welche uns hiehergetrieben, an Hunger und Pest zu verenden, wie abgejagtes Bagagevieh. Gebt halter Wein und Semmel, und Ihr werdet die alten Schützen finden. So stirbt die beste Mannschaft auf den Straßen, und Ihr könnt nach einer Woche versuchen, ob Ihr mit Eurer Riesenzaust allein jene Mauern umzubrechen vermöget, und ob der türkische Halbmond sich neiget vor Eurer einsamen Hoheit.“ — Scharf faßte Kasianer den fecken Sprecher in's Auge, sein Mund zuckte dabey unter dem Knebelbarte, und mühsam sammelte und zwang er das aufbrausende Meer der Leidenschaften. „Du bist der Nickel Eichsheit;“ sagte er langsam mit verhaltener Stimme. „Du standest treulich bey mir zu Wien in der Bresche, und solltest stolz auf die Ehre seyn, die Du dort mit dem Kasensteiner theiltest. Dein Troß ist Sünde an mir und Dir. Die sächsischen

Völker sind eben angekommen, mit ihnen der Bischof von Agram, der uns den versprochenen Proviant herbeiführt; doch der Gilgenberg, unser Proviantmeister, ist ausgeblieben, und welcher Hauptmann ihn betrifft, mag ihn hängen lassen; denn er allein ist Schuld an der Noth unserer lieben Soldaten. Du sollst essen, Trichscheit, aber in Ketten und enger Baracke bey dem Strickreiter; denn Muth und Treue geben keinen Freyschein für Insubordination.“ — Er winkte, und einige seiner Ordonnanzen führten den betroffenen Korporal ab in das Lager.

„Sind sie noch nicht zurück? Habt Ihr nichts vernommen?“ wandte sich jetzt der General-Obrist zu dem Reiterhauptmann von Steinbrunn.

„Kein Mann von den Hinausgerittenen ist herein,“ antwortete Franciscus. „Gegen Mitternacht fielen fernhin, rechts im Thale, ein Duzend Schüsse vom Pistol oder aus leichtem Rohre, und bald darauf donnerten zwey schwere Geschütze los; hoch tönte der Schall, als käme er vom Berg, doch nicht von Esseggs Binnen. Seitdem ist die Gegend grabstill worden, und nichts Lebendiges hat sich vor uns gerührt.“

— „Ich wollte, der Waisch Paul wäre allein geschickt,“ sprach Ragianer vor sich hin, „und ich hätte den Michael bey mir behalten. Zu tollkühn, überschreitet der Hungar leichtlich die Ordre, und könnte die Schwarzen mit gestürzt haben in das Verderben. Sendet mir Botschaft in das Hauptquartier, sobald nur irgend ein Reitermann zurückkommt, und haltet

Euch kriegsmuthig; es ist ja der Ragensteiner, dessen heller Stern noch immer den falben Türken-Mond verdunkelte.“ —

Fester preßte er den Federhut auf die grauen Locken, drückte dem Rosse die Sporen ein, und gallopirte am Bergrande hin zum nächsten Posten. Die Generale und Ordonnanzen folgten ihm. Lange sahen ihm die beiden Hauptleute der Vornacht nach, ohne ihr unterbrochenes Gespräch neu zu beginnen. Der Landenberger ging mit untergeschlagenen Armen umher, bis sein Gefühl übergährte, und er mit glühendem Gesicht dicht vor dem Steinbrunn anhielt.

„Ist das ein Ehrenmann?“ fragte er heftig. „Darf er des Königs Offiziere also öffentlich beschimpfen? Und was muß ich thun dabey?“ —

„Still schweigen!“ antwortete Franciscus. „Es nehmen, wie Wort der düstern Laune von Vatersmunde, und bey der nächsten Action zeigen, daß er sich irrte in Dir. Ich wette, dann wird das öffentliche Lob den Scheltsspruch dreyfach gut machen. Wären nur die schwarzen Panzerreiter erst wieder hinter dem Wachtfeuer!“ —

„Und ihr Obrist, Dein Michael!“ fiel der Landenberger ein. „Nun weiß ich, warum Du in die Nacht hinausblicktest, wie ein sehnsüchtiges Mädchen. Aber der Michael ist auch ein Anderer, als der Vater. Alle seine Tugenden hat er geerbt, doch die Flecken ihm gelassen. Der Alte ist ein Kind des Krieges, voll wüster, unbezähmter Leidenschaften, rauh, hart

und grausam. Zäh flammt sein zerstörender Zorn auf, und unversöhnlich ist sein Haß. — Der Sohn ist wie von Mars und Venus erzeugt, mild, menschlich, treu und wahr, ein Adonis im Eisenkleide. An jenem Baue ist kein Hüttendach; denn fürchten mußte ich den Vulkan in jedem Schlummer; an diesen lehnte ich gern mein liebes Haus; denn Schutz und Mitgefühl wäre mir sicher.“ —

„Und dieser kehret vielleicht nicht mehr, ist gewesen, und Du hältst ihm den Leichensermön so eben!“ seufzte Steinbrunn, indem er mit Wärme des poetischen Junkers Hand drückte.

Da rief wiederum die Schildwacht ihr: Wer da! und zugleich schallte der Schlag vieler Hufe aus dem Thale her. „Vivat Ferdinandus! Georgius sanctus cum nobis!“ tönte mit hungarischem Accente das Feldgeschrey herauf, und eine dunkle Reitermasse trabte gegen den lehnansteigenden Hügel; frohsinnig traten ihnen die Hauptleute entgegen.

Voran den Reitern ritt der kühne Wakisch Paul, ein kurzgedrungener, verb gebaueter Mann, in hungarischer, mit goldenen Schnüren besetzter Tracht; das wirre Kraushaar deckte die schwarze Spitzenmütze, auf der ein breiter Adlerfittich wehete; statt des Mantels umflatterte ihn ein Tigerfell, und ein schwarzer Bart hing zottig vom aufgeworfenen Munde nieder. Mit dem Grusse: „Io Reggel Kedves Baratom! galloppirte er eilig, so wie er die Höhe gewonnen, auf seinem schlanken, lichtbraunen Pferde dem Lager zu,

und ihm folgte die Schwadron leichter Hungarn, in deren Mitte man einige gefangene Muselmänner bemerkte. Auf ihre eigenen arabischen Pferde hatte man diese Glenden festgebunden; ihre Arme und Füße waren um den Leib des Thieres geknebelt, und jeder scheue Seitentritt der flüchtigen Kasse erschütterte schmerzhaft den gefesselten Gebieter; die weiße Kleidung der Armen war vom Blute geröthet, das aus Schultern und Schenkeln quoll, welche die muthwilligen Husaren mit den Spitzen ihrer Säbel nur leicht, aber schmerzhaft stachelten. Kein Wehgeschrey ließen die Söhne Mahoms hören; nur ein leises Allah! stießen sie hervor, und wendeten zuweilen den kahlgeschorenen Kopf, den man des Turbans beraubt, rollten die großen, grimmfunkelnden Schwarzaugen, und knirschten mit den weißschimmernden Zähnen.

Hinter den schnell und ordnungslos vorbeysprengenden Hungarn folgten die schwarzen Panzerreiter, deutsche, gefessete Krieger, trotz der Nacht Glied und Schluß haltend. Auch zwischen ihnen ritt ein gefangener Türk, jedoch fesselfrey, und an ihrer Spitze glänzte in blanken Stahlwaffen Michael Kasianer von Kasenstein, ihr Obrist, eine hohe, herrliche Gestalt, mit der Majestät des Vaters die Blüthe und Lieblichkeit des schönsten Jugendalters vereinigend. Der junge Held wechselte einige Worte mit seinem Hauptmann; dieser ließ hierauf seine Leute abschwänken, und commandirte sie, im Schritt gegen die Zelte zu marschiren, indeß der Obrist seinen stolzen Goldfuchs

zu der Vornacht lenkte, und dicht neben der Karthaune abfaß.

„Willkommen Michael!“ rief Hauptmann Steinbrunn. „Ihr seid lange geblieben, und habt uns Angst gemacht.“ —

„War es doch auch eine heiße Nacht!“ antwortete der Ragensteiner, tief Athem schöpfend, und den Helm vom Haupte auf den Sand werfend, daß das lange, gelockte Haar in dunkeln Schweifen sein edles Gesicht und den muskelvollen Hals umwogte. „Und baldigst, Freund, wäre mir der Heimritt erspart worden. Ich sah Deinen Fahner bey Dir, Franciscus, den kundigsten Wundarzt unserer Reiter. Rufe ihn her, denn meine Schulter brennt, und mein Koller ist naß, wie ein Schwamm vom Blute.“ —

„Du bist wund?“ rief der Kärnthner erschrocken, und sprang hin, den gewünschten Reiter zu rufen. Der Landenberger half unterdeß die Panzerstücke des Obrist lösen, und fragte zugleich neugierig: „Ihr habt Feinde eingebracht? Habt Ihr vergessen, daß bey Trommelschlag der Befehl verkündet wurde, keinem Ungläubigen Pardon zu schenken?“ —

„Wir hatten andere Ordre!“ antwortete Michael, indem er sich auf den Boden setzte, und den Rücken gegen das Gestück legte, während dessen der wundenkundige Fahner die Schulter untersuchte, und Franciscus mit einem brennenden Kienscheit dazu leuchtete. „Der Vater wünschte einige lebende Moslems, und sein Wunsch ist erfüllt, kostete er auch sechs wa-

kere Kriegerleute. Er wird von ihnen erpressen, was zu wissen Noth thut, klingen auch die Nachrichten vielleicht nicht sonderlich seinem Ohre." —

Wiederum näherten sich jetzt vom Lager her zwey Männer, und als die Offiziere sie im Mondlicht erkannten, stellten sie sich gerichtet auf, und begrüßten sie respectvoll. Der Erste war der Graf Ludwig von Radron, der General der italischen Hafenschützen, eine trockene, lange Gestalt, Stolz im tiefliegenden Auge, der gewölbten, kahlen Stirn und der Römer- nase, als Hauptzug seines charaktervollen Gesichts bloß tragend für den ersten Anblick. Die reiche, römische Kleidung von gelbem Sammet, der blutroth scheinende Federwald auf dem breitgerandeten Biberhute zeigte den Mann von hohem Range und höherm Dünkel. Neugierig trat er herzu, und als er bey dem Lichte der Kienfackel den jungen Razensteiner erkannte, zogen sich seine schwarzen Augbraunen dicht zusammen.

„Was sehe ich, Herr Obrist?“ sprach er mit tiefer Stimme. „Den wichtigsten Auftrag gab dem jungen Blut der hohe Herr Vater, und Ihr säumet, den Rapport zu bringen, auf den ein halbes Hundert gebienter Offiziere in höchster Spannung wartet? Habt Ihr auch schon ein Theilchen gewonnen vom Uebermuthe des General = Obristen, daß Ihr kaset mit den Freunden in beleidigender Nachlässigkeit? Haltet auch Ihr die Kriegergefährten nur für schlechte Monde, die den Glanzplaneten gehorsam und dienend

umwandeln müssen, die nur als Folie glänzen für
Euern erträumten Sonnenglanz?" —

„Ich bin verwundet, verehrter Graf, wenn auch
nur durch einen Streifschuß, doch derb verblutet und
erschöpft,“ antwortete mit Tönen der Liebe und Ehr-
furcht der junge Katzensteiner. Schon steht der Wa-
fisch Paul im Zelte des Feldherrn und stattet den Be-
richt ab über den gelungenen Nachtzug. Wie möget
Ihr zürnen, daß mir das Leben lieb wurde, seit sich
die Hoffnung auf mich niedersenkte, sein schönstes Ju-
wel aus Eurer Hand zu empfangen? Soll ich das
junge, thatenlose Daseyn nicht sparen, damit ich ver-
dienen darf, worauf mir das Schicksal den Anspruch
schenkte, damit mein Name, gleich gerühmt, wie der
des Vaters, würdig eintreten möge in den Stamm-
baum der tapfern Labrons, und die edle Ermuda nicht
einen dunkeln Rittersmann beglücke?“ —

„Wir stehen im Felde, Herr Obrist,“ entgeg-
nete finster blickend der General, „und schlagen nicht
die Laute unter dem Balcon eines liebesiechen Fräu-
leins. Vergesset das nicht, mein Herr von Katzen-
stein.“ —

„Liebe und Ehre, und Ehre und Liebe, sind des
Ritters Paniere;“ antwortete innig und warm der
Jüngling, „und was seit der Tafelrunde, was seit
Carolus Magnus Heldenkreise bis jetzt vom adeligen
Blute Großes geschah, vollbrachte man unter diesen
Fahnen, und unter ihnen reichten sich der edle Römer
und der edle Deutsche die verwandten Hände.“ —

„Und wird mir die Verwandtschaft lieb bleiben?“ sprach der Graf vor sich hin, mit ernstem, hartem Ausdrücke. Erschrocken sah Michael auf zu ihm.

„Welch böser Geist hat Euch heute gefaßt?“ fragte er schmerzlich. „Könnt Ihr, der mir den Sohnes = Namen gab, der mir in seinem Schlosse die Werbung erlaubte um die holde Tochter, der unsere Wonnen mit zu fühlen schien, als sich in Wien die jungen Herzen verständigten, könnt Ihr solch herbes Wort mich hören lassen in demselben Augenblicke, wo ich blutend von einer Sarazenen = Kugel vor Euch liege, da mich der Schmerz durchzuckt aus heißer Wunde?“

„Du bist ein wackerer Junge;“ fiel der Graf, sich besinnend, ein; „doch wer verbürgt, daß nicht in Dir versteckt derselbe böse Saame schlummere, den die Sonne des Glücks aufgehen ließ in Deinem Vater zu einer Distelflur, die Jeden tödtlich sticht, der sich ihr unbedacht zu nähern wagt? Meinst Du, ich hätte den Kern der italienischen Jugend erworben und hergeführt auf Ferdinands Befehl, daß die tolle Unbesonnenheit dieses Sohns der Fortuna sie schlachten solle seinem Dünkel, der nicht auf Rath hört, nicht gelten läßt die Erfahrung Anderer? Ist es nicht Raserey, die stärkste Beste des Landes nehmen zu wollen mit halbverhungerten Soldaten? Warum gilt dieser Böhmen = General, der Albrecht Schlick, ihm mehr, als ich und meine Freunde? Aus dem Hussitenlande kam dem Kaiserhause schon des Bösen viel, und dieser Böhme bringt mit seinem großsprecherischen Mault-

werk ohne That uns auch nichts Gutes. Ihr traget die weiße Rahe im Schilde, die auf dem guldnen Berge sitzt. Der goldenen Schätze gab Ferdinandus Euch die Fülle, und schnurrend bewacht sie der Raster. Ein Bild der Vorsichtigkeit nennt es der Wapenherold; ich habe die Kralle gefühlt und den weißen Zahn, und nenne es ein Bild der Falschheit und Rachsucht, die von hinten anfällt, was sie hasset." —

„Herr Graf von Padron!“ fuhr Raganer in die Höhe, und schlug mit dem ehernen Handschuh gegen das metallene Geschütz, daß solches laut erklang. „Was beliebt, mein Obrist?“ fragte der General höhnisch. „Reget sich in Euch das Ragensteiner = Geblüt?“ —

„Ihr seyd ja Ermudas theurer Vater!“ setzte der Jüngling dem heftigen Ausrufe zu. „Nur Ihr dürfet unter diesen Tausenden Euerm Unmuthes solche Worte geben.“ —

„Seht da, des Waters ächter Sohn!“ lächelte der italische Graf mit Spott. Für Wahrheit Schwertschlag, für guten Rath Todeswunde. Und meine weiße Taube sollte ich in die befleckten Krallen jagen? Suchet Euch einen Schwiegervater auf Deutschlands Felsenhorsten, wo der Raubvogel nistet. — Und habt Ihr gute Botschaft mitgebracht? Ist diese Feste übermorgen unser, wie es der große Held von Wien geträumt? Wird sie ein Lazareth uns bieten für unser Fußvolk, das wie gespenstische Todtenschatten der tolle Führer gegen hohe Mauern treibt?“ —

„Die Botschaft wird den Vater nicht erfreuen;“ entgegnete Michael zu Boden blickend und sein Gefühl bezähmend. „Von hieraus ist Esfegg nicht zu nehmen. Der Beg hat ein Kloster rechts auf der Höhe zu einer unbezwinglichen Schanze gemacht. Die Stücke von da bestreichen das ganze Thal, und legte man das Lager weiter vor, würde es in einer Stunde ein Aschenuhaufen und Todtenhügel werden. Ich trage eine Probe der sichern Traubenschüsse von dort an meiner Schulter. Auch ist die Macht des Mahomet nicht so gering, als wir geglaubt. Von Ofen, Weißenburg, Samandria hat er die Besatzungen an sich gezogen, rüstige Janitscharen und Martellosen; die Sanzacken haben von Ost und Süd ihm ihr leichtes Volk geschickt, das jubelnd und beutegierig sich ihm stellte, und was das Böseste, auch der Ustreff-Bascha sandte ihm seine Bosniaken, ein trefflich ausgerüstetes Reitergeschwader, welches Amurath aus Sebeniko befehligt, der beste Reitergeneral des Sultans, derselbe wüthende Renegat, der Clissa nahm, und die Thore dieses Schlosses mit vielen edeln Christenhäuptern schmückte.“ —

„Amurath ist uns gegenüber, der Kirchenschänder, der gottlose Lasterer?“ fuhr der alte General wie ein Kampf lustiger Jüngling auf. „Kazianer! Das bläset meinen Unmuth empor zur Flamme des Hasses. Hättest Du mein Kriegsvolk nicht hungern lassen, so dürften wir morgen hinaus in das Blachfeld; dann wäre mein der schönste Tag geworden, mich zu mes-

fen mit diesem Renegaten, mit diesem Judas auf Klinge an Klinge!" —

„Scheltet den Bischof von Agram und den Schlickenberg;" antwortete Michael unwillig. „Wird denn der Haß auch in dem Gerechtesten zum heillosen Gifte, das auch das reinste Auge blind macht? Verlangt Ihr vielleicht, der Vater sollte die Hofbäckerei von Wien mitgenommen haben, und selbst am Ofen wachen über die Kuchen für Euern Mund?" —

Der Graf drehte sich abwärts mit zusammengebissenen Lippen, da stürmte ein Ordonnanzoffizier heran, fragte nach dem Obrist, erzählte von des Vaters Angst um ihn, und dieser stand auf, ehrfurchtsvoll von dem General Abschied nehmend, ordnete seine Rüststücke wieder, und folgte dem Boten in des Lagers leichtgebaute Stadt. —

Am Morgen nach dieser Nacht saß der Kriegsrath des Heeres versammelt im Prachtgezelte des General-Feldobristen. Der schwarze Adler in weiße Seide gestickt, flatterte von der Kuppel des blendenden Seinenhauses, dessen Eingang mit Purpurdecken verhangen, dessen Boden mit kostbaren Teppichen belegt war. Ueber den Zeltstangen des Einganges prangte auf einem großen Silberschilde das Wappen des Feldmarschalls, die weiße Krone auf goldenem Berge, im rothen Felde, und eine Schützencompagnie, Hauptmann Ernst von

Brandenstein an ihrem rechten Flügel, hielt Wache bey der Fahne, dem Geschütz und den Trommel-Pyramiden, welche auf dem runden Plage vor dem Hauptquartiere dräuend und zierend zugleich aufgestellt standen.

Drinne im Gezelt saßen um einen Feldtisch Herr Johann Kasianer, der Graf Labron und Albrecht Schlick, der Böhme, der Freyherr Hanns Ungnad von Sonnegk, Landeshauptmann in Steyer und Herr Hanns Mager von Fuchsstadt; an den Leinwänden umher standen die tapfern Obristen des christlichen Heeres, das würdevolle, ruhmbedeckte Alter mit der kernvollen Kraft der Jugend gemischt. Vor dem Tische befanden sich fünf türkische Gefangene, und der Geheimschreiber des Feldherrn beendete so eben das Protokoll ihrer Aussagen.

„Es ist hinreichend;“ sprach jetzt der alte Kasensteiner. „Führt die Ungläubigen hinaus, und tretet ab, Ihr Herrn Offiziere, damit wir im engern Ausschusse beschließen, was in des Königs Dienste das Beste sey.“ —

„Herr Waksich Paul!“ setzte da der Böhme Schlick hinzu, indem seine stechenden Blicke an den Wänden umherliefen, „Ihr habt diese Hunde eingebracht; habt nun auch die Güte, sie sofort draußen zusammenwerfen zu lassen durch Eure ungarischen Säbel! Nehmet ihnen schnell Augen und Zunge, damit Keiner dem Erzfeinde des Kreuzes berichte, wie er

hier des Reichs beste Offiziere habe bleich werden sehen vor türkischer Aufschneideren und Lüge.“ —

Bier der Muselmänner warfen sich, da die Husaren = Wache, die sie umstellte, die Säbel erhob, auf die Erde, schlugen mit den kahlen Häuption den Sand, und erhoben die Hände bittend unter einem schauerlichen Wehgeheule. Der Fünfte, ein blutjunger Mensch, den der farbige Turban mit dem Reiterbusche und die goldenen Sporen als einen Mann von Stande verkündeten, stand unerschüttert, erhob stolz den schönen Kopf, und seine schwarzen Gazellen = Augen führen wie suchend an dem Kreise der kaiserlichen Offiziere hin.

Da trat Obrist Michael Kasianer hervor, und stellte sich rasch zwischen die Gefangenen, mit seinem Leibe den jungen Türken deckend gegen die Waffen der Husaren. „Mit Verlaub, meine hohen Generale!“ sprach er erhigh, „diese feindlichen Männer bekamen unser Ehrenwort als Lebensversicherung, wenn sie frey und wahrhaft beantworteten, was ihnen abgefragt würde. Verzeihet, daß ich daran erinnere, und Eurer Vergeßlichkeit zu Hülfe komme.“ —

„Bürgest Du, daß sie uns Wahrheit sagten?“ fragte der General = Obrist, stuzig ob des fecken Benehmens des Sohnes.

„Der Erfolg wird es lehren; bis dahin müssen sie verwahrt werden;“ antwortete Michael.

„Müssen sie?“ entgegnete mit Spott Graf Albrecht Schlick. „Meinet Ihr das so fest, Herr Obrist

der schwarzen Reiter? Ich meine das anders. Ungläubigem Heidenvolke sein Wort zu halten, davon steht nichts in unserer Glaubenslehre, und im Kriegsgebrauch hat ihr Sultan uns das Beyspiel des Gegentheils hundertfach vorgezeichnet. Hinaus, Herr Wafisch, mit den Hunden, und thut an ihnen, was befohlen worden!“ —

„Nein! sage ich, nein!“ rief mit einer Donnerstimme der junge Reiterobrist, und seine Gestalt schien riesenlang zu wachsen, als er zornig den Helm auf das Haupt warf und die Hand legte an das lange Schwert. „Soll der Christ dem schlechten Muster des Heiden folgen? Soll der deutsche Ritter seinen Adelspiegel suchen bey dem arabischen Raubgesindel? Dieser Bosniak ist mein Gefangener; mein Schwert hat ihn entwaffnet, meine Schwarzen haben ihn eingebracht. Er hat mein Ritterwort für sein Leben, und wo ist der Mann in ganz Oesterreich, der sagen könnte, Michael Kazianer habe jemals von seinem Worte ein Titelchen unerfüllt gelassen? Wer meiner Ehre solchen Flecken anhängen möchte, müßte zuvor den Michael zum Leichname machen. Mag Herr Wafisch Paul mit seinem hungarischen Schwure es halten, wie er will; sein sind die Bier; mein ist der Eine; dieser steht hinter meinem Schilde; ich werde ihn zu schirmen wissen, und drängten alle Speere Eurer Böhmen auf mich ein.“ — Mit starker Hand faßte er die Rechte des bosnischen Kriegers; er riß ihn mit

sich hinaus aus dem Zelte, und Niemand wagte, ihn zu hindern.

Graf Schlick wandte sich erbozt zu dem Felbherrn. „Und Ihr duldet solches vom eigenen Sohne, Herr von Raxenstein?“ fragte er heftig. „Duldet das in Gegenwart der Generale Eures Heeres?“ —

Der alte Raxensteiner hatte mit scharfen Blicken der Scene zugeschaut, und man sah, daß nicht der Unwille vorwaltete in seiner Seele. „Wer den Feind fing, dem ist er eigen;“ antwortete er ernst. „Findet Ihr darin etwas Unrechtes und Außergewöhnliches? Und ich meine, ein Raxensteiner darf immer seinen eigenen Weg gehen in des Königs Diensten; das Kaiserhaus hat bis jetzt nicht Schaden gehabt dabey.“ —

„Und wer dem Feinde also Wort hält, dem darf der Freund vertrauen!“ setzte der Graf von Labron halblaut hinzu, als spräche er mit sich selbst. Der Böhmen-General warf feindselige Blicke links und rechts auf seine beiden Nachbarn, winkte grimmig dem Obrist der Husaren zu, und die Gefangenen wurden vor das Gezelt geschleift, und niedergestossen.

Der Kriegsrath, welcher darauf gehalten, artete in einen heftigen Wortkrieg der Meinungen aus. Der Oberfeldherr wollte kein großes Gewicht auf die Aussagen der Gefangenen legen; er bestand fest auf seinem Vorsatze, Eslegg zu nehmen, und dem Könige Ferdinand das gegebene Versprechen zu halten. Wäre

die jetzige Lagerstatt nicht der rechte Platz dazu, so sey ein anderer zu suchen.

„Daß der Feind sich nicht herauswagt in das Blachfeld der Schlacht, zu der das weite Thal den Raum darbeut,“ sprach er, „ist ein sicheres Zeichen seiner Schwäche und Furcht. Mein Auge hat schon den rechten Fleck erkundet; der Wald muß umgangen werden; an seiner Spitze liegt eine Höhe, der Stadt gleich; von dort soll das Geschütz die Mauern niederschmettern, und durch die Bresche führt mein Feldherrnstab Ferdinands Völker zum gewohnten Siege.“

„Allen Respect Euerer Glücke und Eurer tapfern Faust!“ entgegnete der Graf von Radron. „Aber hier gilt es nicht, Husaren in den Feind zu führen mit wildem Halloh, sondern mit dem Vortheile des Kaiserhauses die Sorge zu verbinden für einige zwanzig tausend brave Soldaten. Ihr, Herr General-Obrist, habt nur die Reitererhey um Euch gehabt auf dem Zuge; ich habe das Fußvolk fallen sehen vor Erschöpfung, wie die Fliegen im ersten Decemberfroste. Darum rathe ich keine Schlacht und keinen Sturm, sondern einen Rückmarsch nach Walpach, wo der Soldat Magazine findet. Dort den Lobst von Silgenberg gehangen, den Krieger und sein Roß aufgefüttert, und dann den Doppeladler vorwärts getragen zum sichern Siegesfluge. —

„Rückmarsch?“ fragte Kazianer verächtlich. „Diese Araber sollten die kaiserliche Fahne fliehen sehen, bevor ein Schwertschlag geschah? Wem von Euch,

Ihr Herrn, kann solch ein Vorschlag genügen? Sprechet freymüthig!“ —

Der Hungar Bamphi Waltffar stand auf und sprach: „Wahr ist es, was der italiensche Herr geäußert, das Fußvolk trägt kaum die Waffen mehr, der Türke kennt die Noth, darum hält er sich feyn ruhig in seinen Mauern, und denkt nach wenigen Tagen ohne Wehr zu schlachten. Wie wäre es, mein Feldherr, wenn wir ohne Rückzug auf kürzerem Wege gewönnen, was dem Heere mangelt? Zwey Meilen von hier liegt Schloß Hermand; gefüllt sind dort die Kornhäuser; ein Ueberläufer verrieth mir's; das Schloß ist schwach, und leicht zu nehmen, und schnell kehrt dann die gestärkte Schaar zu Esseggs Thürmen.“ —

„Ziehet nach Walpach! Kranke erstürmen keinen Maierhof!“ rief Graf Ladron dazwischen.

„Mit Guerm Walpach!“ unterbrach ihn der von Fuchsstadt. „Zeiget diesen feigen Hyänen die Flucht, und Ihr werdet sie alle augenblicks an Eure Fersen locken. Ein Schlag muß geschehen, und sie betäuben. Nach Esseg! stimme ich, und ginge der Weg dahin durch die Hölle.“ —

„Nach Esseg!“ rief auch der Freyherr von Sonnegk. „Ist auch der Marsch dahin gefährlich, wird die Erstürmung dagegen desto leichter seyn. Das Geschüß in der Stadt hat kein Räderwerk; und an zweyhundert Stücke sind in dieses Thal gerichtet. Nicht schnell genug wird Mahomet es nach jener Seite zu

bringen vermögen, die wir zum Sturme auserfahren. Die Christen der Vorstädte werden den Glaubensbrüdern zufallen, und diese Eine Anstrengung wird uns mit dem Siege allen Ueberfluß gewähren.“

„Ziehet nach Walpach!“ murrte der alte Ladron fort. „Ich höre schon das Flattern der Raben und Geyer über den Leichenhaufen der Unfern.“ —

„Ihr seyd überstimmt, und könnt Eure Prophezeiung für Euch behalten!“ antwortete Johann Kasianer mit Hitze. „Graf Albrechts auserlesene Reiterschaar wird unsern Marsch decken, und daß die Meider nicht sprechen, der Feldherr schon sein Blut, soll mein Michael mit seinen Schwarzen die Arriergarde bilden. Sobald der Morgen dämmert, brechen wir auf.“ —

„Wohl denn!“ entgegnete der Italiener mit düstern Blicken. „So laßt auch meine Fähnlein im Zuge an diesem Plage wehen, den Ihr für den gefährlichsten haltet. Man soll nicht sagen, daß der Graf Ladron aus Furcht zum Rückzuge gerathen habe.“ —

Alle Generale erhoben sich von den Feldsesseln; Graf Ladron aber trat beim Scheiden nochmals dicht vor den General = Obristen hin, und sagte leise, ihn scharf anblickend:

„Ich achte den tapfern Kriegsmann in Euch, Kasianer; aber die Vorsichtigkeit Eures Wappenbildes hätte dieses Mal mehr gelten sollen, als das Vertrauen auf die scharfe Kralle. Wohl dem von uns

Beiden, der einen Ehrentod findet von Feindes Hand." —

So verließ er das Gezelt zuletzt; der alte General-Obrist sah ihm gedankenvoll nach, und ging mit langsamen Schritten in das Innere seines leinenen Pallastes.

Die Befehle für die Veränderung der Lagerstatt wurden schleunigst ausgefertigt, und kaum verkündete das Dämmerlicht den Tag, so sanken die weißen Häuser; in einzelnen Abtheilungen brachen die Regimenter auf, und nach einander schlugen sie die Straße ein, welche in einem großen Bogen durch die Waldung zu dem von dem Feldherrn bestimmten Ziele führte. Die Böhmen und die Italiener schlossen den langen Zug, und die letzte Colonne bildete Obrist Michael von Katzenstein mit seinen Panzerreitern.

Der prächtige Wald wölbte sich zu einem Laubdome mit seinen thurm hohen Bäumen und üppigem Blätterwuchse über der Kriegerschaar, und geschützt vor den Pfeilen der Sonne, vom erquicklichen Duft der blühenden Gesträuche angehaucht, athmete der Soldat wieder freyer, und die Hoffnung gab ihm den verlorenen Muth zurück. In der Mitte der bärtigen, schwarz geharnischten Männer ritt der gefangene Bosniak, dem man sein persisches Roß zurückgegeben. Ingrimig sah der schlanke Mann auf seine Begleitung; nur auf ihrem Anführer weilte oft sein Feuerauge mit mildern Empfindun-

gen, und scharfe Blicke des spähenden Falken warf er rechts und links im Dickicht umher, wenn hie und da ein schmaler Seitenpfad sich öffnete, als erwarte er Befreyer und Rächer.

Wortlos war Michael der Schaar vorangeritten. Als der Wald sich jetzt lichtete, die Straße sich in mehrere Wege spaltete, als ihr äußerster Bogen sich näherte, und man vom Gebirg herab durch die dünnern Baumgruppen hie und da die Feldflur schimmern sah, befahl er Halt, vertheilte sein Regiment in Compagnien, und ließ die Hauptleute mit diesen die einzelnen Seitenpfade durchtraben, um nachzuforschen, ob keine feindlichen Streifer der Arriergarde gefährlich werden könnten. Er selbst hielt unter einem Laubgewölbe mit seiner Leibschwadron, und ließ sie absetzen und sich erquicken. Auch der Bosniak wollte vom Sattel steigen, doch der Obrist selbst verhinderte ihn daran; er ritt mit ihm abseits zu einer lichten Stelle des Holzes, und verlangte laut von ihm, daß er ihm die Namen der Dorfschaften und Schlösser nennen möchte, die man rundum aus den Getreidefeldern sich erheben sah. Bewundert sah der feindliche Mann ihn an; aber sein Erstaunen wuchs, als der Jüngling jetzt seinen Goldfuchs dicht zu ihm lenkte, und seine Rechte sanft drückend auf die Linke legte, mit welcher der Muselman den Bügel hielt.

„Osmanli!“ sprach er zugleich mit angehaltener und milder Stimme, „Du bist ein junger, tapferer Degen; wäre Dein Stahl nicht zersprungen an

meinem guten Helmkamme, so hättest Du mir vielleicht obgesiegt, und ich hätte Dein Gefangener werden mögen. Die Tapfern sind sich freundlich verwandt in allen Weltgegenden. Trotz dem Blutdurste meiner Waffenbrüder gelang mir's gestern, Dein Leben zu retten, Mailat Ibrahim; ich möchte nicht immer Dir Wort halten können, wenn ich wund läge, oder gar ein geübter Scythe mich niederschösse. Drum lasse ich Dich los aus der Haft, so lange es noch in meiner Macht steht. Wir sind die Letzten im Zuge; Du kennst die Gegend; spreng' schnell hinab auf diesem schmalen Fußpfade, wo Dir Keiner der Meinigen begegnen wird." —

Mailat schaute dem Edeln mit Freude in das Heldenauge, mit einem Ausdrücke, als zweifle er an seinem guten Gehör. Dann besann er sich, und schlug seine Rechte fest um den Eisenhandschuh des Reiterobristen. „Christ,“ sagte er herzlich, „Du verdienst, ein Muselman zu seyn, denn unter Soleyman's Waffen ist Keiner tapferer und edelmüthiger.“

„Fort, ehe meine Hauptleute kehren!“ rief Michael. „Gedenke meiner! Und willst Du vergelten, so schone die Deutschen, welche das Schlachtenschicksal gefangen in Deine Hände giebt.“ — Der Türke nickte mit dem schönen Kopfe, warf sein Pferd herum, schnalzte mit der Zunge; wie ein Windstoß schnell flog das schmale Thier über die Baumwurzeln und das Gestein, und war in wenigen Secunden mit dem Herrn verschwunden. Einige der Panzerreiter spran-

gen vom Boden auf, und liefen zu ihren Säulen; aber der Obrist gebot ihnen Ruhe; Alle waren so gewohnt, den Willen ihres jungen Führers zu ehren, daß auch nicht Ein Mund sein Erstaunen in Worte und Fragen umsetzte. —

Und nicht Zeit wäre auch dazu geblieben, denn wenige Minuten danach hörte man vor sich im Holze klingenden Waffenlärm, und von den alten Baumstämmen gebrochen mancherley Streitrufe und Commandoworte. Schüsse fielen dicht nach einander, und der Obrist Kasianer ließ schnell durch seinen Trompeter die zerstreuten Schwadronen aus dem Walde zurückcommandiren, zog das lange Schwert, und sprengte der Erste vor seinem Regimente dem Getümmel zu.

Der Aufbruch der Christen von der alten Lagerstelle war dem Mahomet-Beg nicht un verrathen geblieben. Wenn er auch den gefaßten Kriegsplan nicht aus den Augen verlor, wenn er auch den erhaltenen Befehlen seines Sultans, für die sein Kopf bürgte, nicht ungehorsam wurde, so ergriff er in grausamer Lust dennoch jede kleinste Gelegenheit, dem Gegner zu schaden. Auf näheren, den Seinigen bekannten Wegen hatte er tausend Spahis und ein Corps seiner Hafenschützen quer durch den Wald geschickt, und sie in sichere Verstecke der Felsentrümmer und des Dickichts gelegt, um der Nachhut des voreilenden Heeres verberblich zu werden.

Vor Michaels schnaubendem Rosse lichtete sich der Wald baldigst, und ein Wiesenplatz, rund von hohen

Bäumen umkränzt, empfing ihn. Es war Noth, daß er kam, denn jenseits sah er die böhmischen Scharfschützen flüchtig und zerstreut die sichern Gebüsche suchen, und verlassen lagen zwey Fähnlein Italiener, die sich in ein Bierck zusammengedrückt hatten, mitten auf dem Wiesenplaz, hielten in die Knie geworfen, mit gefällten Hellebarben den Angriff der wüthenden Türkenreiter ab, schossen brav und besonnen aus ihren innern Gliedern auf die anstürmenden Janitscharen, deren lange Röhre, sicher auf Baumstämme gestützt, schon tüchtig unter ihnen aufgeräumt; ihr General, der Graf von Labron, den die böhmischen Reiter im Stiche gelassen hatten, war schon von feindlichen Pferden umringt, und wehrte sich ermattet mit seinen Offizieren gegen den mächtigen Anbrang der jubelnden Gegner. Michaels Erscheinen machte der Gefahr ein schleuniges Ende. Das Allah der Türken übertönte ein: „Gott mit Ferdinand!“ aus den tiefen Kehlen seiner Schwarzen; wie ein Hagelschauer rasselten sie geschlossen heran; der alte Labron wurde augenblicklich befreyt, die Sichelschwerter der Spahis brachen unter den mächtigen Schlägen der deutschen schweren Waffen; die italienischen Schützen löseten muthig ihr Bierck, und stürzten in die Gebüsche, aus denen die tödtlichen Kugeln zu ihnen hergesaufet; in wenigen Minuten war der Plaz rein und gesäubert, nur die Bekanntschaft mit den schmalen Gebirgspfaden ließ einen kleiner Theil der Feinde entkommen. Und der alte Graf von Labron

drückte des Heldenjünglings Hand, er nannte ihn Sohn vor dem ganzen Heerhaufen der blutenden, athemlosen Männer; Michael sah mit dem Blicke eines Seligen zu den Wipfeln der Riesenbäume empor; er dachte der Geliebten, und fühlte sich glücklicher, als hätte des Königs Hand das goldene Bließ um seinen Hals gehangen für die Waffenthat dieser Stunde.

Ein böses Verhängniß schien auf allen Vorsätzen dieses Feldzuges zu ruhen, und ihre Ausführung zu stören. Wohl war die auserwählte breite Höhe gewonnen, das neue Lager geschlagen, und mit dem nächsten Morgen rückten alle Truppen Oesterreichs heraus, dem Muselmanne die Schlacht anzubieten. Aber die Turbanträger rührten sich nicht. Eingegraben, gleich Ratten und Mäusen, lagen sie hinter ihren Bollwerken; man hörte ihr Gekreisch, sah hie und da eine Reiherfeder über die Wälle herwehen; doch nur sichere Kanonschüsse, deren Kugeln in die deutschen Kolonnen schlugen, verriethen, daß Leben sey in der Festung.

Johann von Ragenstein ließ auf den vordersten Hügel seines Standes zwei schwere Geschütze fahren. Schon die ersten Kugeln trafen die Mauer, und warfen große Steine daraus in die Gräben. Das Tauchzen der Deutschen begleitete den Erfolg; drinnen entstand eine sichtliche Unruhe, und Turbane, Helme und Federbüsche sah man der Bresche sich zu-

drängen, die nach jedem Schusse der österreichischen Arkebusiere größer ward, und einen unwillkommenen Zugang zur Stadt öffnete. Schon am folgenden Mittag schien der Raum zum Sturm geeignet, und kriegsmuthig stürzten die Krainer-Fußknechte durch den trockenen Graben über die Trümmer hinauf der Mauererschlucht zu, die ihre Karthaunen ihnen geöffnet hatten.

„Sieh da!“ rief der Feldherr, dem die Freude aus den Augen leuchtete, indem er vom Hügel ihren Bewegungen nachsah, „ist das da vorn nicht der Landenberger? Habe ich mich geirrt in Dir, braver Scipio? Sieh nur, Michael,“ wandte er sich zu dem Sohne, „schon steht er oben, schon betritt er die Bresche; Alle stürzen ihm nach, und achten die Steinwürfe nicht, nicht die langen Speere der Martellosen. Bravo! Da sind sie an den spanischen Reitern, welche Mahomet in der Nacht hinter die Bresche gestellt. Sie haben sie überstiegen. Auf, rührt alle Trommeln; das ganze Fußvolk soll den Tapfern nach! Flüchtig Ihr Herrn Adjudanten! Die Noth hat ein Ende! Kasianers altes Glück ziehet vor den Seinen her, und Esfegg ist über!“ —

Die Trommeln rasselten durch die ganze Fronte; aber zu frühzeitig hatte der stolze Feldherr triumphirt. Ein furchtbares Krachen erscholl plötzlich von der bestürmten Stelle her. Die Türken hatten sich hinter eine verdeckte Geschützreihe geflüchtet; diese, auf Ein Mal losgebrannt, warf mit Kettenkugeln die

kühnen Stürmer nieder, und zerriß ihre Gliedmaßen auf das Schrecklichste. Bald sah man einzelne Schützen in Todesangst zurückklettern über die spanischen Reiter, mehr und mehr folgten; die neu anrückenden Compagnien wurden durch sie von der Bresche weggedrängt und in ihrer Flucht zurückgerissen. Unter den Letzten sah man auch den Junker Scipio; er sprang über den Berhack; doch sein Schicksal ereilte ihn, denn die faltigen Prunkkleider des eiteln Junkers, die er auch im Felde nicht abgelegt, blieben an den spigen Pfählen hängen, und sechs türkische Speere durchstachen seinen Leib, als wäre er eine Lustscheibe, die man aufgehängt beim Bogelschießen. „Das hat er von seinen weitläufigen Teufelshosen!“ rief der Feldherr unwirsch. „Hätte er das Ballkleid zu Hause gelassen, wäre uns ein Tapferer mehr geblieben, denn unter dem Seidenwamse schlug doch ein Soldatenherz.“ —

Drey folgende Stürme wurden eben so fruchtlos gewagt, und brachten keinen Schritt näher zum Ziele. Drinnen war der Mannschaft genug, um immer frisch die Wachposten zu wechseln; der Ueberfluß herrschte dort vom Befehlshaber bis zum gemeinsten Bogenschützen; draußen verringerte sich die Mannschaft mit jedem Tage; der Probianmeister Jobst von Gilgenberg ließ nichts von sich hören; Muth und Hoffnung starb, so wie der Hunger wuchs; Krankheiten rafften ganze Zeltkammerabschaften hinweg in Einer Nacht; die Arkebusiere sanken neben den Ge-

schützen nieder, und der trozige General = Obrist erkannte zu spät, daß seine Unbesonnenheit mit der schönen Heeresmacht auch seinen schwer erworbenen Kriegsruhm auf's Spiel gesetzt habe.

„Zieht nach Walpach!“ krächzte eintönig immer noch der alte Kadron seinen prophetischen Rabengesang. „Walpach oder Verderben ist die Wahl.“ — Aber der Haß gegen den vorlauten Nebenbuhler ließ bey dem stolzen Kazianer noch immer nicht zu, den besten Rathschlag anzunehmen, weil er aus verhaßtem Munde erklang. Die Meinung des Hungars Bampfi Waltssar ward jetzt von ihm aufgegriffen, und er befahl, auf das nahe Schloß Hermand hinzuziehen. — Schon der Zug dahin gab dem Beobachter ein Vorbild der künftigen Begegnisse. Kaum hatte Trommel und Trompete zum Abmarsch gerufen, so brachen die Soldaten aller Waffenarten ohne Ordnung auf; kein Fähnlein hielt seine Leute zusammen; mühsam gelang es den Offizieren endlich im Dorfe, welches das Schloß Hermand umkreisete, die Untergebenen wieder zu sammeln, und nur die Gefahr, die in nächster Stunde dräuen konnte, nur das Wort Sturm und Schlacht vermochte die zerrütteten Gemüther wieder zur Besinnung und Ordnung zu führen, aus der sie der thierische Drang, Nahrung zu suchen, gerissen hatte. Das Schloß war nur durch eine Mauer und einen Graben gedeckt; nur eine schwache Besatzung lag darin, die sich gleichwohl mannlich wehrte, bis das Geschütz gegen Mittag ihre Bollwerke niederwarf, und die wenigen

Türken darin von den wüthend einbringenden Deutschen unter die Füße getreten wurden. Fünfzig Christen fielen in der Bresche; doch die Freude über das schnell gelungene Wagstück ließ die Kriegsobristen ihre Todten nicht zählen; desto größer war aber ihr Schrecken, als sie nicht die gehofften Magazine, sondern nur einen Vorrath Lebensmittel, der für das Christenheer etwa auf zwey Tage reichte, im Schlosse vorfanden. Selbst dem alten Ragensteiner sank jetzt der Muth; er befahl, den geringen Fund den Soldaten zu verhehlen, schloß sich den Tag über ein in das innerste Zimmer des Schlosses, wo ihn sein Sohn Michael fand, wie er stumm und düster den Silberschild mit seinem Wappen betrachtete, mit dem Finger auf die drey Standarten deutete, die ihm zum Helmzeichen gegeben waren, und leise dazu sprach: „Michael, die Zeit ist hin! Eine andere steigt schwarz und schwer vor mir auf; aber sie soll eben den Mann an mir finden, wie ihn die leuchtende fand!“ — Durch seinen Sohn ließ er den Generalen die Ordre bringen, sich zum Rückzuge zu bereiten, und die regelrechte Marschordnung dabey zu beachten.

Der Gemeine hatte gegessen und getrunken; der Muth war zurückgekommen, und willig ging er wieder im ehernen Joche des schweren Dienstes. Man schlug eine Brücke über den Bodrogus, und verwahrte während dieser Arbeit das Lager durch eine Wagenburg. Der Feldherr selbst nebst seinem tapfern Sohne wagte sich weit in die Gegend, und da nirgend

ein feindlicher Reiter zu treffen war, so dämmerte ihnen die Hoffnung, die Retirade ohne Unterbrechung vollführen zu dürfen. Die Brücke wurde vollendet; die Armee zog glücklich über das Wasser, und erst unter den letzten Geschützen brach das leichtgebaute Werk zusammen. Man setzte nun durch die seichten Furten der Possega, und beschloß, auf dem Rückmarsche das Schloß Zuvanchen und hernach die Stadt Gara zu nehmen, denn in beiden befand sich, wie man erkundschastet, wenig feindliches Volk; aber desto gefülltere Kornkammern und Rüsthäuser wußte man dort. Rasch und siegeslustig zogen die Regimenter durch die Gegenden; die Retirade schien ein Vormarsch zu seyn, so glänzte der Triumph auf jedem bärtigen Antlitz. Aber schon drängte sich neue Besorgniß in die Herzen der Führer, denn auf den walbigen Berghöhen zu beiden Seiten blinkten oftmals, wenn die Mittagssonne die Gebüsche vergoldete, die Speerspitzen der Spahis, und hie und da flatterte über einem Hügel das bunte Lanzenfähnlein des Bosnia-ken hervor.

Da lag das Schloß Zuvanchen auf der Höhe still und verschlossen, wie im Grabgewölbe. Die Mündungen der Kanonen ragten mit weit offenem Schlunde durch die Schießscharten heraus; aber keine menschliche Gestalt zeigte sich, und schweigend dräueten die eisernen Unholde wie warnende Geister herab. Ein kleines Städtlein dehnte sich aus am Fuße der Burg; aber Alles, was muselmännisch war, hatte dasselbe

verlassen, und die zurückgebliebenen christlichen Einwohner öffneten der ersten Anforderung das Thor. — „Es ist das erste Zeichen mir des neuen Glücks;“ sprach der Feldherr, wieder hochtragend das Haupt zum Sohne, da sie neben einander auf dem Markte hielten. „Der Name Kazianer hat seinen alten Klang noch, und die Barbaren zagen, wo er erklingt.“ —

Michael sah tiefsinnig, wie in Ahnungen versunken, auf das Gewühl der eindringenden Fußknechte hin. Mit tollem Jubel erbrachen die Soldaten die verlassenen Wohnungen; jedes Gelüst wurde frey im Gefühl der wiedergewonnenen Bequemlichkeit; aus den erbrochenen Weinkellern wälzte man die vollen, dunkeln Fässer an das Tageslicht herauf; jede Pizcelhaube wurde zum Pocale; das rothe Feuerblut des Bacchus rann vergeudet auf das Pflaster der Straße, und manch schöner Ziegenschlauch, von ungarischem Nektar voll, pläzte in der rohen Hand, und verduftete unter den Füßen der Unmäßigen. Michael deutete unwillig auf das Gewühl der Trunkenen, doch der Alte sprach lächelnd in seltsamem Unbedacht: „Laß sie einen Schwelgetag feyern; haben sie doch ehrlich gehungert und gedürstet wochenlang. Morgen schlagen sie desto kräftiger, weil die Erinnerung sie nachsättigt, und die Hoffnung auf ein gleiches Uebermorgen ihre sinnliche Begier kitzelt. Laß nur gute Vorwachen stellen; der feige Mahomet wagt sich nicht an

uns, so lange wir zusammengeballt dräuen, wie der Drache mit hundert Köpfen." —

Wohl hatte der Alte recht gemeint; doch so ganz unthätig war der verachtete Feind nicht geblieben. Die Gegend um Zuvanchen hatte wenig flaches Land; Holzungen deckten die Höhen, von kleinen Thälern durchbrochen; überall gab es Schluchten und Engpässe. Wie ein schwarzer Dämon, der ob dem Menschen schwebt und ihn begleitet, den Augenblick seiner Schwäche erspähend, um ihn in günstiger Minute zum Verderben zu verlocken, hatte Mahomet den Zug der Christen in der Ferne begleitet, zu beiden Seiten in den Verstecken der Gebirge seine blutdürstigen Völker heranzuführend. Alle seine Kapitäns kannten jeden Winkel des Landstrichs, und wußten, wo der Fleck kam, der die Gelegenheit bot, mit leichter Müh das ganze Christenheer zu vernichten.

Trunken ruhete das österreichische Fußvolk auf den weichen Polstern der fremden Häuser, da flackerte die Flamme auf in der Stadt, hier und dort und drüben, und die Lärmtrommel rief die taumelnden Schläfer aus den Träumen der Wollust. Mit Stauen sah die Reiteren das schnell aufbrausende Feuermeer, hörte das Gefrach der einstürzenden Gebäude, die manchen der Söhne Deutschlands begruben; aber nicht zur Hülfe ward ihnen Zeit, denn mit dem ersten Schimmer des Tages rauschte von allen Seiten das eintönige Kriegsgeschrei der Türken heran, und von den Höhen sauseten die Kugeln der Falconette

zwischen die aufreitenden Geschwader. Petrus Ratschin, der Böhmen Marschalk, hatte zuerst seine wackern Reiter in Ordnung, und wie ein zürnender Achill stürzte er sich auf den hochmüthigen Feind. In schimmernd Erz verluppt vom Bügel bis zur Stirn, drang er vor, wie ein verheerender Rachegeist, und vor ihm her floh, was sein Schwert bedräuete. Aber zu unvorsichtig folgte er der innern Kriegswuth; in enger Waldschlucht eingekellt, sah er aus jedem Dickicht neue Feinde erwachsen; um ihn fielen die Böhmen in tapferer Wehr, und ihn selbst schlug des wilden Amuraths Streithammer mit zerschmettertem Helmkränze und Schädel vom hohen Streitrosse. Nicht besser ging es den heißblütigen Hungarn auf der andern Seite, wo ein freyerer Raum sich darbot zum geregelterm Kampfe. Dem mächtigen Walisch Paul, ihrem bisher unbezwungenen Führer, fuhr eine Kugel durch die Brust, und der stolze Adlerfittich seiner Mühe küßte die schmutzige Erde. Todesschrecken kamen mit seinem Sturze unter sein Volk; war doch ohne ihn nichts Namhaftes geschehen in den Kriegszügen des Kaisers seit Jahren, war doch er gleichsam der schützende Schlachtenengel seiner Landsleute gewesen. In verwirrte Flucht löseten sich die Schaaren auf; in die Wälder flüchteten einzeln die Husaren, und mit Erstarren wurde das Unerhörte vom ausrückenden Heere gesehen, wie der Hungar ohne Wehr sich vom grimmschnaubenden Spahi schlachten, und sich durch den Rücken aufspießen ließ vom höh-

nisch lachenden Bosniaken. Kaum aber hatte der Kazianer seine Macht geordnet, und rückte in Schlachtzügen in die Thäler, so verschwanden überall die türkischen Zeichen, wie auf zauberischen Befehl eines unsichtbaren Dämons, und nur die blutigen Todten am Walde ließen den Beweis zurück von den geschehenen Gräueln dieser Morgenstunde.

„Fort von hier! Entzieht dem Heere diesen schändlichen Anblick, der es entmuthigt!“ rief, Zorn im Gesichte, der Graf von Labron, auf seinem Schimmel hersprengend zu dem Feldherrn, der im Centro verdußt hielt, und mit todistarren Augen in das leere Grabesfeld hinabsah. „Schon murt es in den Schwadronen der steyrischen Reiter, und Wakisch Leiche, vom Brandfeuer der Stadt beleuchtet, wird zum Schreckensbilde, das den Fußknechten das Gewehr aus der Hand wirft. Säumet Ihr wenige Minuten, so folgt das ganze Heer, ohne den Feind zu sehen der schändlichen Husarenflucht, und entschcart sich vor unsern Augen.“ —

Der Feldherr stieß einen Seufzer des Ingrimms hervor, und gab Befehl zum raschen Marsche, welcher ununterbrochen und ohne Beunruhigung fortging bis zu dem weiten Felde, welches in der Nähe der Stadt Gorian zwischen den Gebirgen sich ausdehnt. Der Soldat war erschöpft vom Eilmarsche; die Pferde brachen fast zusammen unter den schweren Panzermännern; das Lager wurde geschlagen, und nach einer Stunde der Erquickung rief der General = Feldobrist

den Kriegsrath zusammen, jetzt, da es zu spät schien, da er selbst den Glauben an sein Glück verloren hatte, die Erfahrungen seiner gebiegenen Helden zu benutzen.

Wortarm und finster traten die Kriegsobersten in das Zelt ihres Anführers, und ihre düstern Blicke, ihre gebleichten Wangen klagten ihn der Schuld an, das beste Heer des Reiches dem Verderben entgegengeführt zu haben durch seinen Troß und Unverstand. Beschwichtigend ging Michael unter den Murrenden umher, und seine Leutseligkeit, die Achtung, welche der junge Held sich überall gewonnen, hielt den Vulkan der brausenden Gemüther, daß er nicht losbrach gegen den Vater. Da trat die Verzweiflung in ihren Kreis in der Gestalt des More Laßlaw, der mit mehreren Husaren von dem Fluchtritt zurückkehrte, zu dem auch er im Gedränge seiner Leute fortgerissen worden.

„Verräther!“ rief ihm Johann Kasianer entgegen, „wagst Du, Deinen Hals selbst zum Stricke zu tragen?“ —

„Hänget mich,“ entgegnete Laßlaw, „aber laffet mich reden zuvor. Nicht den Namen des Schimpfes verdiene ich, denn ich allein hätte wohl den Fluchweg finden mögen durch das dem Jäger bekannte Gebirg, und mein Stammschloß Zenturzebet hätte mir die Sicherheit geboten, die für Euch nirgend mehr zu finden ist. Ich kehre zurück, weil ich warnen muß, weil ich meine Waffengesellen nicht dem unaus-

weichbaren Tode entgrentreiben mag. Höret mich! Ihr seyd rings umgeben von Mahomets zahllosen Völkern. Hinter Euch, vor Euch, zur Seite, liegen seine Bluthunde, die kräftiger, als wir, unsern Marschen vorausseilten. Die Straße durch den Wald vor uns ist nicht zu passiren; der Janitscharen Beile haben die Bäume gefällt, und so den Weg ungangbar gemacht; jedes Gebüsch ist belegt mit Schüssen, jede Klippe mit leichten Feldstücken besetzt. Zieht Ihr hinein in das schlaue gestellte Fuchseisen, kommt kein Glied von Euch wiederum heraus."

„Todesrabe!“ rief Michael Kasianer erbittert dazwischen. „Du krächzest ein gräßliches Lied. Halte ein damit, und mache die Helden nicht zittern. Du sprachest nicht von Warnung allein, sondern auch von Errettung. Der Warnung ist es übergenug, komm nun zu dem freundlicheren Theile.“ —

„Ich kenne jeden Jägerwinkel dieses Waldes,“ fuhr Kaslaw fort, „gränzen doch meine eigenen Erbgüter daran. Nur zwey der Wege sind, durch welche wir möchten davankommen. Der erste ist ein schmaler Felsenpfad, der zwey Meilen lang auf Walpach führt, und weil er nicht mit Kriegesgezeug zu befahren ist, von den Ungläubigen unbesezt blieb; wollet Ihr ihn erwählen, so müßt Ihr Geschütz und Wagen zurücklassen. Der zweyte kürzere geht zu meinem Schlosse Benturzebet; nur ein schwacher Haufen Scythen deckt ihn, weil man dorthin ebenfalls

den Rückzug eines zahlreichen Corps nicht vermutet.“ —

„Nehmet den Leßtern!“ sprach Labron. „Wer von uns möchte es verantworten, so schönes Geschütz im Stich zu lassen, so lange die Pferde ziehen und die Stränge halten?“ —

Nach Walpach wolltet Ihr ja vorhin, Herr Graf?“ antwortete Johann Kazianer mit hämischer Miene. „Warum ändert Ihr jetzt die Meinung, einer Wetterzafahne gleich? In Walpach ist Proviant und Kriegeskasse; einen Winter hindurch könnte die Armee dort sich halten, sich nähren, sich sammeln; und wir wollen mit Gott noch vor dem Fall des Laubes wieder hier seyn, unser Geschütz neu zu erobern. Nach Walpach geht's, die ganze Sicherheit zu gewinnen, und die Leiden des Soldaten vollkommen zu beendigen.“ — „Nach Walpach!“ tönte das Echo der Generale nach. — „Ihr seyd der Feldherr; Euer ist die Verantwortung!“ sagte gefeßt der italienische Graf. „Nach Walpach also!“ —

„Zerschlaget die Wagen, verbrennet die Bagage!“ befahl jetzt der General = Obrist. „Schmettert mit Hämmern die Geschütze zusammen oder vernagelt sie. Vollerüstet bleibe der Soldat, wohl versehen mit Munition, doch alles nutzlosen Plunders entledigt. Jeder Obrist halte sein Regiment, jeder Hauptmann sein Fähnlein geschlossen zusammen. Wenn die zweite Nachtwacht beginnt, soll ein Hornstoß vor meinem

Gezelte das Zeichen zum Aufbruche geben; bis dahin herrsche Todesstille im Lager.“ —

„Und wird der Hornstoß nicht die Feinde erwecken und locken?“ fragte Labron. „Widerwärtiger Gegenredner!“ fuhr Kazianer zornig auf. „Schlägt doch der Muselman nie gern bey Nacht, und wisset Ihr ein sicherer Zeichen, so gebraucht es für Euer Hülfscorps allein.“ —

Der Graf von Labron verließ erbittert das Zelt, und Michael folgte ihm eilig, den Beleidigten zufrieden zu stellen; der alte Kazensteiner aber dräucte ihm nach, und sagte in sich: „Herrischer Römer! Du bereuest morgen Deinen Widerspruch!“ Dann winkte er die deutschen Offiziere zu sich, und Alle horchten beyfällig seinen geheim gesprochenen Befehlen.

Eine finstere Nacht senkte sich auf das slavonische Thal. Wie ein eisernes Grabgewölbe lag der Himmel über dem Christenlager, getragen rundum von den Granitsäulen der Gebirge. Schweres Gewittergewölk hing wie ein Trauerbaldachin über einer Königsleiche herab, und schien die vergoldeten Knäufe der höchsten Gezelte und die flimmernden Spitzen der aufgepflanzten Fahnen zu berühren; nirgends zeigte sich eine helle Lücke, durch welche ein freundliches Sternbild ermunternd herabgeleuchtet hätte; in stürmischen Strichstößen tobte der Südwind, und rasselte mit den Zeltstangen und aufgestellten Panzenhaufen, summ-

te über die Heerpauken und Feldtrommeln hin, und rauschte dann weiter durch die Laubwälder, einem durchziehenden, finstern Luftgeiste ähnlich, der die sichern Sterblichen aufstören möchte aus träger Ruh, und ihnen warnend die böse Stunde verkündigt, die dicht hinter ihm schreitet. —

Die Wachtfeuer des Lagers erloschen sämmtlich, und die Soldaten müheten sich vergebens, dieselben im Windstrich neu zu entflammen. Hingestreckt vor den Reihen der Leinwandhäuser lagen die Krieger, Fähnlein an Fähnlein, Alle gerüstet, Jeder seine Waffe im Arm. Die schwüle Gewitterluft drückte die Augen der Ermatteten zu, aber der kältende Wind und die Furcht des Kommenden riß die Augenlieder gewaltsam wieder auf nach jedem Minutenschlummer, und das Ohr horchte durch das Säusen des Sturmes auf den versprochenen Klang des Bügelhorns, der sie hinwegrufen sollte aus diesem Schlunde des Verderbens.

Vor dem linken Flügel, den die italienischen Hülfsvölker formirten, zog sich in dunkler Reihe das Regiment der Kärnthischen Kürassiere hin, jeder Reiter lag neben dem Koffe. Die edeln Thiere schüttelten unwillig die bestahlten Köpfe im Unwetter, und ihr Gebraus klang dem Sturme nach, wie ein spottend Echo. Das behelmte Haupt gesenkt, die eisenbedeckten Arme fest um die Brust gedrückt, schritt unruhig und von Gedanken gequält, Franciscus von Steinbrunn auf und ab vor dem Generalszelte, in welchem der Graf von Cadron auf seinem Feldbette schlief, krank vom Ner-

ger des letzten Kriegsraths, matt von den Strapazen der wüsten Tage des Rückzuges. Ein Gewappneter kam durch die Nacht, und hielt den Gang des Steinbrunn auf. Bey den leichten Blitzen, welche jetzt am Horizonte zückten, erkannte der Hauptmann an der Gestalt und dem bekannten Anrufe den Obrist Michael von Ragenstein.

„Ist der Graf wach?“ fragte der Führer der Schwarzen den Kärnther mit bewegter Stimme. „Gehe hinein zu ihm, Franciscus, und melde mich.“

„Der General schläft, und will nicht gestört seyn vor der zweyten Nachtwache;“ antwortete Steinbrunn. „Ich hörte ihn böse Worte reden über Deinen Vater, darum möchte er von Dir wohl am wenigsten gern sich den nöthigen Schlummer verschwehen lassen.“ „O unglückseliger Zwist des Ehrgeizes!“ rief Michael laut gegen den Himmel hinauf. „Du raubst mir den Gleichmuth des schuldlosen Gemüths, entfremdest mich denen, die ich so kindlich ehre, und wirfst uns Alle hinab in schwarze, ewige Nacht.“ —

„Nimm mir's nicht übel, Michael;“ erwiederte Franciscus treuherzig, indem er sich an des Starcken Schulter lehnte; „die beiden Alten kommen mir vor, wie zwey thörichte Trunkenbolde, die an eines Gletschers Rande sich um die leere Flasche zanken, und mit erfrorenem Finger drum würfeln. Vertrauen und Eintracht macht aus zwey gesunden Fäusten ein Duzend, das haben wir Beide erlebt, als bey Pesth die Garnison Nachts den Ausfall that, und wir allein

im Dunkeln zwischen die langen Albanesen geriethen, welche die Fahnjunkerchen gar gern zu Eunuchen verkauft hätten. Wären wir nur erst aus dieser Fuchsfalle. Aus jedem Gebüsch sieht Hanns Mors hervor, und die klugen Grauköpfe zanken sich eigentlich nur, wer mit ihm den Vortanz haben soll. Für einen deutschen Junkerkopf ist das, auf Ehre, zu spitzfindig, und ich wollte drum, Deines Vaters Trompete ließe sich hören.“ —

Obriſt Michael fuhr aus den Gedanken auf, in welche vertieft er dageſtanden. „Das iſt es ja, was mich hertreibt;“ ſprach er raſch. „Habt Ihr den Lärm am andern Flügel nicht vernommen?“ — „Der Sturm ſumſet durch die Eiſenhaube, als hinge die Glocke des Stephanthurms vor dem Ohre; wie Morgenmehlthau auf dem Kraut, liegt die Taubheit darauf,“ antwortete Steinbrunn. — „Der Biſchof von Agram hat das erſte Beyſpiel gegeben,“ erzählte der Obriſt erbittert; „auf eigene Hand hat er ſich ſalviret mit ſeinen Leuten, und ihm ſind alle Huſaren gefolgt, den More Paſlaw an der Spitze, der uns die Wege zeigen wollte, und es vorzog, ſie allein voran zu gehen. Der ganze Flügel wurde nackt dadurch, das deutſche Fußvolk iſt in Verwirrung; einzeln ſtieht der Soldat ſich aus den Colonnen, und birgt ſich in die Gebüſche, wo er dem Tode gerade in die Sprengel läuft.“

Hanns Ungnad trat ein bey dem Vater, als ich Bericht von der Confuſion und Felonie abſtattete.

Er fragte, wie er sich nun verhalten sollte bey dem Abzuge. „Nicht auf die Losung dürfet Ihr warten,“ antwortete der Feldherr, „Graf Radron fürchtet ja, damit den Feind zu wecken. Brechet auf und marschirt; ich folge Euch zur Stunde, ehe die lärmende Flucht der ungetreuen Husaren den Feind aus seinen Rattenlöchern locket.“ — „Und weiß der andere Flügel Euern Vorsatz? Habt Ihr dem Grafen die Ordonnanz gesandt?“ fragte ich mit Hast, als der Steyrer das Gezelt eilig verließ. Ein grauenvolles Antlitz zeigte mir der Vater. „Laß Deine Schwarzen auffitzen!“ befahl er mit schneidender Stimme, „Ober will auch das Kind den Vater meistern? Der Herr von Radron bedarf unserer Vorsorge nicht, und der Bote wird zeitig genug bey ihm eintreffen.“ — So winkte er mich hinweg, rief seinen Stallmeister, ihn zu rüsten, und als ich herschritt, waren die Steyrischen Reiter bereits in vollem Abmarsche. Thue drum rasch, was die Klugheit Dir eingiebt; ich muß zu meinen Schwarzen, damit ich den Vater und den General-Obristen nicht zugleich erzürne.“ — Beide drückten sich fest die Hände, und die Herzen wußten, was der Händedruck in solcher Stunde versprach. — Kaum war der junge Krieger unter den leuchtenden Blitzen hinweggeschritten, so öffnete sich der Vorhang des Gezettes, und der alte General trat in den Eingang. Sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten; die silbergrauen Haare hingen schlicht um das edle Haupt, und die lange, hagere Gestalt glich einer Erscheinung aus den

Gräbern, so daß der Ordonnanzhauptmann erschüttert zurücktrat. — „Wer sprach hier?“ fragte Ladron. „Und habt Ihr das Zeichen noch nicht vernommen?“ — „Es war der Obrist Ragenstein,“ antwortete Franciscus ehrerbietig. „Er kam besorgt, Euch zu sprechen. Die leichten Reiter des rechten Flügels sind entflohen; die Steyrer und der Feldherr selbst brechen auf in dieser Minute; Ihr sollet nicht säumen, ein Gleiches zu thun, denn das Horn wird nicht erschallen.“ — „Es wird erschallen, es muß erschallen!“ erwiderte heftig der Graf, und seine Augen flammten, wie des Adlers Augen, wenn er den Raub sieht. „So schändlich kann kein Offizier des Königs seine Kammeraden hintergehen. Aber, Hauptmann, erkennt Ihr nicht wiederum den böshafsten Ragenstreich darin? Uns legt der rachsüchtige die Schlinge. Wir sollen uns verleiten lassen, aufzubrechen, ehe das Heerhorn das Zeichen gab. Thäter wir es, und beträfe dann das Heer ein Unfall, so würde der Schimpf, des Königs Zorn, seiner Råthe Urtheil, auf uns fallen, und der, welcher wie ein unbesonnener Knabe sich in solchen Feldzug warf, ginge frey aus in fecker Entschuldigung. Ragensteiner, wir durchschauen deine List, zu der nur dein Sohn das geheime Werkzeug seyn durfte, daß kein Verråther derselben lebe im Lager.“ —

„Obrist Michael ist ein Ehrenmann;“ antwortete Franciscus mit Feuer, doch in den Grenzen der Ehrerbietung. „Kein besserer Offizier dient in des Ad-

nigs Heere, und wären alle Deutschen ihm gleich, hätte nie der Türk den Stephansthurm gesehen, hätte der Christenfeind nie mehr eine stolze Stimme auf Europa's Boden, sondern haufete längst flüchtig in den Wüsten Afrika's bey Tiger und Leopard, welche seine natürlichen Gesellen sind." —

„Kennt Ihr ihn so durch und durch?“ fragte der General nicht ohne Freundlichkeit. „Der glatte Pelz weiß Manches zu verhüllen. Das Gift schmeckte unschuldiger im blanken Goldgefäß, darum wohl sendete gerade ihn der Hinterlistige.“ „Wollt Ihr aber nicht einen Offizier abschicken, die Wahrheit zu erforschen?“ — mahnte der Hauptmann.

„Es ist nicht!“ entgegnete heftig der Graf. „Horch auf das Zeichen, und wecket mich, sobald es tönnet. Ich fühle die Gebrechlichkeit des Alters, und will mich wiederum niederlegen, um Kräfte zu sammeln, damit ich stark mit Euch stehe, wohin Gott ruft und des Krieges Loos.“ — Zurück in sein Gezelt ging der hohe Greis, und tiefsinnig begann der Hauptmann seinen Spaziergang auf das Neue, oft horchend durch den murrenden Donner, und oft nach dem Osten schauend, ob nicht bald ein heller Strahl von dort das Grauen dieser Nacht verscheuchen, und die Räthsel derselben aufdecken möchte. —

Der Tag brach an. Ein scharfer Morgenwind rollte die Gewitterwolken auf, und im Aufrollen

wurden sie schwarzer noch und schwerer, und senkten sich tiefer. Dann ward der östliche Horizont ein rothes Blutmeer, aus welchem zuckende Lichter herausfuhren, wie unterirdische Flammen, die den Erdball zu verzehren droheten, und wie ein Krieger in feuriger Rüstung stieg die Sonne auf. Mit der ersten Helle kam eine schnelle Unruhe in den linken Flügel des Lagers, und trat grell auf gegen die Grabesstille der Nacht. Die Obristen der kärnthischen, sächsischen, österreichischen und böhmischen Reiterregimenter sah man zusammensprengen; Grimm leuchtete aus ihren Augen; Grimm sprach aus den bärtigen Gesichtern, und im Gespräch schwangen sie mit zornigen Bewegungen die Schwerter. Es war geschehen. Das Centrum und die rechte Seite des Lagers war obde, die Gezelte standen verlassen, der Feldherr war abgezogen mit dem deutschen Fußvolke, den Hungarn, Steyrern und Krainern. Die Obristen sprengten nach dem Quartiere des Grafen von Radron, und stürmten auf ihn ein, die Stelle des verrätherischen General-Obristen einzunehmen, und sie zu führen aus dieser Gefahr mit seiner bekannten Umsicht und Kriegsflugheit.

„Nur Ferdinands Hand vertheilt solches Amt,“ antwortete der Graf mit einem düstern Blicke in das schaurige Morgenroth; „aber voran Euch ziehen will ich, und sollte die Blutfahne am Himmel dort unsere Todesstunde andeuten.“ — „Auch Dein Michael ist fort;“ setzte er hinzu, nach Steinbrunn sich wendend. „O Du guter Träumer!“ — Ruhig und kalt,

als gölte es einen Parademarsch vor der Hofburg zu Wien, gab er Befehle, ordnete selbst die Schaaren, und brach auf gegen den Waldweg hin, und schon hörte man rundum hinter den Gebüsch die dumpfe Heerpauke der Janitscharen, die, wie zu einem Opferfeste rufend, in langen Wirbeln die Echo der Höhen vom Schlummer weckte. Da brausete ein hohes Thier durch die Morgennebel über die Hügel heran, Silberwaffen schimmerten, ein blauer Helmbusch flatterte herüber. „Es ist der Goldfuchs! Mein Michael ist es!“ jubelte Franciscus von Steinbrunn, und bald hielt der athemlose Reiter auf dampfendem Rosse dicht vor dem Italiener und mitten im Kreise der Obristen, die fast verächtlich und ohne Gruß ihn anstarrten.

„Du kehrest, Knabe?“ fragte der staunende General. „Warum bleibst Du nicht unter der Pfote Deines klugen Vaters? Das Schlechte schied von uns, und darum sind wir noch einmal so stark geworden.“ — Frey und freundlich schweiften Michaels Augen im düstern Kreise umher. „Verdiene ich solchen Empfang der Waffenbrüder?“ fragte er zurück, mild, doch vorwurfsvoll. „Dem Vater gehörte zuerst Herz und Arm; der Obrist mußte gehorchen und sein Regiment in Sicherheit bringen. Sie sind durch den Hohlweg, und jetzt kehre ich. Der Ritter kommt zurück seine Ehre einzulösen, und sollte es sein Herzblut kosten. Auf! Herr von Cadron! Die Minuten sind kostbar. Noch können auch wir vielleicht die Felsenschlucht er-

reichen, in der ein kleiner Spartanerhaufe den Rückzug zu decken vermag. Und das Commando des letzten Geschwaders fordere ich von Euch, um von dem Schilde der Kagensteiner jeden Makel zu verlöschen." —

„Meine Kärnthner sind dabey!“ sprach Franciscus; der General nickte mit dem Haupte, und sein Auge ruhete mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Heldengestalt, die im Morgenschimmer dem Erzengel Michael glich, wie er auf schäumendem Rosse und mit feurigem Schwerte gegen die Höllengeister zu Felde zieht. Ohne Verweilen brach das kleine Heer auf, und suchte, Gezelte und Geschütz hinter sich lassend, im angestregten Marsche das niedere Waldgebüsch zu gewinnen, zu welchem jene schroffen Klippen mit ihren Rettung verheißenden Gewölben sich herabneigten. —

Der unsichtbare Herr der Heerschaaren hatte in seinem unbegreiflichen Rathschlusse es anders geordnet. Kaum waren die Fahnen aufgerichtet, kaum lag das Lager hinter den letzten Pferden, kaum hatte die Spitze des Zuges den Wald erreicht, so wurde das Gemurr der feindlichen Heerpauke zu einer wilden Kriegsmusik, durch welche hundert Hörner und Schalmeyen von allen Seiten gellend hervorschrillen. Wie ein sturm- bewegtes Meer Welle auf Welle an das Sandufer wirft, zahllos und stets neu gebährend, so drängte sich aus jeder Waldschlucht, hinter jedem Dickicht, ein tobender Haufe türkischer Soldaten hervor.

„Allah! Allah!“ schallte es rundum; Schüsse, donnerten, krumme Sichelsäbel klirrten vorn, hinten, zu beiden Seiten, und mit der Wuth wilder Thiere, die der Käfig umschloß, und die des Treibers Hand durch die aufgezugene Fallthür in den Circus einläßt, stürzte Albanese und Afrikaner, Bosniak, Spahi und Janitschar, in dichten Rotten auf die kleine Macht der christlichen Krieger heran. Die böhmischen Reiter empfingen den ersten Wetterschlag. Ihr General, Graf Schlick, der des Feldherrn linke Hand gewesen, war auch unter dem Schatten der Nacht mit diesem verschwunden, und unter ihrem ältesten Hauptmann bildeten sie den Vortrab. Eine verdeckte Batterie leichter Stücke öffnete ihren Mantel, so wie die Reiter den Wald berührten, und die heraufsaufenden Eisenballen schmetterten Mann und Roß zu Boden. Wie Jäger, die des Ebers Zahn scheuen, rottete ein Kreis von Asapen und Janitscharen sich um sie; von fern schlug die Büchsenkugel durch manchen Lederpanzer, der besiederte Pfeil zischte hinein in den nervigen, nackt getragenen Hals des schlanken Böhmen, und öffnete die Canäle des Lebens. Als dann die Ueberraschten sich sammelten, die zerstückelten Haufen sich ordneten, und gegen den unsichtbaren Feind im scharfen Ritze hinantrabten, da fiel von den Seiten auf sie das alte Geschwader der scythischen Cavallerie. Wie ein gelöseter Berggipfel, der Thäler und Dörfer verschüttet, und alles Lebende erdrückt, überrollte die zahllose Rote den tapfern Volksstamm, die Kinder

der Libussa, die starken Söhne der Bojer; ihre Lanzen brachen unter den scharfen Klingen von Damaskus, die schwere Puffigán zerschlug ihre Blechhauben, ihre Standarten sanken in den feuchten Sand und in das Blut, welches die heiligen Bilder darin bis auf den letzten Mann vertheidigt hatte.

Nicht geeignet war dieses Schauspiel, die Fußvölker zu ermutigen; erschrocken wichen sie aus ihren Gliedern, und waren im Begriff, sich aufzulösen in verderbliche Flucht, der Heerde gleich, die das Gebrüll des Löwen gehört. Wie konnten sie Stand halten, wo die Reiter niederlagen? — Da sprang Graf Ludwig von Eadron vom Streitrosse, zerhieb des Thieres Vorderbeine mit scharfem Schwertzuge, und rannte dann dem Lieblingschimmel die Spitze durch die breite Brust. „Nicht besser will ich seyn, als Einer von Euch!“ rief er. „Aber Fluch nun über den, der seines Königs Fahne und seinen General verläßt!“ — Und wie vom Himmel kam höchster Muth in die Stuhenden; zu einem Reile geordnet brachen sie vorwärts in die kreischenden Feindeshaufen; der unerwartete Angriff öffnete ihnen eine Bahn, und gab ihnen eine kurze Hoffnungsfreude. —

Den Kärnthischen Regimentern erging es auf der Nachhut nicht viel besser, als der böhmischen Vorhut. Das Heuschreckenheer des afrikanischen Gesindels, welches Mahomet-Beg wie schlechte Treiber in den Hintergrund des großen Jagdzirkels postirt hatte, da er seine Tapfersten vorn gebrauchte, fiel mit dem wi-

drigen Geschrey eines hungrigen Rabenschwarmes über den Feind, so wie es ihn zum Abzuge sich bewegen sah. Es irrte sich in dem Glauben an einen leichten Sieg, ein Glaube, der bey diesen Horden fest wurzeln mußte, indem der Türk das Meisterstück der Kriegskunst, die geordnete Retirade, nie kannte und zu bilden wußte, sondern bey ihm von jeher der Rückzug eine regellose und verderbliche Flucht war. Michael von Katzenstein und sein Freund Franciscus fochten hier, wie das griechische Zwillingespaar, und bald häufte sich rund um sie und ihre Schwadronen ein Hügel von sterbenden Arabern, vor deren Wehgeheul das Schwertgeklirr kaum gehört wurde, und deren verzerrte, zerfetzte, braune Gesichter ein Bild der Hölle gaben, als die Blitzstrahlen des Allmächtigen die rebellischen Teufel hinabgeschleudert in den Abgrund der Schrecken und des Verderbens. Aber nicht gar lange erfreueten sich die deutschen Herzen des Triumphs. Ihr Befehlshaber, Hanns Mager von Fuchsstadt, ein ritterlicher Fechter, zog das Gewitter auf sie heran. Da die Saumrosse und Wagen alle zurückgeblieben, hatte der stolze Erblandstallmeister sein bestes Gezeug angethan, um, gölte es den Tod, im gewohnten Glanze seines hohen Stammes zu liegen auf dem Blachfelde. Seine vergoldete Rüstung mit Ehrenketten behangen, die Krone, welche unter dem schwarzen Federwalde seinen Helm umgab, der große Schild, auf dem der silberne Fuchs und die bunte Lilie weithin leuchteten, ließ die feindlichen Großen in seiner Person den Feldherrn ver-

muthen, und nachdem der Vortrab zernichtet, warf sich die ganze blutberauschte Macht der besten türkischen Völker auf die Kärntner. Zwey Mal trieben die deutschen Reiter die Ungläubigen zurück, vor sich hin den Wälbern zu, aber da sank der von Himmelberg, dort der von Ernow; da schmetterte ein Traubenschuß den von Schulenburg, den Schellenberger und den von Lambert zugleich zusammen; da ward die Linie der Kasse durchbrochen, die Fähndruche wurden aus den Sätteln gerissen, und die Kolbenschläge der Albanesen, die wie Hagelwetter rundum auf den goldenen Harnisch des Fuchsstadt niederrasselten, stürzten auch ihn vom Hengste; sein Leib wurde Eine Wunde unter den Stößen und Fußtritten der Rasenden, und er verhauchte das edle Leben unter hundert rohen Fäusten, die schon mit einander um die reiche Beute kämpften, ehe sie noch den finstern Mächten der Vernichtung verfallen war. —

Die beiden ritterlichen Männer, Michael und Franciscus, hatten lange dicht bey einander gestritten, Einer den Andern deckend und lösend aus dem Gedränge. Wo ihre langen Schwerter bligten, lichtetete sich der Menschenwald, und Flüchtige und Stürzende gaben Raum. Plötzlich vermißte Kazianer seinen Gastor neben sich, und sein Adlerauge entdeckte bald Steinbrunns Helmzeichen fern, getrennt von sich durch neu anstürmende bösnische Geschwader. Er ließ den Feind vor sich; wie der Würgengel dieses Schlachttages flog er auf dem erhitzen Goldfuchs durch das

Blachfeld, auf dem die Raublust der Afrikaner plünderte, und nach verruchter Sitte ihres Volks die Köpfe der Sterbenden vom Kumpfe schnitt, die Gliedmaßen aller Art zu so barbarisch-grausenvollen, wie armseligen Trophäen einsammelte. Hier warf unser Held im Ansprunge seines starken Rosses ein Duzend solcher Henker unter die schlagenden Hufe; dort hieb sein Stahl zwey fecke Spahis aus den Bügeln, daß das spritzende Blut der gespaltenen Schädel gegen ihn aufflog; hier durchbrach er eine Colonne türkischer Schützen, die siegestrunken gegen einen Platz marschirten, wo der Kampf allein noch ernsthaft andauerte; die rücklings Angegriffnen und Verwundeten plakten im Schrecken vor dem Kampftruf des Einzelnen aus einander, wähten, ein neues Feindesheer rausche hinter ihnen, stürzten mit weggeworfenen Waffen übereinander, wie Garben vor dem Schnitter, und wichen überall, bis er zu dem Orte kam, wo der Tumult unermesslich war, und sein Auge noch die Ablerfahne Oesterreichs wehend erblickte. —

Welch ein Anblick empörte sein Herz, und machte sein schon erhitztes Blut zu einem siedenden Strome, der die Adern alle zu zersprengen drohete! — Am Fuße einer ungeheuern Eiche, deren hundertjähriger Stamm zu einer Schutzwehr des Rückens diente, lag der Graf von Labron; Blut bedeckte sein Gesicht, Blut den Schnee seiner Schärpe; vor ihm fochten noch einige Fähnlein der Panzenknechte, die sein Schlachtruf, sein Commandowort, das immer noch stark, wie sonst,



vom erblichenen Munde tönte, mit seinem Heldenmuth zu erfüllen schien.

Wie eine Meute Hunde den Edelhirsch, umkreisete den alten Helden und sein Häuflein ein zahlloser Schwarm Janitscharen; hinter ihnen sah man einen hochgewachsenen Officier des Soleyman, der auf einem goldgezümmten Pferde riesengroß die Krieger überragte. Ein blauer Stahlhelm bedeckte sein Haupt, der goldene Geierflügel auf dem Helmkamme und ein köstlicher Reiherbusch zeichneten ihn aus vor Allen; einen gewaltigen Fausthammer von Eisen schwang er um den Kopf; er trieb damit die Weichenden vorwärts, und mit gellender Stimme schrie er beständig dazu: „Fanget mir den Italiener, aber lebendig! zehn Beutel dem, der mir den Italiener einfängt lebendig und unverfehrt!“

Mitten in diesen Tumult warf sich der junge Rassensteiner, sprang vom Rosse, ließ den Zügel fahren, und setzte sich an die Spitze des Reiles, der vor dem Generale focht, mit seinem langen Schwerte sogleich vorweg Raum schlagend, und dem Fußvolk Gelegenheit zum bessern Gebrauch seiner Waffen und Partisanen gebend. Sein Goldfuchs sah mit den blanken Augen eine Secunde lang dem Herrn nach, der ihn verließ, und wieherte laut, wie in Verwunderung; als aber dann zwanzig gelbe Hände nach der stattlichen Beute griffen, bäumte das Thier sich hoch auf, faßte mit starkem Maule einen hageren Araber an der Schulter, quetschte und schüttelte ihn, daß er schrie und sank, schlug mit der Stirnstachel und den Hufen alle seine Jäger

aus einander, und dorthin flog er über die Hügel, wiedernd die Spur der deutschen Kofse witternd, mit denen er immer in die Schlacht gezogen, und welche der kleinen Cohorte Sachsen und Oesterreicher gehörten, mit denen sich der Obrist Niclas von Thure durchgeschlagen hatte, der Einzige, dem das Bagstück gelang, und dem die Glücksgöttin heute lächelte.

Indessen tobte der Kampf an der alten Eiche ununterbrochen fort. Schuß fiel auf Schuß in die Helbenschaar, und immer schmaler wurde die Phalanx, immer näher drängten die Muselmänner, wüthende Thiere der Wüste, die der Blutdurst hegt. Bald war Michael fast allein, als von der andern Seite der Steinbrunn heranstürzte, gleichfalls zu Fuß, — sein Pferd war erschossen; — und diese Hülfe verzögerte den Untergang der Vertheidiger des alten Grafen noch um etwas. Da traf ein scharfer Hieb den Fausthandschuh des Ragensteiners dicht über der Handwurzel, daß das Blut nachsprang, und das Schwert der tapfern Hand entfiel. „Vater!“ rief er verzweifelnd, und den großen Schild vor den Grafen werfend, „Vater, wer bleibt Ermuden?“ — „Gottes Zorn waltet heute und schlägt Sünder und Gerechte!“ seufzte der verwundete Greis; und der Hammer jedes Riesen mit dem goldenen Geierflügel auf dem Helme schmetterte indem auf den wehrlosen Ragianer herab. Der Jüngling taumelte, Nebel umflorte sein Auge; sein mächtiger Leib gehorchte noch dem letzten Lichtfunken des Geistes; er warf sich über den Vater

der Geliebten, und deckte in seiner Ohnmacht mit Rüstung und Schilde den General gegen die von allen Seiten herabfallenden Schwertstreiche; der Graf Radron aber legte die erlahmten Arme um das behelmte Haupt des Sinneberaubten, faltete segnend die Hände über seiner Stirn, und sein matter Blick fragte hinauf in die Wetterwolken nach den Rathseln, die sich hier nicht lösen. — Franciscus sah des Freundes Sturz; zur Raserey entflammte ihn der Anblick; er schleuderte sein Schwert zwischen den Feind, stürzte sich in die Janitscharen, schlug mit der Eisenfaust nieder, was ihm nahe trat, würgte, was seine Arme umschlangen, bis den Erschöpften eine Meute der Barbaren hinterrücks erfaßte, er wie die gefällte Eiche mehrere der Fallenden niederriß, und die starken Arme, von einer Unzahl Riemen gebunden, erlahmten. Die wenigen der Fußknechte, welche noch eine Waffe führten, riefen jetzt Pardon; die kaiserliche Fahne neigte sich, und Soleyman's Kriegsheer erhob ein grelles Siegesgeschrey, durch welches die Wehklagen der zahllosen Verwundeten herüberschrien, die deutsche Verzweiflung sich als Nachopfer des Verraths geschlachtet hatte.

Die Sonne brannte scharf nieder aus der Mittagsggend, und senkte die grünen Halme der Wiesenflur, auf welcher Mahomet Beg vor dem Zelte des österreichischen Feldherrn in der Mitte seiner Großen

die Siegesfeier beging. Von dem goldenen Knauf des deutschen Hauptquartiers wehete der silberne Türkenmond; die gelben und schwarzen Männer der fremden Welttheile plünderten die Wagen der Christen; sie schleppten aus den Zelten die zurückgelassenen Schätze zusammen, und rund umher tönte die gellende, lärmende Feldmusik der Muselmänner höhrende Siegesmelodien und Triumphmärsche.

Auf einem ausgebreiteten Scharlachteppich, auf gelben Sammpolstern lag der türkische Feldherr, und zu seiner Rechten stand Amurath, der riesige Anführer der Bosniaken mit den goldenen Geyerflügeln auf dem Helmkamme. Hinter ihm im weitgeöffneten Gezelt des Kazensteiners bereiteten seine schwarzen Sklaven ein üppiges Festmahl; vor ihm auf dem Anger thürmten die gewandten Araber Siegesdenkmale auf, von denen sich das Auge mit Entsetzen hätte abwenden müssen, hätte hinter dem Auge eine fühlende Seele gelebt. In der Mitte des Wiesenplans häuften sich die Rüstungen der gefallenen Ritter, eine köstliche Beute, reich an silberner und goldener Zierrath; aber blutbegossen waren die edeln Wappenbilder der deutschen Schilde, und zerknickt und genäht hingen die stolzen Büsche der Helme, als trauerten sie um den Tod ihrer vorigen Besitzer. Eine Unzahl von Fahnen und Fähnlein umflatterte den kriegerischen Sarkophag. Rechts davon stellten die geübten Barbaren Pyramiden auf von abgeschlagenen Köpfen, unerschreckt durch die verzerrten Züge der bleichen, bärti-

gen Gesichter, die im Tode noch zu dräuen schienen. Links trug man in große Schilde geworfene Ohren und Hände zusammen; manch kostbarer Siegelring schimmerte an den Fingern, und verbürgte den Rang und Werth der Erschlagenen. Ein grimmiges Entzücken wurde sichtbar auf dem Antlitz Mahomets, wie er wollüstig an den weichen Rissen sich dehnte, und dieses Schauspiel, welches nur einen türkischen Geschmack kitzeln konnte, betrachtete; als aber jetzt ein Offizier der Spahis in einem großen Silberbecken die Häupter des Wakis Paul und des Hanns von Fuchstadt herantrug, als man des Hungars blutigen Tigermantel vor ihm hinbreitete, und mit gebogenen Knien das gräßliche Schaugericht ihm zu Füßen setzte, da jubelte der pflegematische Türk hoch auf, und drehete teuflisch lächelnd sein Gesicht dem bösnischen Führer zu.

„Lächeln wird Soleyman, der Beherrscher der Welt, die Sonne des Erdballs, der König der Könige,“ sprach er laut, „lächeln und loben, und den Strom seiner Gnade ergießen aus dem Füllhorn seiner Macht auf seinen Slaven. Einen schönern Tribut hat der Herr der Pforte niemals noch empfangen aus den schmutzigen Händen seiner Diener, und gelobt sey Allah und der Prophet, der Solches gewirkt in uns Schlechten und Schwachen, und diese elenden Christenhunde geschlachtet durch unsere gebrechliche Hand.“ —

Stolz sah der riesige Amurath auf den demüthig-eiteln Gebieter herab. „Unsere Damascener waren Feuerzungen des Himmels,“ entgegnete er mit tiefer,

eintöniger Stimme; „unsere Arme schlugen nieder, wie Donnerkeile der Wetterwolke; aber keine Knechte haben wir besiegt, keine kriechenden Satrapen des Herrn der Welt. Schauet in das Feld, Herr, zählt die Turbane, die auf dem Blutsee schwimmen; jeder dieser Köpfe vor uns legte zwey Gläubige neben sich zur Gesellschaft. Zwiefacher Ruhm bekränzt darum Soleymans Heer; und,“ setzte er wilder und aufflammender hinzu, „ist der leere Platz hier in der Silberschüssel neben dem hungarischen Wolfe mit noch einem verhassten Christenhaupte gefüllt, wird Soleyman seine Helden für solch fürstlich Geschenk heben auf den elfenbeinernen Stuhl seiner Gnade.“ Ein junger, wohlgebildeter Türke, leicht bewaffnet, doch durch den Reiterbusch als ein Vornehmer bezeichnet, trat jetzt dreist zu dem riesigen Krieger, und flüsterte ihm in das Ohr. Amuraths zornglühendes Antlitz wurde sogleich milde und freundlich, und er antwortete leise mit dem Lächeln der Liebe und des Wohlwollens. Der junge Türke sprang befriedigt von ihm hinweg, und mischte sich in das Gedränge, eiliger, wie es schien, durch den Befehl, den er aus Mahomets Munde hörte, die gefangenen Christen vorzuführen. —

Zur Seite des Lagers stand ein einzelner Baum; eine Stückugel hatte den Stamm in der Mitte der Höhe zersplittert, und der Gipfel mit den grünen Zweigen lag neben dem Kumpfe am Boden. Auf diesen Kumpf hatten die Janitscharen zwey Speere gesteckt, die ein Paar blutige Köpfe trugen; darüber

wehete ein Roßschweif mit dem kleinen Halbmonde, und darunter hing der große Feldkessel, den ihr Aga zum Feldsignal zu schlagen pflegte. Um den gräulichen Baum, welcher das Schicksal des deutschen Heeres ächt türkisch allegorisirte, waren die unglücklichen Gefangenen dieses Tages zusammengetrieben, mit Stricken und Wagenketten gefesselt, wie ein gefangenes Schlachtvieh, und rundum den bleichen Haufen dräute ein Kreis braungelber Halbilden, die ihre Speere wie zur Treibjagd starr auf die Verlorenen gerichtet hielten, und mit Ungeduld des Agas Commandowort erwarteten, daß ihnen ein Lustgememel ohne Kampf versprach. Auch die edeln Ritter waren jedes Abzeichens beraubt; man hatte ihnen die reichen Rüstungen, den Schärpen-, Ketten-, und Sporen-Schmuck genommen, und nur die freyeren Mienen und das gelbe Wams von feinem Hirschleder unterschied sie vom Troß der Fußknechte. Der Graf von Radron lag auf einer Tragbahre dicht an dem Baume, ein Strohbündel diente dem reichen Römer zum Kopfpolster, schlecht verbunden waren die vielen Wunden seines tapfern Leibes, und mit Wehmuth richteten sich seine matten Augen auf den braven Michael, welcher neben ihm auf dem Hauptzweige des abgeschossenen Baumwipfels ruhete. Auch der junge Held war waffenlos, ein Tuch umwand den blutigen schönen Kopf; die Locken hingen blutnaß drunter her, seinen linken Arm hielt ein Seil dicht an den schlanken Leib geknebelt, und der zerhauene rechte hing in einer dünnen Kette.

Tieffinnig sah er zu dem Sandboden nieder, inbeß Franciscus von Steinbrunn mit auf den Rücken gebundenen Händen an dem Kumpfe des Baumes lehnte, und unter dem Zottenbarte hervor deutsche Flüche und Schimpfreden als Erleichterungen der gepreßten Brust in die heißen Mittagslüfte und zur stechenden Sonne, die seinen Scheitel brannte, hinaufftieß.

„Sie wollen uns zu Stockfischen dörren, oder unser Fleisch nach tartarischer Sitte in der Sonne gar machen,“ sprach er ingrimmig. „Wenn sie es lange also treiben, wird mich die Hundswuth fassen, und ich stürze mich zwischen sie, und vergifte sie beißend mit dem Höllenschaume, den ich an den trockenen Rippen fühle.“ —

„Ruhig, Franz!“ jagte Michael, und schlug das ernste, große Auge zu ihm auf. „Die Ungläubigen haben deine Großthaten gesehen; willst Du jetzt ihre Meinung von Dir herabsetzen, und mit Deiner Ohnmachts-Wuth die Stolzen ergötzen? Gott ist über uns, und Er schickt diese Buße!“

„Hätten sie mich nur nicht geknebelt, wie einen tollen Wolf,“ murrte der Steinbrunn fort, „so könnte ich doch mein Crucifixlein unter dem Brustkoller hervorlangen, und mich zum langen Marsche in das fremde Standquartier christlich bereiten. Schau nur einmal da über uns hinauf, da steht ein erbauliches Memento Mori. Erkennst Du den braven Himmelsberger und den von Ernav, unsern frohherzigen Christoph? Sie haben droben einen schlechten Wacht-

posten bekommen, machen erbärmliche Gesichter, und der Böse hole die Schmutzhunde, die sie auf so unritterlichen Stuhl gestellt.“ —

„Sie sind gefallen, wie Helden; wohl uns, theilten wir ihren Platz!“ feufzte Michael aus schwerer Brust heraus, traurig auf den Vater seiner Verlobten blickend.

„Zu dem Wunsche kann Rath werden; mich dünkt, ich höre schon ihres Scharfrichters Schritte;“ antwortete Franciscus. „Und gut das, denn der Tod ist nicht so schlimm, als solche Leibeigenschaft eines ritterlichen Leibes.“ —

Und wirklich schien Steinbrunns Vermuthung Grund zu haben, denn in den starren Kreis der Speerträger kam eine plötzliche Unruhe; der Zirkel öffnete sich, und mehrere türkische Krieger eilten gerade auf den Platz zu, wo unsere Ritter gezwungen lagerten. Der jüngste und geschmückteste von ihnen schritt gegen den Obrist-Ragenstein, und redete mit freundlicher Miene in italienischer Sprache ihn an.

„Erkennst Du mich, Christ?“ fragte er, als dieser zu ihm auffah. „Mailat Ibrahim ist fröhlich, seinen Erlöser nicht unter den Todten dieses blutigen Morgens zu wissen.“ — „Besser todt, als ehrlos und in Slavenbanden!“ antwortete Michael eintönig.

„Wem das holde Leben noch lächelt, dem blühet auch noch die Rose der Hoffnung!“ entgegnete Mailat. „Ich habe das Goldpfand eines Versprechens bey Dir einzulösen, und Du sollst erfahren, daß auch der

Moslemin seine Schwüre hält. Deine Seele wußte damals nicht, welch ein Goldfasan gefangen in Deiner Hand flatterte. Ich bin des gefürchteten, unbezwinglichen Amuraths Lieblingssohn; ein zahmes Lamm, vom goldmähnigen Löwen erzeugt. Sein Sonnenauge beleuchtete heute meine ersten Waffenthaten, und er gelobte mir bey seinem Barte dafür ein Geschenk, wie das junge begehrlische Herz es wünschen möchte. Als ich Dich, das Jungfrauenherz mit der Riesenfaust, unter den Gefangenen erkannte, hatte mein Wunsch sein Ziel. Ich erbat mir ein Sklavenpaar nach meiner Wahl, und der Vater gewährte. Hülle Deinen Namen und Stand in den Schleyer des Stillschweigens; ergieb Dich drein, einen Tag lang mein Sklave zu heißen, und Du sollst dein Vaterland wiedersehen.“ —

„Was sollte mir die feige Rettung mitten im Verderben der Freunde?“ sagte Michael. „Rette dort den edeln, wunden General, rette hier meinen Waffenbruder mit mir, oder laß auch mich umkommen mit ihnen; Dein Schwur soll durch den edeln Willen, den Du zeigtest, bezahlt seyn.“ —

„Deinen Freund kann ich retten, gleich Dir;“ erwiederte Mailat. „Der deutsche Bezier dort ist ein Knecht des großen Soleyman; nur er hat ein Recht über seinen Athem und sein Blut, doch wird ein Lösegeld auch seine Ketten brechen. Darum weigere Dich nicht, störe nicht mein freudiges Werk, und reiße nicht durch den feinen Blumenkranz meiner Dankbarkeit mit

troziger Eisenhand.“ — „Gedenke an Ermuda! Sie ist einsam! Trage ihr des Vaters Segensspruch hinüber!“ sprach der alte Graf sich aufrichtend. „Und jetzt stürzten mehrere Aga's heran, und gaben rauhe Befehle. Mailat ließ die beiden Freunde von seinen Begleitern umgeben; die Trage mit dem General wurde aufgehoben, und der traurige Zug der christlichen Gefangenen ging, umringt von Speßen und Säbeln, bis zu dem Sitze Mahomets, wo man die Bahre niederstellte.

Die Gluth eines brennenden Vulkans flog auf an dem dunkeln Gesichte des riesigen Amuraths, als der General vor seinen rollenden Augen dasaß, auch in seiner Schmach den Helden zeigte im unerschrockenen Blicke und der würdevollen Gestalt, und das Haupt, von dünnen Silberlocken umwallt, aufrecht trug im Stolz seines Standes und seines weltbekannten Waffenruhmes. Zu ihm hin trat der wilde Mann, und auf den Wink seiner Hand folgten ihm zwei Schwarze in dunkelgelben Kleidern, welche breite Schwerter hielten.

„Willkommen, Graf von Labron! Kennst Du mich nicht?“ fragte er herrisch. „Der Alte schüttelte wortlos den Kopf. „So ist Dein Gewissen eingetrocknet, und Dein verbrecherisches Herz ein Kiesel geworden;“ wüthete der Grimm des Türken höher auf. „Einst hieß ich Ascanius Columna. Deine Nichte, Du stolzer Christ, wollte mein Weib werden, aber Dein Hochmuth warf sie in ein Kloster. Meine Treue wagte es, die Mauern der Nonnen zu bestürmen; da

triebst Du mich in die Hände der Schergen Eurer Inquisition. Wunderbar errettete mich das Schicksal, und ich wurde Moslem, und Allah hat mich gesegnet, denn ich sehe den Erzfeind meiner Seele vor mir, gebrochen, gebeugt, entehrt und ein Spiel meines Hauches." —

„Ich erkenne Dich, rasender Columna!“ antwortete Kadron, ohne eine Miene zu ändern. „Ja, ich bin gebrochen, aber nicht gebeugt, nicht entehrt. Das Schicksal der Schlacht hat auch mich ereilt, aber mein Bewußtseyn stellt mich höher, als Dich; denn ich höhnte Keinen von den Hunderten, die oft früherhin vor mir so waren, wie ich vor Dir.“ — Amurath biß die Zähne zusammen. „Du sollst zu des Sultans Hofe,“ sagte er mit Spott; „mit all diesen Gaben des Sieges sollst Du hinziehen, den Bezwinger der Parsen in seinem Serail zu erfreuen. So erhebe Dich denn von Deinem Faulbette, Du ungebeugter Held, besteige das Roß, und ziehe gen Stambul, daß der Liebling des Propheten richte über Dich.“ —

„Armseliger Spötter,“ entgegnete mit Ruhe der General, indem er sein Angesicht verächtlich zur Seite wandte. „Mein Schenkel ist zerschossen, meine Wunden brennen; laß mich ruhig sterben auf diesem schlechten Bett; mein Haupt küßt der Lorbeer des Kriegers, und in meinem Herzen wohnt der Gott, der den Haß mit Verzeihung vergelten lehrte.“ —

„Du kannst nicht zu Rosse sitzen?“ fragte wild der Riese, indem er mit der Hand den Schwarzen winkte.

„Soleyman's Auge liebt nicht den Anblick der Gebrechlichkeit. Aufbrechen mußt Du heute noch gen Stambul; so mache denn den Weg auf stillere Weise in der Gesellschaft Deiner Freunde!“ — Und der Mohr hob das Schwert; die breite Klinge zischte durch die Luft, und das Haupt des tapfern Grafen flog vom Kumpfe. Michael war herangestürzt, sowie das Schwert sich hob. Mit einem lauten Wehschrey sank er sinnlos zur Erde dicht neben der Bahre, und die springenden Blutquellen des schändlichgemordeten Greises übergossen sein Federkoller mit den warmen Strömen des geliebten Herzens. — —

Ein plötzliches einbrechendes, ungeheures Unglück, ein furchtbarer, unerseßlicher Verlust ist immer die höchste Prüfung der menschlichen Natur und Seelenkraft. Entweder zerbricht diese für immer, oder sie erstarkt zur Unverwüstlichkeit. So wurzelt fester der Eichbaum für Jahrhunderte, wenn der zerschmetternde Orkan in seine Wipfel griff, so wird das Eisen in der Gluth und unter dem streckenden Hammer zum Kernstahl, und zerbricht nimmer. —

In der armseligen Strohhütte eines Ziegenhirten, die mitten im Gebirge lag, erwachte der Obrist Kaszianer aus den schweren Fieberträumen einer bösen Krankheit. Sein Lager bestand aus einer Streu und einer Matte; neben ihm saß der getreue Franciscus, und die Hirtenfrau kochte am Feuer neuen Balsam

für seine fast verharrschten Wunden. Mit froher Zusprache begrüßte Steinbrunn das wiedergewonnene Leben des Waffenbruders, und beantwortete mit sanfter Schonung die vielen Fragen des Kranken, dem es zuerst vorkam, als habe er alle die Schreckensscenen, durch welche das Schicksal ihn wie durch ein Fegefeuer gepeitscht, nur geträumt in einer langen, bösen Nacht.

Michael versiel in ein tiefes Brüten und Sinnen, welches tagelang andauerte. Als aber der junge Körper wieder die Kraft der Gesundheit errungen, als er draußen saß in dem grünen Gebüsch oder auf der sonnbeschienenen Klippe, da tauchte sein Geist wieder auf aus den düstern Nebeln des Grames, wie ein gesunderer Adler, und gewann baldigst wieder die Höhen des Lichtes, in welchen er vordem die Fittiche zu schwingen gewohnt war.

„Mache Anstalten zum Ausbruche in das Vaterland, Franz!“ sagte er sich ermuthigend. „Ermuda jammert! Ermuda vergeht im Grame! Und auch der Vater bedarf vielleicht des Sohns, wenn meine Ahnungen nicht lügen.“ —

Da brachte Franciscus zwey Mönchskleider hervor, die Mailat Ibrahim aus der Beute des deutschen Lagers für sie ausgesucht, um ihre Heimreise zu sichern; da zeigte er den gefüllten Beutel, den Mailat, als er von dem Todtkranken scheiden mußte, auf sein Bett gelegt, da zog er ein Seidentüchlein hervor, und wickelte daraus die goldene Ordenskette des Grafen von Sabron und eine Silberlocke von dem gefallenem

Haupte desselben, die der dankbare Türk, nachdem er seine Gefangenen durch treue Bosniaken in Sicherheit gebracht, auf Steinbrunn's Bitte als ein Andenken für die Verwandten des Generals sich zu verschaffen gewünscht hatte. —

„Traurige Schätze!“ seufzte Michael mit überfließenden Augen. „Mit Euch soll ich hintreten vor die geliebte Jungfrau? Das soll ihr Ersatz seyn für den verlorenen Vater, mir für die Ehre des Namens vielleicht? O wie schwer liegt das Leben auf mir, und es drängt mich recht, es freywillig hinzuwerfen, denn seine Felder sind abgeerntet, und seine Gärten sind kahl. Ermuda, Dir muß ich es erhalten; weiß ich doch nicht, ob Du nicht des jammervollen Daseyns Deines Freundes bedarfst.“ —

„Laß uns nur erst wieder deutsche Luft einathmen!“ tröstete der lebensmuthige Franz. „Seit dem verdamnten Siegesfeste der Türkenbrut riecht mich hier herum Alles an wie Blut; aus jedem Busch glohet mich ein schwarzes Halbmanns-Gesicht an, und hinter jeglicher Klippe lauert in meiner Phantasie ein listiger Dhrenabschneider. Solche Bestien gehören in die sengenden Sandwüsten, und alle Könige Europa's sollten aufstehen gegen dieses Gezücht der Hölle, das zur Schande der Menschheit das Paradies unseres Welttheils mit Gräueln befleckt. Wäre ich ein Kaiser oder König, so duldete ich nicht, daß solch ein Scharfrichtermeister sich auch einen Fürsten der Völker nennen dürfte. Aufgebrochen, Bruder! Zurück

in das Land, wo die Menschlichkeit wohnt, wo das Geseß richtet, und nicht die Mordlust, wo gute Regenten ihre Bürger wie Kinder lieben, und von ihnen wie Väter geliebt werden!" — „Schrecklich, daß ich zum ersten Male vor dem Geseß zittere, zum ersten Male das Angesicht des väterlichen Fürsten fürchten muß, wenn auch nicht für mich!" murmelte Michael vor sich hin. Stutzig sah ihn der Freund an, aber schnell sein Herz verstehend, entgegnete er: „Ja, ja! der General = Obrist mag einen harten Stand haben bey den weichhändigen, feinen Kriegsräthen, die nie ein Feldlager gesehen, nie den Hunger gefühlt. Nun, mit Gott wird er durchkommen, denn seine Kläger schlummern bei Essegg und Zuvanchen.“

„Auch der Kläger in seiner innersten Brust?" fragte der Ragensteiner heftig. „Und wird nicht die Schamröthe auf des Sohnes Wangen den Vater verklagen bey der ersten Begegnung?" —

Franciscus zuckte die Achseln, und ging, die Anstalten zum Abmarsche zu besorgen. Er gab dem Hirten eine ansehnliche Belohnung, und dieser versah die Gäste mit einem Quersacke voll guter Lebensmittel, bewaffnete sie mit zwey Dhsenstücken, die scharfe Eisenspißen trugen, half sie einhüllen in die Mönchskutten der Feldprediger, und begleitete sie dann auf sichere Fußpfade, bis sie außer dem Bereich der türkischen Streifpartien waren, und die Straße zur Heimath nicht mehr von ihnen verfehlt werden konnte. Ihre Reise ging langsam, denn Michaels Schwäche erlaub-

te keine langen Märsche, und die Bedrücktheit seines Geistes mehrte die Mattigkeit seiner Glieder, so daß sie oft bey den Hirten am Ufer des Drauflusses, dessen Laufe sie entgegenwanderten, schon um Mittag Halt machten, oder in der Laubhütte eines armen Wildhüters einen Masttag feyern mußten, wenn auch diese Naturmenschen überall die Ermatteten freundlicher aufnahmen, als die Entblößten der Schloßbewohner oder Städter empfangen haben würde. Mit Vorbedacht ließen sie jetzt die Stadt Warasdin rechts liegen, und wandten sich bey Studmiz in die Gebirge von Krain, begrüßten mit Wohlbehagen die väterliche Erde, und hier schickte ihnen sofort die Vorsicht ein Zeichen ihrer ihnen wieder geschenkten Gunst entgegen. Manches Rudel hochendiger Hirsche hatten sie am Waldwege gesehen, mancher borstige Eber war durch den Unter-Busch neben ihnen vorbegebrauset; die edle Kunst am Waidwerk, die dem Kriegsmuthe das Verwandteste ist, glühete zum öftern auf in des Steinbrunn's Brust; er wettete, daß es am Geschöß, am Wurfspeere und Jagdpferde mangelte, und er dem schönen Wilde lässig nachschauen mußte.

Als sie nun eines Mittags am Gebirgshange ruheten, und der Feldflasche zusprachen, fuhr Franciscus plötzlich vom Moose auf, schützte das Auge mit der Hand vor dem Sonnenstrahle, und rief: „Sieh dort, Bruder! Siehst Du das glänzende Thier? Solch Wild ist mir kundigem Jäger nie in der Wildbahn vorgekommen. Ist es das fabelhafte Einhorn oder

sonst eine Mißgeburt? Es äset sich am Busch; jetzt tritt es auf die Ebene. Sieh nur hin; mich blendet die Sonne. O warum ist dieser Ochsenstecken kein Jagdspieß! Der Kopf mit dem blanken Gewehr müßte meinen Trinksaal zu Steinbrunn zieren.“ —

Nur dem Freunde zu Gefallen hob der Ragensteiner das müde Haupt, aber immer schärfer strengte er sein großes Auge an; langsam erhob er sich vom Hügel, und stellte sich hoch mit angespannter Aufmerksamkeit. „Ein seltsam Wild ist das, Du Blinder!“ sagte er lebhafter, als er auf der ganzen Reise gesprochen. „Bey dem heiligen Hubertus! Ein gerüstet Streitroß ist es mit dem stacheligen Stirnschilde und hochgewölbten Sattel. So Gott mir helfe, ich glaube, es ist mein Roland, mein getreuer Goldfuchs.“ — Auf dem Finger that er einen grellen Pfiff, und das Thier stuzte, horchte mit gestrecktem Halse, und schritt langsam durch das hohe Gras heran. Der Obrist pfiff mehrere Male, und: Roland! Roland! rief er mit weitschallender Stimme, daß zehn Echos wiedertönten. Mit einem lauten Wiehern antwortete das Roß, und in Sprüngen kam es zum Walde. Stuzend stand es dann in der Nähe der vermummten Männer; als aber Michael die Mönchskappe zurückwarf, die Rutte aufschlug, es mit Schmeichelworten ansprach, und die Hand nach ihm ausstreckte, da glänzten die Augen des Thieres, seine Mähne sträubte sich, es wieherte hell und laut, kam dreist heran, drückte seine Lippen an den Arm des ge-

liebten Herrn, und preßte, als dieser es umfing, seinen Hals gegen des Ritters Schultern, indem es mit den Hufen scharrte und mit dem Prachtschweife schlug.

„So bist auch Du gerettet aus der Mordschlacht, treuer Kumpan!“ rief Michael aus mit inniger Freude. „Und Du hast Dich nicht fangen lassen von fremder Hand, und hast den Herrn hier erwartet auf unwirthbarer Haide?“ —

„Es möchte antworten!“ jubelte Franciscus. „Sieh nur, wie es die Glanzaugen rollt. Der Teufel hole alle Gelahrte, die solch edelm Thiere die Seele absprechen! Nun Du kommst gelegen, treuer Fuchs! Dein Sattelzeug ist zwar zerfetzt und schmutzig; hast auch wohl schlechte Nächte gehabt unter Gottes freyem Himmel, und die gute Pflege des Leibknechts ist Dir abgegangen, das sieht man am rauhen Haar und den kothigen Fesseln; aber Weide hast Du genug gefunden; der Herr = Gott kleidet die Lilien und nährt die Späken im Felde. Nun, Michael, sitze auf! Du bedarfst der Erquickung; Dein Roland freut sich darob; er wird den vermißten Herrn willig tragen. Erfülle seine Sehnsucht; und wird mein Gebein müde, so nehme ich Platz hinter Dir; wir reiten dann gleich den ersten Tempelherrn auf Einem Rücken; sind wir doch eben so arm, vielleicht auch eben so brav, als sie dazumal.“ — Die Erscheinung seines Leibrosses wirkte wohlthätig auf den kranken Kriegsmann. Er sah darin die wiederkehrende Gunst des Himmels, und

nachdem Franciscus unter Scherzreden das zerstörte Sattelzeug, so gut es gehen mochte, in Ordnung gebracht, setzten sich Beide auf, und der Goldfuchs trabte mit der Doppellast stolz durch den Wald; war er doch gewohnt, zentnerschwere Panzerstücke des von der Ferse zur Scheitel verluppten Junkers mit ihm wie spielend durch Turniere und Fehden zu tragen.

Bequemer ging nun die Reise weiter, obgleich die Einwohner der Dörfer, welche sie passirten, mit Bewunderung, oft sogar mit Spott, die seltsame Cavalcade anschauten, und sich nicht in die geistlichen Herren zu finden wußten, die lang und schwächig, ohne Kugelbauch und barfuß, nichts Klösterliches an sich trugen, als das härene Gewand, die statt des geduldigen Esels ein kriegerisches Roß ritten, und geschickt zu lenken wußten. Ohne Unfall kamen sie nach Rattmannsdorf, und sahen in der Abenddämmerung den Ragenstein mit seinen festen Mauern, Zinnen und Warten vor sich aufsteigen. Keine Trompete ertönte, kein Wachthorn schallte, als sie den schmalen Burgpfad hinaufritten; als aber auf ihren oftmaligen Ruf endlich ein trübes Gesicht in dem Luftloche über der Zugbrücke erschien, und der Obrist sich nannte, bekreuzte sich der alte Knecht, und fuhr zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. Doch gar bald ward es lebendig in der Burg. Windlichter zogen durch den Hof, und als die Kettenbrücke fiel, erschien der Kastellan selbst im Thore, sich von dem Wunder zu überzeugen, und den todt geglaubten Sohn seines

Hauseß zuerst zu begrüßen. Ein freudiges Gemurmel bewegte die Schaar der Wappner, als Michael vom Rosse stieg, und milde grüßend unter sie trat; als er aber auf die Frage: „Ist der Vater da?“ — vom Kastellan die traurig gesprochene Antwort bekam: Seine Gnaden sind längst zu Wien! — und nun wortlos mit hängendem Haupte die breite Steintreppe im Schlosse hinaufstieg, da schüttelten die Burgleute die Köpfe, und meinten: der Junker sey ebenfalls als ein ganz anderer Mensch heimgekehrt, und die einstige Herrlichkeit auf dem Ragensteine würde sobald nicht wiederkommen. —

Der Kastellan schloß den Prunksaal auf, und leuchtete den Freunden voran. Aber wie von einem Zauberstabe berührt, stand Michael starr bey dem ersten Blicke, den er durch den hochgewölbten Saal geworfen. Das große vergoldete Wappen der von Ragenstein, welches über dem Ramine gerade der Flügelthür gegenüber prangte, war mit einem breiten Trauerflor verhangen; alle die blanken Rüstungen an den mächtigen Pilaren, theils eigene Erbwasfenstücke, theils eroberte Trophäen, hatte man mit schwarzem Tuche halb verdeckt oder mit Reichenflören gepußt; dazwischen schaueten die lebensgroßen Bilder der Ragensteiner wie mitternächtige Erscheinungen bräuerender Grufibewohner von den Wänden herab, und machten das Blut der Eintretenden erkalten in seinen Adälen.

„Wer hat das befohlen?“ fragte der Obrist barsch den grauen Diener. „Der Herr Landeshauptmann gebot es;“ antwortete unterthänig der Kastellan. „Die Excellenz betrauerte recht bitterlich den Tod des lieben Sohnes. Euer Oheim Franz, der hochwürdige Bischof zu Raibach, hat viele Seelenmessen gelesen für Euch, edler Junker, da Ihr ohne Sacrament dahin gefahren; aber oft zürnte der edle Burgherr mitten im Gebet für die arme Seele, und schalt lästerlich die Tollheit, die Euch in den Tod getrieben, da ihr auf sicherem Nest sitzen könntet gleich ihm.“ —

Mit starken Schritten ging der Obrist zum Kamine, und riß mit Einem Zuge der Hand die Trauerdecke vom bunten Wappen herunter. „Nein, Ihr edeln Voreltern,“ rief er wie außer sich, „Ihr sollt nicht in Gram und Schaam hinschauen auf den verhangenen Schild. Hier steht ein Kasianer, der die fleckenlose Hand dennoch aufheben darf, der stolz sagen darf, ich versöhnte des Vaters Schuld, und darf frei hineinschauen in Eure gespenstischen Gluthaugen.“ —

„Was redet Ihr für Worte voll Entsetzens, Junker?“ fragte der Kastellan erschrocken. „Also ist es so, wie die Gerüchte plauderten? O dann laßt die Földre immerhin hangen; der Tod will dann sein Recht, und diese starre Hand soll einem beschimpften Herrn das Grabgewölbe der hohen Ahnen aufschließen.“ —

„Was faselst Du, alter Schalksnarr?“ sprach hastig Franciscus dazwischen, denn er sah, wie Michael die Augen rollte, sie dann starr auf dem Munde

des Kastellans hasten ließ, und an der Hüfte nach dem Schwertgriffe suchte. „Sprich heraus! Welche Gerüchte machten Dich fürchten? Und wohin ist der Burgherr?“ —

„Der gnädige Landeshauptmann war nur kurze Zeit hier auf der Burg,“ erzählte der Kastellan mit ängstlicher Geberde. „Mürrischer und aufbrausender hatten wir den edeln Herrn nimmer gesehen. Er saß halbe Tage mit dem hochwürdigen Bischofe eingeschlossen, und dann schickten sie den Curt als Eilboten nach Wien mit der Relation über den Feldzug, wie ich aus ihrer Zwiesprache erhorchte. Nicht lange nachher kam der Hauptmann von Brandenstein von der Trabantengarde hier an mit einem königlichen Sendschreiben, und unsere beiden Herren brachen sogleich auf nach der Kaiserstadt, um bey des Königs Majestät selbst ihr Recht zu erlangen, und schwerer Anklage zu begegnen. Der Curt ist seitdem heimgekehrt; er brachte die Schreckensmähr mi. zu Hause, der Herr sey zu Wien auf Hochverrath angeklagt, er säße in einem Thurme der Hofburg, und Gericht würde über ihn gehalten werden auf Leben und Tod; die Leute zu Wien meinten, der König sey im wilden Zorne, und der Herr würde dem Nichtbeile nicht entgehen.“

„Richter über den Wolken!“ rief der Obrist, wie außer sich, „wirf nicht mehr auf meine Brust, als ich zu tragen vermag! Womit habe ich Deine glühende Strafruthe verdient, daß sie so gnadenlos meine

Seele geißelt bis zur Verzweiflung? — Auf, Kastellan! Bringe uns Wein und Brod, fattede zwey frische Koffe für uns! Ich darf die weichen Pfühle dieses Schlosses nicht berühren; das Ziel meiner Reise liegt noch weit hinter dem Ragenstein.“ —

„Was beschließt Du, Bruder? Und bedenkst Du nicht Deinen kranken Leib?“ fragte Steinörunn, als der Kastellan fortgegangen.

„Und Du fragst?“ entgegnete Michael heftig. „Zu Wien ist mein Platz an des Vaters Seite. Ist er nicht zu vertreten bey dem Könige, so ist vielleicht sein Leben zu retten durch einen Gang auf Kampf um den Tod.“ —

„Ich gehe mit, und stehe neben Dir unter den Schranzen und Pfaffen, wo es vielleicht heißer seyn möchte für Dich, als in der wildesten Feldschlacht!“ antwortete Franciscus. Mit Heftigkeit warf sich der Obrist in des Freundes Arme, und die hohen Männer hielten sich fest umschlungen, indeß durch die buntgemalten Fensterscheiben der Zugwind hereinstrich, mit grauenhaftem Flüstern an den Wänden hinzog, und die Trauerflöte bewegte.

In dem Pallaste des Grafen von Radron zu Wien lag im stillen Betstübchen Fräulein Ermuda vor dem Bilde des Gekreuzigten, traurigen Trost für ihren brennenden Schmerz schöpfend in dem Gedanken, wie viel mehr der Erlöser gelitten, und eben so schuldlos

und um fremder Sünde willen, wie sie. Tiefe Trauererfleidung umwallte die zarte Gestalt des frommen Mägdeleins, und höher schimmerte dadurch der lilienweiße Hals aus den dunkeln Locken durch das schwarzbehangene Kämmerlein. Eine kleine Silberampel beleuchtete von dem Hausaltare her das liebliche Oval ihres ausdrucksvollen Gesichts; die Rosen darauf waren freilich erloschen, aber in dem dunkeln Augenpaar glühete ein höheres Leben, als das der armseligen Erde, und eine höhere Hoffnung, als hier unten erfüllt zu werden vermag. Ihre zarten Finger zählten am Rosenkranze, die schmalen Lippen bewegten sich; doch der Geist schien verloren in höhern Regionen, schien droben zu Rosen mit dem abgeschiedenen Geliebten ihres Herzens. —

Leise klopfte es jetzt an die Thür des Gemachs, und die Betende schrak sichtlich zusammen; sich ermutigend erhob sie sich aber bald von dem Betschemel, ging langsam hin, und öffnete. Und herein trat Pater Bernhardus, ein Dominicaner und ihr Beichtvater; sie beugte demüthig ihr Haupt vor ihm, und er segnete sie mit dem heiligen Zeichen, indeß sein Begleiter in der engen Thür verweilte, und aus der Mönchscapuze hervor mit glühenden Augen, in denen heftige Seelenbewegung leuchtete, der frommen Gruppe zuschauete.

„Noch so spät besucht Ihr Eure Tochter?“ fragte Ermuda dann mit einer Stimme, der man es abhorchte, daß sie lange sich zu dem Tone des Schmerzes gewöhnt hatte, und die darum rührend zu jedem Her-

zen sprach. „Habt Ihr etwa eine gute Post für mein zerrissenes Herz? Hat Graf Thures Schreckensbotschaft sich nicht bestätigt? Sind Boten da aus Slavonien? Lebt der Vater? Habt Ihr dem Könige unsern Familienschmuck, den Werth unserer Güter bey Milano, den Pallast zu Rom angetragen als Lösegeld für den grausamen Türkenkaiser? O so sprecht doch, ehrwürdiger Herr, und erleichtert der Jungfrau bedrücktes Gemüth, das in der Einsamkeit verzweifelt, und es nicht fassen kann, daß dieses Herz für die Zukunft so ganz allein schlagen soll in der vollen Welt.“ —

„Niemand stehet allein;“ antwortete ernst der Dominicaner. „Gott und seine Heiligen begleiten die Schritte des Frommen, und führen ihm gute Brüder zu, wenn er schwankt und strauchelt, die seine matten Glieder zu stützen vermögen. Und hat Ermuda Niemand beweinet, als den Vater? Hat Ermuda's Herz Niemand sonst vermißt?“ — In die Knie warf sich die Jungfrau vor dem Mönche. „Ihr wolltet mir Trost bringen,“ rief sie mit herzzerschneidenden Tönen, „ehrwürdiger Vater; o warum wühlt Ihr denn mit neuen Dolchen in meiner blutenden Brust? Ist es nicht schrecklich genug, daß der verblichene Geliebte einen Namen trug, der sich mit Schauder auf meine Lippe drängt? Muß mir nicht jede Thräne, jeder Seufzer um ihn als eine Beleidigung gegen den zürnenden Schatten meines Vaters erscheinen, dessen tückischer Mörder sein Erzeuger war, dessen Verderber mit ihm denselben Namen trägt? O rettet meine Seele

aus diesem Zwiespalte der Gefühle, aus diesem Gewirr von Schmerz und Reue, von Buße und Versündigung, ehe Verzweiflung mir Wahnsinn bringt, der mit dem Leibe den Geist verderben könnte!" —

„Ermuda, was spricht Dein treuer, frommer Mund?“ stieß da heftig der Begleiter des Dominicaners hervor, indem er das härene Gewand von seinen Schultern riß, und in des jungen Kazianers Gestalt vor der emporfahrenden Jungfrau stand, ein bleiches Bild des männlichen Grames. „Soll auch dieser Donner noch herabschmettern auf meine unschuldige Scheitel, daß ich irre würde an meiner Liebe und an mir selbst, wie ich irre wurde an so vielen der Menschengestalten um mich her?“ — „Michael! Mein Michael!“ schrie das Fräulein, warf sich in seine Arme, und sank in halber Ohnmacht an seine Schulter.

„Nein, er zürnet nicht, Dein edler Vater, zürnet nicht, wenn Dein frommes Taubenherz schlägt an meiner Brust!“ sagte Kazianer mit Wehmuth. „Sein verklärter Schatten sieht milde herab auf seine vereinigten Kinder, deren Bund sein Wort noch segnete wenige Minuten zuvor, ehe sein Leben im edeln Blute verströmte.“ — „Also todt für immer!“ jammerte die zitternde Ermuda. „Und Michael konnte ihn nicht beschirmen, nicht erretten?“ —

„Sein Wort war es, das mein Leben schützte;“ entgegnete Michael, trübsinnig vor sich hinausblickend; „sein Wort rief mich auf, zu dulden und die drückende Bürde weiter zu schleppen. Sein Wort erinnerte

mich an die Geliebte und meine Pflichten gegen sie, als meine blutende Hand gelähmt hing, und sein spritzendes Blut wie ein höllischer Feuerregen tödtend brannte in meine Glieder." — Ermuda fuhr erschüttert zurück. „Sein Blut?“ rief sie freischend. „Diese Flecke auf Deinem Koller sein Blut? O laß sie mich küssen, einsaugen in mein Herz, diese letzten, köstlichen, einzigen Reliquien von ihm!“ — Wie im Wahnsinne preßte sie unzählige Küsse auf das Lederwams des Obristen, bis sie erschöpft vor ihm in die Kniee sank, und Michael sie unter sanftem Weinen aufhob, und in einen Lehnstuhl trug. „Ich bringe Dir mehr;“ sprach er halblaut. „Hier seine Ritterkette!“ — Er hing sie um ihren Hals; — „hier eine Locke seines heiligen Hauptes! Weine über den köstlichen Pfändern! Weine Dich aus, Du armes Mädchen. Thränen geben Linderung; Thränen sind göttlicher Himmelsthan, den der Vater der Liebe sendet, die welke Menschenpflanze anzufrischen, daß sie nicht für immer dürr werde in der Gluth des Kummers.“ — Mit Hast ergriff Ermuda Kette und Haar; inbrünstig drückte sie den Mund bald auf dieses, bald auf jene, bald auf des lieben Gebers Hand; ihrer Zähren Quell brach auf, und ihre schönen Augen ergossen Bäche der Wehmuth, die dem beklommenen Herzen Erleichterung gaben, die weichere Gefühle aufbaueten in dem erstarrten Gemüth. — Der Mensch ist ein Sinnenwesen; wo die Vernunft nichts über ihn vermag, wo er im Bohn wie das gereizte Raubthier oder im Schmerz wie

der andalusische Kampfstier alle Zügel des innern Führers zerreißt, da zähmet ihn oftmals ein Sinneneindruck, eine Anschauung, und statt sich zu erheben über die Erde und ihre Leiden, statt so die Wunde zu heilen durch selbstige Hochstellung, läßt er sich lieber hinabziehen durch einen Gemüthsreiz, durch eine kindliche Tändelei, deckt ein Blumenblatt über die Wunde, und wähnt, darin die rechte Arznei gefunden zu haben. Solche Wetterableiter waren für des Fräuleins tiefen, zerstörenden Schmerz die traurigen Geschenke, die ihr der Bräutigam mitgebracht, und über welche sie den lebendigen, ihr fast durch ein Wunder wiedergeschenkten Geliebten selbst zu vergessen schien. Mit stiller Nührung sahen der Obrist und der Dominicaner dem betäubenden Spiele zu, welches das Mädchen mit den Angedenkenspfändern des Todten trieb, wie sie kosete mit ihnen, wie sie sprach zu ihnen, wie ihre ganze Zärtlichkeit sich ausgoß über sie, als sey der Gemordete selbst in ihnen ihr wiedergekehrt. Zusammenschauend unterbrach sie dann selber ihr sinnverwirrendes Treiben.

„Sie antworten mir nicht, Michael!“ rief sie auffahrend aus ihren Träumen. „Unter der kalten Kette pocht kein Herzschlag; diesem weißen Haare fehlt die Stimme, mich zu lieblosen und zu segnen. O Michael, warum hat Dein Vater das verschuldet?“ —

Stürmisch aufgereggt warf sich der Obrist vor sie hin in die Kniee, umfaßte sie mit beiden Armen, und zog sie dicht an seine breite Brust. „Nichte nicht,

Mädchen," sprach er mit Hefigkeit, „richte nicht, wo ich nur Räthfel fehe, der ich doch all das Schreckliche mit erleben mußte. Johann Rationer hat immer fo groß und herrlich zwischen uns gestanden, wie ein homerifches Musterbild der Kriegsjugend; er kann nicht muthwillig mit folchem Rostflecken die ganze Glorie feines Lebens gefchwärzt haben. Aber, Ermuda, Du bist glücklicher, als Ich. Nicht Dich zu tröften, fuchte ich Dich; nein! Ich, der ftarke Mann, komme zu Dir, wie ein Flehender, Eröftung zu fuchen bey Dir, Heil, Rettung, Leben und Ehre zu erflehen von Dir, dem einzigen Wefen in der Schöpfung, dem ich vertrauen darf, und dem ich vertrauen mag." — „Was kann das arme Mädchen Dir geben?" fragte die Jungfrau, und fah mit dem Unfchuldsauge tief hinein in feine rollenden Augenfterne. „Michael! Selbft der Kranz meiner Liebe hängt welk, und wird Dir keine Freude mehr duften, wie vordem; habe ich doch dem Bräutigam nichts zu bringen, als ein zerbrochenes Herz und eine ewige Thräne." —

„Ermuda!" fuhr er fort mit beklommener Bruft, „erhebe Dich an dem Unglücke Deines Freundes, gegen welches das deine bleich ift, wie die brennende Hütte neben dem glühenden Vesuv. Preife Dein Loos in demüthigem Danke gegen die Vorficht, und bejammere das meine. Dein Vater fiel wie ein Held in feinem Berufe, schön, wie ein verlöfchender Stern. Gepriefen ift fein Name im Vaterlande, gepriefen bey den Barbaren, denen er erlag. Schau dort durch's Fenster hin, wo das

Mondlicht die Thürme der Hofburg beleuchtet. Dort liegt mein Vater, auch ein hochsinniger Kriegsmann, den man zählte zu den Rettern der Kaiserstadt, der unumschränkte Feldherr, der gepriesene Landeshauptmann, dort liegt er auf dem Strohlager des Verbrechers; der Mörder und der Dieb sind seine Gefellen; blutige Schattenscheuchen seinen Schlaf, und das Holz ist schon gehauen zum Hochgerichte, auf dem man seinen Schild zerbrechen wird, auf dem Henkershand sich wagen wird an sein einst beneidetes Leben. Ermuda! Kann ein Sohn das ertragen ohne Vernichtung? Ermuda, Du schworest mir Treue. Ich mahne Dich an Deinen Schwur, jetzt in der schwersten Stunde Deines Lebens. Ermuda, rette die Seele Deines Freundes aus Verzweiflung; Ermuda, errette Du mir den Vater!" — Aufsprang das Mädchen. „Ich?“ rief sie bebend und mit plötzlich glühenden Wangen. „Ich, den Mörder meines Vaters retten? Gott ist gerecht! Und könnte ich's, ewigen Haß, ewigen Fluch“ — —

„Halte ein!“ rief Michael und zog die Weichenbe wieder in seine Arme. „Deines Vaters Geist umschwebt uns; ich fühle seine Nähe in der sanftern Stimmung meines Gemüths, in der erwachten Hoffnung auf Glück und Zukunft. Er machte mich, den Sohn seines Widersachers, zum Boten seines Vatersegens, o schon darin lag Vergebung, Versöhnung und Vergessen für jeden Ragensteiner; damals schon umwehte den herrlichen Mann der Friede jener Welt, wo aller Haß aufhört, und die Liebe Alle zu Brüdern

macht. Ermuda, sanftes, frommes Wesen! Gib mir, was ich bitte, zum Willkommensgeschenk, oder auch ich bin Dir verloren. Stürbe ein Kazianer auf dem Hochgerichte, würde es mich, den mit Entehrten, nicht dulden im deutschen Lande, würde es mich treiben in die krummen Säbel der Türken. Ich könnte hinstreten vor König Ferdinand, ich könnte das Zeugniß Niclas von Thures fordern für mich, und mein Verdienst werfen in die Wagschale. Aber noch hat kein Kazensteiner geprahlt mit seinen Thaten, mit seiner erfüllten Pflicht vor einem Fürsten. Der König ist gut, aber heftig; Ein übles Wort weckt seinen Jähzorn, und er ist höchst erbittert, das weiß ich; hat er doch auch sein bestes Heer verloren; viele Edle edeler Geschlechter liegen auf Slavoniens Sande, und ihre Väter klagen und hegen am Throne. Darum muß ich todt bleiben, bis des Vaters Banden gelöst sind, bis er frei und gesichert selbst führen kann das Wort für sich gegen die Feindseligen. Diese Eine Pflicht liegt mir klar vor Augen, die Pflicht des Blutes, des Kindes; weiter in die Zukunft wagt der verirrte Sinn nicht zu blicken. Hilf mir lösen die Pflicht, Ermuda! Tauschten wir doch Seele und Herz, sind wir doch Ein Wesen worden, und ich habe gethan, als wäre ich ein Ladron, so thue Du, als wärest Du eine Kazensteinerin." — Ermuda sah ihn lange tiefsinnig an, dann hob sie betend die zarten Hände gegen das Crucifix, holte einen langen Athemzug, und reichte alsdann beide Hände dem Geliebten entschlossen hin.

„Ja, Du hast gethan als ein Labron, da Du kehrtest zu denen, welche dem Tode verfallen waren!“ sagte sie lebhaft. „Der Thure hat gezeugt für Dich bey Hof und bey mir. So ist es meine Pflicht, Dich zu lohnen für die Edelthat, da es derjenige nicht mehr vermag, dem Du sie erwiesen. Ja, ich fühle ein fremdes, starkes Leben in mir, seit die väterliche, heilige Ritterkette meine schwache Brust berührte; die Taube wird zum Falken, und schießt den Wolken zu. Du forderst viel zum Lohne, mehr, als Jungfrauen zu geben pflegen, deren höchster Schatz Liebe ist und keusche Treue; aber sey es das Schwerste; hier lege ich meine Rechte auf dieses Herz, in dem Du wohnest, und schwöre Dir bey dem Gedächtnisse meines Vaters: kann ein Weib erfüllen, was Du wünschest, so will ich es.“ — Höher schien die Jungfrau dem Himmel zuzuwachsen, als sie so dastand in schöner Gluth; aber schnell kam die Milde zurück in das stille Herz, und in des Ritters Arme sinkend, setzte sie leise hinzu: „Hast Du doch mehr gethan, hast das Uebermenschliche geleistet, als Du die Sicherheit Deines Vaters verließest, und zurücksprengtest in den gewissen Tod zu meinem Vater.“ —

„Ermuda! Du bist mein Lebensengel!“ rief der Obrist mit bewegter Seele. „Du wirst auch der Engel werden für den Herabgestürzten und Zerbrochenen dort in der finstern Burg; und hat er gefrevelt an Freundschaft und Ehre, so muß er erschüttert umkehren zu seinem Gotte und dem Rechten, wenn gerade

Du ihm erscheinst mit der Palme und dem Labungsfelche. Dort der ehrwürdige Vater, der meine Jugend bewachte, den das Band der Dankbarkeit fesselt an meinen Stamm, wird Dich leiten auf dem rauhen Pfade, den Du wandern mußt. Sein Kopf erfann, wo ich im stumpfsinnigen Schmerz verzweifelte; er wird's vollenden helfen.“ — Er neigte sein Haupt an ihre Brust, und des alten Beichtigers Hand segnete den hehren Bund der Thränen ein mit dem heiligen Wort der Weihe und des Glaubens der Liebe.

Eine trübe, stürmische Nacht hatte ihre rauhe Decke über die Kaiserstadt gebreitet, und die Unfreundliche vergönnte keinem Sternlein, mit Lust hinab zu schauen in das fröhliche Leben der geselligen Wiener, das selbst die Finsterniß und der Sturm nicht zu unterbrechen vermochte. Ihr zum Troß schien in den Gasthäusern und Pallästen der genußliebenden Destreicher mit der Nacht das Vergnügen erst recht aufzuglänzen; nur in Einem Theile der Stadt war die Schauerstille der Einsamkeit zu Hause, und nur der Wachtruf mürrischer Hellebardierer kündete an, daß nicht der Tod daselbst seinen Wohnsitz habe. Zwey verhüllte Gestalten gingen vorsichtig der ungeheuern Steinmasse zu, die sich aus der Finsterniß erhob; ein Priester schien es und ein Page, wenigstens ließ der kleine Federhut und der weiße Mantel solch ein Bürschchen in der zarten, kleinen Gestalt vermuthen.

„Ihr zittert, Fräulein;“ sprach der Erstere halblaut; „freilich ist diese Stunde nicht für solche Wangen zum Spaziergange da, das rauhe Pflaster nicht für solch zarten Fuß gelegt, und die Wetterhähne kreischen Euerm Ohre eine böse, ungewohnte Nachtmusik. Aber Ihr geht einen christlichen Gang, und das muß Euern Muth aufrecht halten. Rache üben verbeut die Religion; aber Eure Rache ist die der Wohlthat und Beschämung, ist im wahren Sinne des Glaubens, und sichert Euch droben den Platz unter den Gerechten.“

„Ich zittere nicht aus Furcht, aber die Nacht ist kalt, und die Windstöße sind Eis;“ antwortete Ermuda von Labron, denn diese war unter dem Mantel. „Meine Wangen glühen, mein Herz schlägt heftig, soll ich doch ihn sehen, den Verderber meines Geschlechts, den Feind“ —

„Still, meine Tochter!“ fiel der Dominicaner ein. „Gedenkt an nichts, als an den braven Obrist, wie er zurücksprengt auf seinem Roland, und wie sein Schwert und Schild Euern Vater deckte in der Mordstunde, bis er mit ihm sank in das eigene Blut.“ —

„Ich denke nur ihn!“ flüsterte Ermuda; „und darum laßt uns schneller gehen.“ —

„Wüßte die Königin,“ fuhr der Dominicaner fort, „wozu wir dieses Pergament, das sie auf Eure Bitte Euch verschaffte, gebrauchen wollen, sie würde es nicht vom hohen Gemahle erbeten haben.“

Aber hoch geehrt hätte sie Euch darum, denn Oesterreichs Fürsten sind Muster des Edelmuths, und ehren ihres Gleichen in der Tugend. Nicht der Haß, wie sie meinen muß, führt Euch in den Kerker, Ihr wollet nicht den Vorwurf hineintragen und den Fluch, nicht durch Euer Stachelwort den stolzen Gefangenen zur Reue beugen, und in sein Gewissen den Mordbrand schleudern. Nein! Wie die Sonne scheint dem Gerechten und Ungerechten, werdet Ihr aufgehen in der Nacht seiner Schmach, ein Stern der Hoffnung, der aus den schwarzen Wolken seine Strahlenblumen entfaltet.“ —

Das Wer da? des Hellebardierers am Burgtore unterbrach ihr Gespräch, und als der Mönch dem Hauptmanne der Wache seinen Einlaßpaß vorgezeigt hatte, rief dieser den Thürschließer, und durch lange Gänge, in denen eine dumpfige Luft die Brust bedrückte, enge Windelsteigen hinauf, folgten sie der trüben Leuchte des Führers, bis er die rasselnden Schlösser einer Eisenthür aufschloß, sie hineinließ in ein matterleuchtetes Gemach, und sie verlassend, hinter ihnen die Pforte schloß, die er von außen verriegelte. Sie standen in der halbrunden Halle eines Thurmes; eine Ampel, die hoch am Gewölbe in Ketten hing, erleuchtete matt den Ort; durch eine niedere Thür sah man in ein enges Nebengemach, wo vor einem dürftigen Bett eine Lampe schimmerte. Nichts regte sich, und die beiden Boten mußten vorwärts schreiten zu dem Kämmerlein, obgleich man jetzt selbst dem Priester die

heimliche Scheu ansah, seitdem der schwere Riegel ihn an diesem Schauerorte der Knechtschaft eingeschlossen hielt. Er nahm sich jedoch bald zusammen.

„Herr Landeshauptmann von Ragenstein!“ rief er, in das Pfortchen tretend. „Seyd Ihr noch unter den Lebendigen? Oder hat Euch der Bote des Herrn schon hinübergeführt vor den Thron des Richters der Thaten und der Gedanken?“ —

Ein langer, bärtiger Mann mit bleichem Angesichte richtete sich rasch auf aus den Decken und dem Sack, setzte sich aufrecht im Bett, und schoß wilde Blicke auf die unerwarteten Gäste. „Hat König Ferdinandus nicht Genüge daran, daß er Schmach ausgießt auf die Feldherren und die Größten seiner Krone?“ fragte er barsch. „Schickt er vor dem Gericht seine Henker ab, grausam den Schlaf der Geschlagenen zu stören, und die Nachtruhe des Kranken zu verderben?“ —

„Ich bin ein Priester des Herrn,“ antwortete der Dominicaner sanft; „und mit mir kommt ein Bote des Friedens, ein Engel in menschlicher Gestalt. Es beliebe Eurer Excellenz nur aufzuschauen, und Ihr werdet den Frater Bernhardus nicht verkennen, der einstmals Capellanus war auf Euerm Stammschlosse.“ —

Mit Kraft erhob sich der Generalobrist von seinem Lager, stand hoch aufrecht vor den Beiden, und beleuchtete aufmerksam mit dem Lämpchen ihre Gestalten.

„Ich sehe Dich mit Bewunderung,“ entgegnete er. „Kommst Du, Deinen Patron zu besuchen in dem Hause der Mörder, in der Schmach, in welche König-

licher Unbanf ihn hinabstieß? Ober geht hinter Dir der blutgierige Henker, und bringst Du die Absolution und das letzte Del der Heiligung dem lebendig Begrabenen? Und was will der schwächliche Leibbub? Hier sind nicht Liebesbriefchen einzuschwärzen; die Armenmärchen, welche diese Wände erzählen, machen Männergebeine morsch, und bringen Manneshirn zur Tollwuth.“ —

„Und doch trägt dieser Leibbub ein Brieflein der Liebe an Euch mit sich,“ antwortete der Mönch lächelnd, „das Euch mehr erlaben möchte, als jene, welche die schönste Wienerin vom dunkeln Balcon Euch zuwarf, als Ihr zwanzig Jahre zähltet. Nehmet und leset, ehe der Wächter störend wiederkehrt.“ —

Ernuda streckte die bebende Hand unter dem Mantel aus, und bot dem Ueberraschten den verborgen gehaltenen Brief dar. Scharf sah er sie an, dann ergriff er das Schreiben, und trat zur Lampe.

„Mein Wappen?“ fragte er, das Siegel anstarrend. „Ist denn noch eine ritterliche Hand der Ragensteiner unter den Lebendigen, die dieses Wappen aufdrücken kann mit dem Schwertknopfe? O Michael, unkluger Knabe, Du kannst deine Schwarzen nicht mehr heranzuführen zur Rettung des Vaters!“ — „Besetz nur!“ drängte der Mönch. Noch bleicher ward der Rittersmann, als er das Schreiben entfaltet hatte, und die Züge erkannte. „Michael ist zurück! Michael ist mir nahe!“ rief er mit Feuer. „So lebt mir ein Erretter oder doch ein Rächer!“ — „Er ist

mein Sohn;" unterbrach er sich während des Lesens. „Er will mich retten; — er fragt, wie es möglich sey — er schwört mir sein Leben zu; — Licht in meiner Nacht! Gott der Rache, ich höre deinen ehernen Schritt! Brechen wird diese Mauern der Kasianer, und dann wehe dem Undankbaren, dann wehe Dir, Ferdinandus!" —

„Betet zu dem Gott der Gnade, daß er Euch erlöse! Danket ihm, daß er Euch den Engel sandte von da, von wo Ihr ihn nie hoffen konntet, und beschwöret nicht den strafenden Gott. Solche wilde Reden möchten den Engel vertreiben aus diesen Grabgewölben der Hoffnung!" fiel der Mönch mit Strenge ein. Der alte Feldherr besann sich. „Und warum kommt mein Sohn nicht selbst?" fragte er nachsinnend. „Konntet Ihr dieses fremde Bürschchen bey mir einführen, so hättet Ihr auch ihm die Thür öffnen mögen. Ein Verdacht furchtbarster Art steigt auf in mir. Den gebundenen Löwen fürchten die Thiere des Feldes nicht mehr. Und warum verhüllt sich der indische Knappe so ängstlich? Herunter mit der Larve, wenn ich vertrauen soll!" —

Da ließ Ermuda den Mantel sinken, nahm den Hut von ihren dunkeln Locken, und stand da im Trauerkleide, ernst und bewegungslos, bey dem düstern Lampenschimmer mehr einer vom Grabe Kehrenden, als einer Lebendigen ähnlich. Mit einem dumpfen Schrey, wie ihn der Tiger ausstößt, wenn er den Pfeil des indischen Jägers in der Brust fühlt, trat der alte Kagensteiner zurück, und setzte sich wie geschlagen von einer

unsichtbaren Hand, auf das Bett. Der Kampf in seinem Innern zeigte sich durch das hervorquellende Auge, und die kurzabgestoßenen Athemzüge.

„Fräulein von Cadron?“ stammelte er. „Was wollt Ihr mir gegenüber? — Hohn und Spott? — Verrath und Rache? — Führen diese Furien Euch her, und bezwangt Ihr um diese die Zartheit Eurer Natur? — Ha! Umsonst sey die Freude. Eure Flucht hemmet jener Kiegel der Tyrannei. In das Verderben seyd Ihr gerannt, und dieser undankbare Pfaff mit Euch. Diese meine Arme sollen Euch erschöpfeln, der gefesselte Simson soll sterben mit seinen Feinden!“ — Er versuchte aufzustehen mit hochgeworfenen Armen und geballten Fäusten; aber als sein Blick das fromme Antlitz Ermuda's traf, verließ jede Kraft die gewaltigen Sehnen; seine Arme sanken schlaff, und er konnte sich nicht vom Bett erheben. Mit Muth und Würde trat das Fräulein ihm einen Schritt näher. „Schrecklicher, sinnverworrerer Mann,“ sprach sie, „hat auch das Unglück Deine Wildheit nicht gebändigt, und haben diese Schreckensmauern Deinen Uebermuth nicht bezwungen? Ja, die Tochter des Mannes, den Du verdarbst, steht vor Dir, des Mannes, dessen blutiger Schatten verklagend an Deinem mitternächtigen Lager wandelt. Höre es, ich haßte Dich, wenn auch Liebe mich zu Dir treibt. Wie könnte ich auch dem Räuber meiner Lebensschätze zugehan seyn? Aber Du hast einen Sohn, der neben Dir glänzt, wie der Sonnenstern neben dem bleichen Co-

met; ihn zu lohnen, bringt Labrons Tochter Dir Ver-
söhnung; ihn zu beglücken, fragt Labrons Tochter Dich:
Wie kannst Du gerettet werden aus dieser Todes-
höhle? —

Langsam erhob sich der Landeshauptmann vom
Bett, nahm Michaels Brief, und starrte lange in die
verschlungenen Züge. „Zaubert Ihr noch?“ fragte der
Dominicaner, und legte seine Hand sanft auf des Al-
ten Arm. „Ist Eure Zunge erlahmt im Erstaunen
über die Hochherzigkeit einer Jungfrau, die sich rächt,
wie eine Christin sich rächen darf? Ihr habt an der
Menschlichkeit gezweifelt; das Mißtrauen ist mit Euch
gegangen auf Eurer glorreichen Bahn. Hättet Ihr
nicht allein stehen, allein glänzen wollen, Ihr ständet
noch, Ihr glänztet noch; denn nur was der Mensch mit
Brüdern bauet, stürzt in Jahrhunderte, indeß des Egoismus
kecker Obelisk kein Menschenalter überdauert.“ —

„Wer sagt, daß ich nicht mehr stehe, daß mein
Glanz erloschen?“ fuhr der Gefangene heftig empor aus
seinem Sinnen. „Des Ragensteiners Licht wird neu
aufgehen, wird mit Cometengluth durch den Himmel
ziehen, und Wehe denen, welche seine Flammenruthe
berührt!“ — Milder wandte er sich alsdann zu Er-
muden. — „Du bist ein gutes Kind;“ sagte er; „und
ich wollte, mein Geschick hätte meinen Feuerpfad nicht
durch Dein Haus gezogen. „Möge mein Michael Dir
ersetzen, was der Gott des Krieges Dir nahm. Keh-
re zu ihm, sprich: Ich bedürfe seiner nicht, um hin-
aus zu kommen aus diesen Mauern; aber erleichtern

soll er mir die Pilgerfahrt, die mich aus dem Lande der Undankbaren zu einem Jerusalem führen wird, wo mir ein neues Leben der Herrlichkeit winkt.“ —

„Ihr sprecht uns Räthsel;“ fiel ihm Bernhardus in das Wort. „Wollt Ihr trotzig die Hülfe verschmähen? Wollt Ihr vom Stolze Euch hinführen lassen, wo Blutgericht und Henker warten?“ —

„Nicht doch,“ antwortete der Kriegsmann bitter, „im Gegentheile habe ich einen Gang im Freyen mit diesem Könige beschlossen. Hat er mir selbst doch Zeit und Einsamkeit geschenkt, den Entschluß wohl zu erwägen, und mir die besten Waffen auszuwählen für dieses glänzende Turnspiel. Zum Freymachen hat ein Ragensteiner immer selbst der Stärke genug. Schautet! — Er erhob den Teppich seiner Lagerstätte; — „unter diesem Bett ist der Boden hohl; Ziegel und Backstein liegen locker, und drunter sind die Dielen zerschnitten bis auf den Mörtel der untern Gallerie. Meine Henker, die so Vieles vergaßen, hatten auch vergessen, daß Ihr Gefangener einst der Hauptmann war in dieser Burg, daß sein Schwert, sein Banner zur Vertheidigung dräute von diesen Binnen, daß ihm hier jeder Winkel bekannt ist, als wäre er in seinem Familienschlosse. Der düstere Gang unter diesem Gemach hat ein unvergittert Fenster gen Osten, drunter läuft der Wall, und die Gegend draußen ist öde und unbesohnt. Der verstellte Kranke bekam bessere Kost, und stärkte sich daran zu der Arbeit der Diebsgenossen, die ihm die Langeweile vertrieb; der Kranke bekam

bessere Pfühle und mehr der Feinwand auf sein Lager, und diese soll trefflich nutzen, das Seil daraus zu schneiden, von dem der Siedler des Thurms sich eine Brücke bauen wird, die ihn zurückträgt in die Welt, von der ihn Tyrannei geschieden.“ — Er nahm die Lampe, und führte Beide zurück in die halbrunde Halle. „Sehet das Fenster dort in der Höhe;“ sprach er weiter. „Es hat die Aussicht über die Stadtmauer hin auf das Dorf Simoning. Dort ist ein hochgelegener Wiesenplatz, bekannt jedem Schäferbuben, davon dort bey Wiens Belagerung des Sultans Prachtgezelt Berberben dräute der Kaiserstadt. Nun saget dem Obrist Michael, er solle dort auf der grünen Höhe von Morgen an in jeder Nacht zwey tüchtige Rennpferde bereit halten; er solle auf den Wall, von wo man dieses Fenster sieht, in jeder Mitternacht einen treuen Wächter stellen; wenn dicht hinter dem Gitter dieses Lämpchen flimmert, so thut der Ragensteiner den Rettungssprung; unten am Thurme muß der Sohn den Vater erwarten, und sorgen, ihn aus den Thoren zu den Pferden der Flucht zu schaffen. Mehr für mich zu thun, erlaube ich nicht, denn mißlingt die Flucht, will ich Niemand in mein Berberben ziehen.“

„Ihr seyd ein wagiger Held,“ versetzte der Mönch mit Ehrfurcht, „welch einen Schirmvogt verliert Oesterreichs Krone an Euch durch einen Augenblick“ —

„Was wollt Ihr sagen?“ fiel der Ragensteiner mit stechenden Blicken ein. „Ferdinandus und seine

Schranzen lagen auf weichen Polstern, wie wir draußen naß wurden vom Schlagregen, und keinen Schritt Raumes fanden, die matten Gebeine bequem zu lagern; sie schwelgten sich voll bey der Tafel und aus dem Römer, als wir die Raben und Späßen beneideten um den Fraß, den ihnen die Natur aufgetischt. Wie können solche Prunkjunker Richter seyn über die Thaten des Krieges und die Launen der Schlachtengöttin? — Gehet jetzt, und seyd meine Boten, und Ihr, Fräulein, grüßet mir den Sohn, und reicht mir die zarte Hand, daß ich meinen segnenden Handdruck Euch mitgebe für ihn.“ — Das Fräulein von Kadron schien zu schauern; ein Schauer überlief sie, als die hagere Manneshand sich gegen sie ausstreckte, die ihr befleckt dächte vom Blute des Vaters. Da sprach der Dominicaner: „Gott ist barmherzig!“ und sich zusammennehmend, legte sie ihre Hand schnell in die des General-Obristen, der mit festem Drucke die zarten Finger umschloß. Hastig fuhr er sich dann über die große Stirn, schritt in seine Zelle zurück, und warf sich über sein Bett. Der Dominicaner klopfte herb an die Kerkerthür, bald kam der Schließer; sie verließen eilfertig die dumpfige Halle, und gelangten ohne Anfechtung aus der Burg in den Pallast, wo mit Michael auch der angekommene Bischof von Raibach sie mit Bangen erwartete.

Zwey Nächte hatten die Verbündeten schon in Sorge und Zagen hingebracht, aber vergebens sich die Augen müde gesehen nach dem mitternächtigen Lichtzeichen. Obrist Michael erlag fast der Anspannung des Gemüths, da ihm keine Zerstreuung den Tag verkürzte, weil er das Haus der Braut nicht verließ, und für die Wiener noch unter den Todten in Slavonien schlummerte. Selbst die Liebkosungen der holden Ermuda, die er seit dem gelungenen Gange wie eine Heilige verehrte, vermochten seine Unruhe und seinen Trübsinn nicht zu bezwingen.

„Vergieb mir, Geliebte!“ sagte er traurig. „Solange der Vater noch unter dem Schwerte des Henkers athmet, giebt es kein Leben für mich. Hat er die Mauern der Kaiserstadt im Rücken, dann sollst Du den einstigen Freund wieder erkennen, dann hängt Dein Gatte das Schwert und den Kürass auf im Saale seiner Burg, und lebt fortan nur Dir und den Freuden der Häuslichkeit, welche die einzig reinen bleiben auf diesem schmutzigen Erdballe.“ —

Wenn die Mitternacht kam, ging er dann allein hinaus, ganz verluppt in düstere Eisenzeug, nahm selbst den Posten auf dem öden Walle ein, und umwanderte den Thurm, wie das Gespenst eines darin Erwürgten. Außer der Stadt harrte indeß der Bischof von Laibach, Michaels Ohm. Er selbst hatte den Platz sich erkoren; ein naheß Kloster verbarg den geehrten Priester am Tage, und seine besten Leibrosse hielt er Nachts bereit für den Bruder auf der bewuß-

ten grünen Höhe. Mit dem Einbruche der dritten Nacht erschien Franciscus von Steinbrunn in dem Gemache des Fräuleins von Cadron. Er hatte sich längst bey dem Könige gemeldet als aus der Türkenhaft entronnen, und hatte seinen Dienst im Regimente wieder angetreten. „Ich bringe eine Freudenpost, Herr Bruder!“ rief er dem trübsinnigen Kasianer zu. „Trügt mich meine Ahnung nicht, so geschieht heute Nacht, worauf wir so brünstig hoffen, und kommt es so, dann ist auch der letzte Anstoß weggeräumt, sobald dem alten Herrn in der Burg nur seine fecke Seiltänzeri gelingt. Ich habe heut die Wacht am Kärnthertor, und das schwarze Reiterregiment giebt das Piket am Schlagbaume. So bedarfs weder der Gewalt, noch der Bestechung.“ —

„Wärest Du ein guter Prophet!“ versetzte Michael schwermüthig. „Aber mich drückt ein feindlicher Dämon, und flüstert mir zu, all unsere Sorgfalt würde zu keinem guten Ende führen.“ — Beide tafelten mit dem Fräulein und dem getreuen Mönch; doch nur die Gäste führten das Wort, das Fräulein sprach nur in Seufzern, und stillte ihren Hunger durch die Liebesblicke, die sie vom Auge des Geliebten wegsog. Kam doch für sie auch im glücklichsten Falle vielleicht eine lange, gefährliche Trennung von dem eben erst wiedergefundenen Freunde.

Mit einem heißen Ruffe schied der Obrist um Mitternacht von ihr, und ging mit dem Hauptmann. Beide trennten sich aber bald; dieser ging zum Thore,

jener stieg den verfallenen Wall hinauf. Doch welches freudiges Erschrecken besiel ihn, als er schon das Flämmchen dicht hinter dem Gitter leuchten sah. Mit flüchtigen Schritten näherte er sich schnell der Thurmwand, und lehnte sich an das alte Gemäuer, äußerlich einem schwarzen Thurmpfeiler ähnlich, innerlich voll hochwallenden Blutes und springenden Herzens. Ein leises Geräusch zog seine Aufmerksamkeit nach oben, sobald vom Stephansthurme Mitternacht ausgeschlagen. Hoch, nahe der Zinne, flammte noch das Lämpchen, aber niedriger aus einer offenen Schießscharte flatterte ein langer Leinenband bis zum Boden; bald rauschte es schwer daran herunter, und wenige Augenblicke hernach lag der Vater in des Sohnes Armen.

„So sehen wir uns wieder? Aber willkommen im Leben!“ sprach der Alte beklommen, als Michael seine Hand ergriff, und sich bog, sie an die Lippen zu führen. „Du bist mein betrauerter Benjamin, mein Schmerzenskind gewesen, Du sollst von nun an den Namen Erretter tragen, wenn auch vielleicht in einer andern Sprache. Hinweg führe mich von hier, wo die Luft Pest bringt.“ —

Der Obrist vermochte nichts zu antworten; er führte den Befreyeten durch einige Gassen zu dem Portale eines Pallastes, wo ein Leibdiener wartete, der den Leichtbekleideten mit Panzer, Blechhaube und Mantel versah, und dann eilten Beide dem Kärntnerthore zu. Schon von fern kam ihnen Hauptmann

Steinbrunn entgegen; wie Bekannte führte er sie im leichten Gespräch den Wachen vorüber, schloß selbst das Gatterthor auf, und ließ sie mit dem Wunsche einer guten Reise hinaus. Mit beeilten Schritten durchwanderten sie die winkeligen Außenwerke und die Brücken, bis sie zum äußersten Zingel kamen, wo zwey schwarze Reiter am Schlagbaum lehnten, und vom eben aufgehenden Monde beleuchtet wurden. Obrist Michael schritt fest auf sie zu, der Vater folgte.

„Gebet das Wort!“ rief der Eine der gebienten Soldaten, indem er das Schwert schulterte, und in die Mitte des Weges trat. — „Ich und der Augenblick wider ihrer Zwen!“ — (Kaiser Karls Wahlspruch) antwortete Michael nach Steinbrunns Vorschrift mit dumpfer Stimme aus dem Bissir hervor. „Und Euer Name, Herr Ritter?“ fragte der Reiter weiter. — „Begnüge Dich mit der Parole, Kamerad!“ entgegnete der Befragte. „Ich reise in geheimem Hofdienst; öffne den Baum, Du hast Deine Pflicht gethan.“ — „Im Dienst wollet Ihr hinaus, seydt gewappnet von der Stirn zur Sohle, und dennoch ohne Roß;“ erwiederte der gewandte Reiter. „Und außerdem kennt der Herr Ritter den Spruch des neuen Befehlbuchs nicht, daß jeder Posten den Namen der Auspassirenden melden soll bey der Ablösung? Nehmt mir's nicht übel, aber Ihr müßt Euch zum Wachtthause bemühen, dem Korporal Rede zu stehen.“ —

Der alte Landeshauptmann hob schon zornig den Arm; aber der Obrist schritt vor bis zu der ihm vorgehaltenen Schwertspitze des Soldaten. „Du willst meinen Namen hören, Bastian Raab?“ fragte er laut und heftig. „So schau mein Gesicht, und nenne Dir ihn selber.“ — So schlug er den rasselnden Helmschirm in die Höhe, und sah, vom Mondlicht beleuchtet, mit starrem Blicke in des Soldaten Gesicht. Aber nur einen Augenblick gaffte dieser neugierig in den geöffneten Helm hinein. Schon durch die Stimme stutzig geworden, schrie er jetzt mit Entsetzen: „Martin, ein Geisterspuk! Ein Gespenst! Unser erschlagener Obrist! Er schilt, er will uns verderben!“ — Und mit einem: Marie und Joseph schüzet uns! bekreuzten sich die Wachen, und stürzten fort zu dem Blockhause, wo ihre Kameraden schliefen. Michael schlug sogleich den Baum des Zingels in die Höhe, und sie kamen ohne Widerwärtigkeit zu dem Plage, wo der Bischof von Raibach und die Kofse sich befanden. Die Brüder Franz und Johann herzten sich inniglich, und dann war der Generalobrist der Erste, der sich ohne Beystand kräftig auf den Knappen schwang. „Was willst Du mit uns?“ fragte er aber mit finstern Gesicht, als Franz seinen Priestermantel einem Leibdiener zuwarf, in ritterlicher Tracht dastand, und gleichfalls ein Roß bestieg. „Auf dem Wege, den ich zu machen gedenke, bedarf ich guter Soldatenarme, aber keine Monstranz und keinen Chorgesang.“ —

„Der Name Raganer ist verrufen im Lande, bis wir ihn mit neuer Glorie umgeben oder die alte Glorie durch Deine Rechtfertigung geltend machen;“ antwortete der Bischof mit Festigkeit. „Sollen in Wien die Buben auf des Entsprungenen Bruder mit Fingern deuten? Ich verlasse Dich nicht, bis Du ganz in Sicherheit bist; ich sehe mein Bisthum und den Hof nicht wieder, bis die Ragensteiner wieder rein dastehen, wie ihre Ahnen. Erlaube mir das Recht der Erstgeburt, und füge Dich meinem Entschlusse. Eine innere Stimme sagt mir, Du bedürfst meiner vielleicht von dieser Stunde an mehr, denn je zuvor, und was der Gott in des Menschen Seele spricht, soll der Mensch nicht überhören. Außerdem bin ich ja Dein Säckelmeister, denn aus dem Thurme wirst Du nicht eine Schaumünze mitgebracht haben.“ — Der Landeshauptmann sah finster nach dem Monde hinauf, murmelte unverständliche Worte, drückte jedoch dem Rappen die Sporen in die Weichen, und die drey Ragensteiner von eben so vielen handfesten Knechten begleitet, flogen auf wohlbekanntem Wege durch die Felder, und bald verschwanden hinter ihnen die Thürme Wiens in dem ungewissen Lichte der Nacht.

Ohne Rast ging von da die Reise fort, so wie es die Pferde auszuhalten vermochten, immer nach Süden zu. Am Tage lagerten sie oft in abgelegenen Herbergen, und ihre weitesten Märsche vollendeten

ste unter dem Mantel des sommerlichen Halbdunkels. So passirten sie Etenburg, setzten über den Leitha-Fluß, ritten Gräß vorüber, und kamen bey Pettau über die Drau. Längst war es dem Obristen Michael aufgefallen, daß in den letzten Quartieren der düstere, wortkarge Vater mehrere Male bedeutende Summen aus dem Beutel des Bischofs genommen, lange Briefe geschrieben, und zwey der Knechte geheimnißvoll damit abgefertigt hatte, welche seitwärts über die Gränzen Slavoniens ihren Botenritt antraten. Der Bischof fragte mehrere Male, doch der mürrische Bruder antwortete: Ein Feldherr hält seinen Plan geheim, bis er reif geworden. Bete Du für die Ausführung.“ — Und im frühen Klosterleben weich und nachgiebig geworden, von jeher Johannis Verstand, wie seinen Muth, hochhaltend, schwieg der gute Priester. Auch der Obrist hatte bis jetzt aus Respect nicht gefragt; als aber jenseits des Draustromes der Vater sich links den Marken Croatiens näherte, nahm er sich den Muth. Als sie in einer Gebirgsgegend ruheten, und die Pferde gefüttert wurden, trat er zu dem Landeshauptmann, welcher eben beschäftigt war, auch dem letzten der Knechte einen Brief einzuhändigen, und ihm die Instruction dazu dringlich einzusprechen.

„Vater, Ihr habt mich oft mündig gesprochen durch Euer Vertrauen in der Schlacht; Ihr habt mir den Ruhm gewährt, Euch geführt zu haben aus den Thoren Wiens: so verzeihet mir, wenn ich mich zu

Euch dränge und frage, welchen Plan Eure Klugheit erfunden hat. Es muß ein klarer, fester Plan seyn, da Ihr so bestimmt dafür zu handeln scheint. Ihr bauet auf alte Freunde, auf Kriegskammeraden, wie es anläßt. Trauet nicht Jedem; nennet mir die Erwählten, denn während ich wie ein Lebendig-Todter lebte im Hause der Labrons, hörte ich manches harte Urtheil über Euch erzählen, das Männer gesprochen, die ehemals durch die Bande der Dankbarkeit und Kammeradschaft Euch zugehört hatten.“ Also sprach Michael, und der Alte nahm des Sohnes Hand, und ging mit ihm von der Hirtenhütte weg, um ein dichtes Gebüsch hin, bis dasselbe sie den Blicken und Horcherohren der Andern entzog.

„Du bist meines Vertrauens werth,“ sagte dann der Alte stillstehend, und faßte scharf den Jüngling in das Auge. „Hältst Du den alten Ragensteiner für so unerfahren, daß Du glaubst, er würde sein Geschick noch einmal in die Hand der höfischen Ritter dieses ungetreuen Königs werfen?“ —

„Aber wohin geht denn diese Reise?“ erwiderte Michael bestürzt über des Vaters barschen und höh-nischen Ton. „Sollten wir nicht lieber rechts uns wenden zum festen Ragenstein? Mondenlang widersteht er selbst einem kaiserlichen Heere, und bis dahin muß Eure Rechtfertigung den Weg zum Throne gefunden haben, bis dahin müßt Ihr den Verdacht von Euch auf die Schuldigen geworfen haben, auf die Stadthalter des Bischofs von Agram, auf den verräthe-

rischen Gilgenberg, der dem Galgenberge nicht entlaufen wird; bis dahin muß König Ferdinand klar schauen, daß Ihr nicht mit dem Feinde heimlich handthiertet, und muß vergeben und gut machen.“ —

„Was ist zu rechtfertigen, was zu vergeben und gut zu machen?“ sprach der Alte mit wildlobernder Heftigkeit zurück. „Die gekränkte Ehre des Ritters, des Soldaten, wird nur im Blute des Beleidigers rein gewaschen.“ —

„Um Gott, mein Vater!“ rief der Obrist. „Er ist Euer Fürst, Euer König, Eures Kaisers Bruder; die Majestät kann den Unterthan nicht beleidigen, und Ein Wort ihrer Huld nimmt jedes Brandmahl von der Haut und aus dem Herzen.“ —

„Hast Du auch die Sprache ihrer Höflinge so gelehrig eingenommen?“ fragte der Landeshauptmann zurück. „In meinem Kopfe, der unter Schwerterdächern grau wurde, denkt sich das anders; in meinem starren Herzen klingt ein härter Wort. Was wäre dieser König und sein Wien geworden ohne mich? Treubrüchig und undankbar hat er sein Gedächtniß betäubt, und darum will auch ich Alles aus meinem zerhauenen Schädel werfen, was früher mein Wahn heilig hielt und ehrte. Rache ist mein Gedanke, Rache mein Geschäft. Die Hölle jenes Thurms hat ausgebrütet, was früher nur wie ein schwarzer Traum mein Hirn berührt hatte. Der König selbst hat mit der Ampel seines Kerkers in meinen Traum geleuchtet, bis er mir hell wurde, wie Mordbrandsflamme. Ich

denke einen Blutgang mit ihm zu thun, offen vor der Welt, daß die Fürsten aufwachen, und das Verdienst nicht ferner mit Füßen treten; und wenn Du ein Katzensteiner bist, der in mir den Namen seines Stamms beleidigt fühlt, so wirst Du bey mir stehen, wenn ich den Ferdinandus mit Josuasdrommeten vor seiner schwankenden Königsburg begrüße und lade zum Todesgange.“ —

Michael starrte bestürzt in des Vaters Augen. „Ihr sprecht wirre Reden!“ sagte er bebend. „Was könntet Ihr der Majestät thun, Ihr, der Flüchtige, der Verbannte? Und welche Drommeten könnt Ihr meinen?“ — Traulich legte der Alte seinen Arm auf des Obristen Schulter, und stützte sich auf ihn, indem zugleich eine wunderbare Freude sein faltiges Angesicht überstrahlte. „Fragst Du, was zwey Männer können, wie wir?“ versetzte er mit sonderbarer Ruhe. „Du bist ein selbstständiger, tapferer Soldat. Du bist Obrist in Desterreichs Heere. Ich, der flüchtige Vater, der entfesselte Feldherr, habe Dir nichts zu befehlen, und selbst mußt Du entscheiden, rasch und sogleich, denn Du stehst hier mit mir, wie auf einer Gletscher Spitze, die so schmal ist, wie der Rücken Deiner Schwertklinge, und von der wir rechts oder links uns werfen müssen, da sie dem Fuße nicht eine Minute des Weilens und Bedenkens zuläßt. Ich selbst hätte noch in dieser Nacht bey Dir angefragt. — Als ich auf dem Katzenstein weilte, und meine Relation an diesen Ferdinand entwarf, trafen zwey vor-

nehme Siebenbürgen bey mir ein, und hielten Nachtruhe in meinem Schlosse. Sie hatten sich mit schwerem Golde aus der Gefangenschaft gelöst, und reiseten in ihr Vaterland. Traulich warnten mich die wackern Männer bey dem Becher, erzählten mir von der Stimmung des Hofes gegen mich, zürnten ob der Verachtung meiner Verdienste, und boten mir Freystatt an, bürgten mir für den glänzendsten Empfang bey dem Johannes Waiwoda, versicherten mich, wie selbst der Türk, der Mahomet-Beg, meinen Namen ehre, und mich froh zu den Seinen zählen werde, sollte mein Schicksal eine solche Zuflucht fordern.“ —

„Entsetzlich!“ rief Michael, und faltete die Hände im Krampf der Seelenangst. „Ein deutscher Ritter wollte ein Verräther werden am Kaiserhause, wollte — schrecklicher Gedanke! — zu den Feinden und Verfolgern des Glaubens hinüberschreiten, wollte wol gar abschwören seinen Erlöser, sein Seelenheil hinterwerfen, und seinen alten Ruhm mit dem Namen eines Renegaten verfinstern für jede Zeit und Zukunft. Vater! Ihr prüfet mich nur. Nicht wahr, ein Scherzwort war es, den Sohn zu erforschen? Denn anders wollte ich, wir Beide lägen jetzt im Wiener Thurm, und erwarteten ein gnädiges Urtheil.“ Der Alte zog ein furchtbares Schlachtgesicht, doch dämpfte er die Gluth des Grolls, die schon in ihm aufstieg, und erwiederte mit leichtem Spott: „Hat der Türk doch auch seinen Einen Gott, auch sein Paradies, und verschmäh't er den Wein, weiß er an an-

bern Freuden sich schadlos zu halten. Aber nein, Michael! Gar so arg sind die schwarzen Gedanken noch nicht, die dieser Ferdinand meiner reinen Seele aufdrängte. Nur Einen Schwertstreich muß ich dem Undankbaren versehen, der dicht neben seinem Herzen eindringt. Meine Boten sind fort an den Waiwoda; mein Gesandter ritt fort nach dem Schlosse des Niclas Brini, zu dem Ban von Croatien. Der stolze Tavernicus von Ungarn hat oft gemurrt gegen mich über den Stolz des deutschen Fürstenhauses; das hungarische Blut sprudelt mit Unmuth unter der deutschen Kette, und überdieß ward gerade jetzt seinem Sohne ein böhmischer Grafensohn in der Armee vorgesezt. Niclas lernte den Dienst unter mir bey Wiens Belagerung, wie einen Sohn hielt ich den Jüngling, und er wird mir jetzt vergelten. Croatien, abgerissen von Oesterreich, Ungarn im Aufruhr, mit Soleimans Bundesheere vielleicht einen zweyten, glücklichern Marsch gegen die Kaiserstadt! Vielleicht dann eine Herzogskrone auf diesem beschimpften Haupte! — Ferdinandus, zittere auf Deinem Faulbette, wenn der Ragensteiner die Roßschweife gegen die Mauern Deiner schwankenden Burg heranzührt!“ —

Der Obrist Michael schüttelte sich, wie ein Fieberkranker, wischte mit der Eisenhand über seine Stirn, als wollte er sich wecken aus krankem Schlafe. Dann trat er, sich lösend aus des Vaters Armen, von ihm weg, kehrte um, warf sich an des Erstaunten Brust, riß sich wieder los von ihm, und stellte sich wieder

fest in männliche Haltung. „Vater!“ sagte er ernst. „In den Tod mit Euch, aber nimmer auf diesem Wege. Lebt wohl, Vater! Es ist mir, als sähen wir uns nie mehr wieder, aber mein Herz gebietet mir, ich soll scheiden von Euch. Der Christ, der deutsche Rittersmann, des Königs Offizier, hat schon zu viel gehört. Ich lasse Euch in der Obhut zweyer Engel. Bischof Franz mag Eure franke Seele heilen, und den Christen retten; der mannhafte Graf Trini wird dankbar für Eure einstige Freundschaft Euch die verblendeten Augen öffnen über das politische Unheil, das aus Eurer franken Seele, wie ein verheerender Waldstrom, hervorbrauset. Ich gehe zu des Königs Thron, trete frey hin in die Brunnst seiner Zornluth, und vertheidige die Sache unseres Namens. Vater! Bey dem Erlöser am Kreuze! besinnet Euch, kehret um von dem Wege des Verderbens, zu dem der böse Feind Euch verlockte. Lebt wohl! Vater! Persönlich seyd Ihr sicher; Trini's Gastlichkeit schirmt Euch. Laßt mich hören von Euch zu Wien. Ich scheide; so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, und verblutete mein Herz an dieser neuen Wunde.“ —

Mit raschen Schritten ging der Obrist zur Hütte zurück. Der Landeshauptmann ballte die Faust; er wollte rufen, ab er er besann sich. „Auch ein Undankbarer!“ lachte er zu dem Himmel hinauf, und folgte langsam. Schon hatte sich Michael auf das Roß geschwungen. „Ohm! Verlasset den Vater nicht!“ rief er dem Bischof zu, warf

noch einen schmerzlichen Blick zurück, und sprengte rechts durch die Gebirge in das Krainer Land hinein.

Mit Bewunderung trat der Bischof dem in tiefes Sinnen versunkenen Bruder vor der Hütte entgegen. „Auch den Michael schickst Du fort?“ fragte er mit Bangigkeit und Vorwurf. „Das ist zu übermüthig und verwegen von Dir. Er ist das treueste Herz und der beste Degen in ganz Oesterreich, und käme uns jetzt ein feindlicher Verfolger nach, wären wir verlassen und verloren.“ — „Quälet Dich die Furcht, Bischof, so zäume dein Roß, und mach's, wie Er!“ antwortete Kazianer düster und eintönig. „Ich halte Euch nicht, und wenn auch mein Herz spricht: Mit dem Michael schied Dein guter Engel von Dir! so ist mir doch wohler, seit er schied; ich scheine mir fester zu stehen, und gehe lebensmüthiger und sorgloser den Weg, den ich mir auserwählt.“ —

„Er schied ohne Deinen Willen?“ fragte Franz mit wachsender Unruhe. „So standen Deine Pläne ihm nicht an? — Er wußte freylich, wie Du von je Anderer Rath verachtetest, nur dem eigenen Sinne folgtest, und unerschütterlich ausführtest, was Du einmal gebrütet in der finstern Höhle Deines Gemüths. Doch fange auch ich jetzt an, Deine Pläne zu fürchten. Nicht allein gefährlich sind sie; wo hätte unsern Michael die Gefahr erschreckt? Unrecht und bösdlich muß ihm erschienen seyn, was Du bereitest, und darum rettete er durch schnelle Flucht die reine Seele.“ —

„Die Jugend fühlt, denkt, urtheilt anders, als

das Alter;" entgegnete der Landeshauptmann. Hat doch der Frühling seine eigenen Blumen, der Herbst die eigenen; die Mayenglocke und die Sternaster sind nicht Kinder desselben Monats. Gott segne seinen Weg! Möge er ersehen seyn, den ritterlichen Stamm der Ragensteiner für Deutschland zu erhalten! Möge ihm zur Krone werden, was mir das Schicksal, was mir Tyrannei entriß! Möge er ernten auf des Vaters erloschenem Fußtritt." —

Gerührt umfaßte der Bischof den Bruder. „So weich und mild sprachst Du noch niemals;" sagte er. „Halte diese Stimmung fest, und wirf das Gewaltthätige von Dir. Es ist Dein Fürst, der Dich gekränkt; Du bist sein Vasall, und er kann die Gnade doppeln." —

„Damit ist's vorüber;" erwiderte Johann. „Versöhnung ist nicht möglich zwischen Verdienst und Undank, zwischen Offenheit und Heuchelei; ehe könnten die Pole sich finden, und die Fixsterne zusammenstoßen. Mein Name sey verloschen; eine andere Zone gebe mir den andern Namen und ein anderes Glück. Wir reiten über Carlstadt in Croatien ein. Den Tavernicus, den Brini habe ich mir bestellt zum Stellbichein an jener Stelle, wo, Du kennst ja den Ort, drey steinerne Kreuze stehen, im Angesicht von Castanowitz, als Denkmal eines Brudermordes." — „Das ist kein guter Platz, kein gutes Zeichen!" fiel der Bischof ein.

„Mein Zeichen ist der silberhelle Mond, der dort im schmalen letzten Viertel sich über den Bergen erhebt;“ antwortete der Ragianer mit Freudigkeit. „Wenn er auftaucht, schläft die Sonne; der Felsenadler flüchtet sich dem Horste zu, und birgt die Kralle. Laß uns reiten in die frische Nacht hinein, bald bedürfen wir des schimpflichen Eulenflugs nicht mehr, und sind am Ziele.“ —

„Thu', was Du mußt!“ versetzte der Bischof; „doch nichts darüber, jenseits liegt meist der Frevler und die Sünde. Ich halte bey Dir aus, wie einst im jugendlichen Fehdespiel. Wir sind alt geworden, und da steht sich besser zu Zwey.“ —

Der Landeshauptmann brach rasch das Gespräch ab; Beide stiegen auf, und ritten der Straße nach, welche in die Marken des rauhen Croatiens führte.

Der Südwind trieb die dicke, schwere Luft von den Landseen und Morästen herüber. Nebel umhüllten der Sonne Licht, als am Morgen die ungleichen Brüder jenseits Carlstadt den bezeichneten Ort, das Ziel ihrer überschnellen Reise, erreichten. Das Schloß Castanowitz dräuete wie ein grauer Riesensitz in seinem gigantischen Mauerwerke von der Höhe herab. Der Knecht war in der Nacht zurückgekehrt, und führte die dampfenden Pferde auf einem feuchten Ager umher. Johann Ragianer ging unruhig mit verschränkten Armen am Holze auf und nieder, und blickte erwart-

tungsvoll oft nach der Burg hinüber. Der Bischof hatte sich auf Eines der schauerlichen Steinkreuze gesetzt, sein Gesicht nach Osten gewendet, und betete andächtig seinen Morgenpsalm.

Der eingeladene Herr der Burg ließ nicht lange auf sich warten. Bald stieg von der Höhe hernieder der Ban von Croatien, Graf Niclas Trini, eine heroische Gestalt, mit charaktervollem, bärtigem Gesicht, Lebhaftigkeit der Seele im Auge, den parteylosen Ernst auf der Stirn, und in den Zügen alle den Adel und die kriegerischen Tugenden klar zeigend, die ihn zum Abgott seiner Hungarn, zum Schrecken seiner Feinde gemacht. Er war in reicher Landestracht; das goldene Bild des Täufers Johannes prangte an seiner Mütze unter dem reichumfaßten Reiherbusche, doch nur Ein Leibdiener geleitete ihn.

Der Ragensteiner ging ihm rasch entgegen, führte ihn nach Handdruck und Kusse abwärts, und mit ängstlicher Spannung sah der Priester ihrem langen Gespräche zu, das die wichtigsten Interessen des Lebens zu verhandeln schien. Der Ragensteiner redete heftig, aufmerksam hörte ihm der Tavernicus zu. Einige Male bligten die Augen des Letztern hell auf, fast verzehrend, und seine Linke fiel auf den Goldgriff des breiten Säbels. Der Ragensteiner wurde dann nur heftiger noch in der Rede, denn er deutete Blick und Bewegung auf Theilnahme an seinem erlittenem Unrecht. Mit einem Händedrucke schieden Beide, und Graf Niclas kehrte in seine Burg zurück.

„Er geht von uns?“ fragte der Bischof besorgt, als Johann Kragianer dem Knechte befahl, die Kofse heranzuführen. „Berweigert er den Schuß? Will er nicht Rath und Hülfe geben dem Waffenmeister und Kampfgenossen?“ —

„Er ist der Meinige!“ antwortete der Landeshauptmann triumphirend. „Empört von der Beleidigung, die in mir dem ganzen Soldatenstande Oesterreichs geschehen, theilt er meinen Groll. Er nimmt uns schützend auf in sein Schloß, dort zu besprechen, was geschehen soll. Doch ehrt er mich zu sehr, als daß er litte, den Landeshauptmann von Krain seinen Rittern in dieser armseligen Kleidung vorzuführen. Nach jenem Maierhose wird er mir Schmuck und Kleidung senden; auch für Dich den Priestermantel seines Capellans, und Mittags sollen wir den Einzug halten.“ —

Und wie der hungarische Graf versprochen, so geschah es. Der schönste Federhut, gesticktes Wams und Seidenmantel, Goldwaffen und Steinketten schmückten den General-Obrist, als er auf seinem Rappen über die Zugbrücke von Castanowitz trabte. Ehrenvoll war sein Empfang, eine stattliche Wache von Husaren salutirte dem ehemaligen Feldherrn, und im Prunksaale empfing ihn der Ban in einer Gesellschaft von Rittern und Junkern der edelsten Geschlechter. Die Tafel war fürstlich; eine Menge Pagen credenzten die Becher, und in den Schüsseln von edelm Metalle wurden die leckersten Gerichte aufgesetzt. So-

hann von Ragenstein hatte im fröhlichen Wechselgespräch alle Schwermuth von sich geworfen, und durch die heißen Weine des südlichen Croatiens erhist, träumte er die hehrsten Triumphe geldsüchter Nachgier. Bischof Franz hingegen wurde stiller und befangener bey dem oftmaligen Umgange des großen Familienpocals; denn sein nüchterner Sinn bemerkte, wie immer glühender und feindseliger des Grafen Trini lebhaftere Augen auf dem Bruder hafteten, wenn dieser mit einem Nachbar in einem ernsten Zwiesprach verflochten war; er beobachtete, wie die vom feurigen Tokayer halbtrunkenen Ungarn gar oft die rothen Gesichter mit den glattgestrichenen Haarflechten zu einander neigten, heimliche Worte flüsterten, und wilde Seitenblicke auf die Gäste schossen. Doch konnte er vor dem Geschmetter der Trompeten und dem Gerassel der Kesselpauken, das jeden der zahllosen Trinksprüche begleitete, nichts erlauschen, was seine Besorgniß hätte zerstören oder zur Gewißheit erheben mögen. —

Plötzlich erhob sich der herrische Graf Niclas Trini, und ergriff das vor ihm stehende grüne Paßglas. „Freunde und Herren!“ sprach er mit hallender Stimme, indem sich zugleich sein Angesicht verdüsterte, wie die Sonne, wenn schweres Hagelgewölk vor ihr hinausht. „Ihr kennt den tapfern Gast, der unsere Schwelle überschritt und unser Mal geehrt. Ihr kennt durch mich seit heute früh sein herbes Schicksal, des Königs Urtheil und seine Flucht zu uns. Die Blüthen der Ritterschaft von Ungarn und Croatien sind hier

versammelt; unter sie ist er getreten, und fordert sie und unsere tapfern Geschwader auf, mit ihm seine Rache auszufechten gegen das stolze Kaiserhaus, dem wir geschworen Unterthanen = Eid und Soldaten = Eid. Er will uns vereinigen mit dem Feinde der Christenheit, mit dem blutgierigen Suleiman; mit ihm will er uns führen als Feinde gegen die Mauern Wiens. Was denkt die Blume der Ritterschaft von Ungarn und Croatien davon? Dieser Becher sey die Losung für und wider! Und ich, der Ban Croatiens, der Tavernicus von Ungarn, rufe: Bivat Ferdinandus! Treue dem Könige, und Verderben dem Verräther!"

Der alte Ragensteiner hatte sich vom Sessel erhoben bey dem Beginn der Rede; immer freundlicher wurde seine Miene; bey dem unerwarteten Schlusse derselben, und als der Donnerhall von dreißig rauhen Kehlen das Urtheil Trini's nachbrüllte, stuzte er, ward bleich, wie der Tod, warf mit dem Fuße den Sessel zurück, und sah sich nach dem abgelegten Schwerte um. Doch ehe seiner starren Lippe noch ein Wort der Gegenrede gelungen, hatte ein junger Hungar den Degen entblößt, und rannte seinen scharfen Stahl dem Unglücklichen hinterrücks durch den Leib, daß er lautlos zur Seite in die Arme des Bischofs fiel, und in einem breiten Strome dunkeln Blutes sein Leben ausgoß. „So mögen alle Feinde Oesterreichs stürzen in ihr Blut!" rief Graf Trini, doch sein Wort erstarb auf der härtigen Lippe, als er den grausen, starren Blick auffing, mit dem der Sterbende ihn in's Auge

faßte, als er die geballte, zuckende Faust sah, mit der er zu ihm aufdräute, ehe er leblos zusammensank.

„Furchtbarer Frevel!“ rief der Bischof da mit der Kraft und Würde seines Standes, mit dem wieder gewonnenen Muth, der durch den Anblick des brüderlichen Blutes in ihm erweckt wurde. Freundes Mord! Rains That! Bruch der Gastfreundschaft! Unauslöschliche Schande für alle edele Geschlechter im Ungarlande! Wer hat Euch eingesetzt zu Blutrichtern vor dem Urtheile? Wer zeugte von solch teuflischem Gedankenspiele im Hirn des Ragensteiners? —

„Sein eigenes Wort, seine eigene Hand, sein Schriftzug, sein Insiegel!“ sprach ernst der Brini, und zog einen Brief aus dem Busen. „Er war ein Hochverräter an dem Reiche; noch mehr, Du frommer Bischof, zu dem Feinde des Erlösers wollte er ziehen, sich abschwören von der heiligen Kirche, wenn das Gelüst der wilden Rachlust nicht ohne dieses Opfer zu befriedigen gewesen. Unterthanenpflicht, Soldatenschwur gilt vor allen andern Gelübden, und Ferdinandus richte, ob ich Unrecht gethan.“ Jammernb neigte sich der Bischof auf den zuckenden Leichnam des Geliebten.

„Du armer Verirrter! Du geistes-kranker Sohn der Kirche!“ schluchzte er. „Warum blieb mir Dein Herz ein verschlossener Schrein? Ohne Sacrament und Absolution bist Du fortgerissen durch die Grausamen mitten in den Sünden Deiner Gedanken. Mein Leben soll Ein Tag der Kasteyung werden,

Deine Seele zu lösen. Aber auch Ihr,“ erhob er sich zürnend und in einer Hoheit, die selbst die stolzesten Ritterhäupter beugte; „auch Ihr werdet nicht ohne Buße den Bruch des Heiligsten, der Freundschaft und der Gastlichkeit, gewagt haben im thörichten Wahne einer Edelthat. Nicht Segen giebt der Gott der Barmherzigkeit für solch thierische Rohheit. Der Fuchs lud den Kranich zu Gaste, ihn zu erwürgen; das sey das Denkbild auf dem Grabe dieses schmachvoll Ermordeten; aber ich sehe den Wolf kommen, den Fuchs zerreißen und der Schmach Preis geben Eure Leiber; ich sehe Eure Häupter im Sonnenbrande dörren; ich sehe Deinen Enkel, übermüthiger Brini, verbluten unter eines Henkers Beile, wie Du ungerufen des Henkers Amt an diesem nicht verschmähetest zu üben; denn wer den giftigen Schierling pflanzte, der trinket ihn aus dem unfreywilligen Becher.“ —

Halb ohnmächtig sank der Priester auf den Todten; die Hungarn alle aber standen wie Statuen im Saale umher, und ihre weinglühenden Wangen wurden bleich, wie die Wände, an denen sie lehnten. —

Es war einige Zeit später, als im Kaiserlichen Gemach der Hofburg zu Wien König Ferdinand gedankenvoll und ernst einen großen Brief durchlas und wieder durchlas. Forschend hing seines Stallmeisters, des Niclas von Thurn, Auge auf des hohen Herrn

Gefichte; er beobachtete den tiefen Eindruck, den des Schreibens Inhalt auf den gefühlvollen Herrscher machte, und neben einem Tische, worauf ein Korb stand, den ein schwarzes Tuch bedeckte, lehnten auf den Säbeln zwei hungarische Herren, kalt und finster durch das Zimmer blickend, und die Kaiserbilder musternd, welche die Pfeiler zierten.

„Mein Bannus von Croatien hat es gut gemeint, ist er uns auch in das Amt gefallen, hat er auch so rasch gerichtet, daß die Gnade, das schönste Recht der Krone, uns genommen ward!“ sagte der König, indem er sich an die Fremden wandte. „Es wäre uns lieber gewesen, den schwer Verklagten als Gefangenen vor uns zu sehen. Meldet ihm das, Graf Nadasti, und Ihr, Ritter Pethai; versichert ihm zugleich unserer Königlichen Huld, und wenn auch die Güter des Erschlagenen, welche er für sich fordert als Lohn der Treue, nicht so erblos sind, als er meinet, und es uns darum nicht frey steht, sie zu verschenken an belobte Freunde und Diener, so kann er doch des Gedächtnisses seiner Thaten gewärtig seyn.“ —

„Hier ist der neueste Zeuge seiner Treue! Das Haupt des Verführers, das der Tavernicus an Eure Majestät sendet durch uns!“ antwortete Nadasti mit einer Bassstimme, und zog zugleich das schwarze Tuch fort, welches den blutigen Kopf des alten Ragensteiners verbarg. Mit unverhehltem Abscheue wendete der König sich weg von dem grausen Anblicke. „Wir sind kein Bassa, kein Türkenkaiser,“ sprach er heftig,

„daß unser Auge an solchem Schauspiele sich ergötzen könnte. Traget hinaus, Ihr Herren aus Ungarn, was unser Herz empört; liefert es dem Kastellan, daß er für ein ehrliches Begräbniß dieses Hauptes Sorge, welches oftmals unsern Heeren siegreich vorgeleuchtet. Hinweg, ich höre unsere Königin kommen, und ihrer Gesellschaft möchte dieser Anblick noch schreckenvoller seyn, als uns.“ —

„O Thurn,“ fuhr er zu dem Obristen fort, als die Fremden mit ihrem traurigen Schaze sich entfernt hatten, „wie brav und rauh zugleich ist dieses Volk! Brausend und zernichtend sind sie, wie die Ströme ihrer Gebirge; feuersprühend, wie die Weine ihrer Berge; tapfere Soldaten darum; aber als Richter kennen sie nur das scharfe Schwert, und nicht das Gesetzbuch der Barmherzigkeit. Waren es nicht die Husaren, die bey Gorian zuerst die Flucht ergriffen, und diesen Kazianer zum verderblichen Verrathe hinrissen? Und dieselben krummen Säbel richteten später seine Uebelthat. Seltsam waltet das unerbittliche Schicksal.“ —

„Die Königin!“ rief Obrist Thurn, und öffnete die Flügelthüren. Und eintrat die würdevolle Königin Anna, an ihren Händen führend das Fräulein Ermuda von Labron und den Obristen Michael von Ragenstein. Tief Athem schöpfend ging der König ihnen entgegen.

„Ihr seyd mir erhalten? Seyd glücklich gekehrt aus böser Haft, mein Obrist? Gedankt sey Gott dafür!“ redete Ferdinand den jungen Helden an, der

mit gesenktem Blick und trüben Mienen vor ihm stand.

„Ihr wißt es schon? Euer Vater ist gefallen.“ —

„Und ich stand ihm nicht zur Seite! War nicht dabei, ihn zu schirmen mit meinem Leibe, zu versprühen mein Blut für ihn, zu fordern als Rächer das Blut seiner verrätherischen Freunde!“ stieß Michael mit Ingrim und Schmerz hervor. „Das wird der Scorpion bleiben in meiner Brust, bis der Tod mich einigt mit dem Vollendeten.“ —

Schluchzend warf sich Ermuda an das Herz des Tiefgebeugten; Ferdinand aber faßte kräftig seine Hände.

„Nicht also, Du Geprüfter und Wohlbestandener!“ sprach er feyerlich. „Wir danken dem Herrn der Schicksale, daß Er Dich erhalten zur Stütze unseres Reichs, daß wir die Vorzüge zweyer Helden unserer Monarchie, die uns entrißen worden, in Dir vereinigt und verschmolzen sehen, die Tapferkeit Johannis, die weise Vorsicht Labrons. Komm an unser Königliches Herz, Du unser General, Du Michael Graf von Katzenstein, was Du verlorest, sollst Du in unsern Armen wiederfinden.“ —

„Mein gnädiger Fürst!“ rief Michael überrascht, und bog seine Knie vor dem gütigen Herrscher; die Königin Anna umsing das Fräulein, und sprach mit Innigkeit: „Das Beste auf Erden habt Ihr verloren als Opfer im Dienste Eurer Fürsten; doch gute Könige vergessen nie, und wissen zu vergelten.“ —

Die Christnacht.

Eine Erzählung

von E. Raupach.

1.

Am 21sten p. Trinitatis saß Nachmittags Jakob, der Sohn des reichen Brauers von Modelsdorf, bey dem noch reicheren Müller Reinhold zu Adelsdorf. Beide rauchten Tabak aus kurzen, im gothischen Style gedrechselten Pfeifen, wiewohl es dem schwindfüchtigen Müller einige Mühe kostete. Es half aber nichts, denn dieses Rauchen gehörte zum ländlichen, auch wohl zum städtischen Anstande des Jahres 1755. Eben so brachten die beiden Raucher nur dem Anstande ein Opfer, wenn sie eine Stunde lang von nichts, als von der Viehmast überhaupt, und der Mast des Schwarzviehes insbesondere sprachen, während eigentlich von einem Ehebündnisse zwischen Jakob und Marierosen, der einzigen Tochter des Müllers, die Rede seyn sollte.

Endlich klopfte Jakob seine Pfeife an der Ofenecke aus, und der Müller legte die seinige bey Seite. „Meister Reinhold,“ hob Jakob an, „Ihr wißt wohl, weshalb ich gekommen bin, und so denke ich, reden wir mit Gott von unserer Sache.“

„Nur zu, Jakob!“ versetzte der Müller; „wenn ich auch nicht verstehe, wozu noch viel Redens nöthig ist. Dein Vater und ich sind einig; und meine Marirose gefällt Dir, und so ist nichts weiter übrig, als daß sie Dir das Jawort giebt.“

„Danach bin ich heute nicht gekommen,“ versetzte Jakob; „sonst hätte ich meinen Vater mitgebracht oder einen andern Zeugen. Daß der Freier allein käme, um sich das Jawort zu holen, das hätte wohl noch kein Mensch erlebt.“

„Da hast Du Recht. Nun, so sage es heraus, warum Du gekommen bist.“

„Ihr sagt, daß Ihr und der Vater einig seyd; das ist schon recht gut, denn sonst dürfte ich ja gar nicht an Euere Tochter denken. Daß mir Jungfer Marirose gefällt, das will nicht viel bedeuten, denn seit ich ihretwegen zu Euch herauf in die Kirche komme, sehe ich alle Sonntage, wie die jungen Burschen auf dem Kirchhofe stehen und warten, bis sie aus der Kirche kommt, und wie freundlich alle sie grüßen und ihr Platz machen, wenn sie vorbeigeht. Daß sie mir gefällt, das ist also gar keine Sache; aber ob ich ihr gefalle, das ist was Anderes.“

„Freilich gefällst Du ihr, Jakob: sie kennt ihren Katechismus, und wird Ja sagen, weil ich es haben will, und damit Holla! Die Liebe kommt nach.“

„Nein, Meister Reinhold, nicht Holla. Meine Muhme in Alzenau wurde auch nicht gefragt, und ihr Vater meinte auch, die Liebe würde nachkommen;

es ist aber nun schon drey Jahre her, und sie ist noch nicht gekommen; es ist nichts, als Unfrieden im Hause.“

„Sage es heraus,“ unterbrach ihn der ungeduldige Müller, „was Du eigentlich willst!“

„Ich habe Euere Schwester, die Schulzin, gebeten,“ erwiederte gelassen Jakob, „ein wenig herunter zu kommen, und sie sitzt schon oben in der Kammer bey Euerer Tochter. Wenn Ihr es nun zufrieden wäret, so möchte ich hinaufgehen, und ein paar Worte mit Jungfer Marierosen reden.“

„Da siehst Du!“ eiferte der Müller, der nur mit Mühe seine Entrüstung bekämpfte; „das kommt davon, daß Dich der Vater hat in der Stadt lernen lassen. Ja, die jungen Stadtlaffen schwänzeln erst um die Mädchen herum, die sie freien wollen, und verdrehen ihnen den Kopf mit allerlei lügenhaften Reden; aber was kommt dabey heraus? Eigensinnige, störrische Weiber, die dem Manne das Heft aus den Händen winden. Sagte mir nicht neulich der junge Bäcker Lehmann, als wir einen recht hübschen Handel schon abschließen wollten, er müßte doch erst seine Frau fragen? Sapperment! Ein Weib fragen! Das ist die reine verkehrte Welt, wie sie hier an der Thüre abgemalt ist.“

Hier zwang der Husten den Müller, einzuhalten. Der ruhige Jakob wiederholte sein Gesuch, und beharrte so fest darauf, daß der Alte, dem die Heirath sehr am Herzen lag, endlich nachgab.

Als Jakob die Schulzin und ihre Nichte gebüh-
lich begrüßt, und von Beiden genöthigt, auf dem
himmelblauen, rothgeränderten Schemel Platz genom-
men hatte, hob er nach einer kurzen Pause an:
„Liebste Jungfer Marierose, es wird Ihr wohl nicht
unbekannt seyn, daß unsere Väter wünschen, wir möch-
ten ein christliches Ehepaar werden, wenn es anders
Gottes Wille wäre. Der liebe Himmel hat Ihr eine
so hübsche Bildung gegeben, und Sie ist von Kindes-
beinen an ein so fleißiges und braves Mädchen gewe-
sen, daß Sie sich wohl selber nicht verwundern wird,
wenn ich es auch wünsche, und mit fröhlichem Herzen
Ja dazu gesagt habe. Der Vater will mir unter-
dessen die Brauerey in Alzenau pachten. Der Pacht
ist nicht hoch, die Nahrung ist gut, und das Gehdft
im Stande. Das ist Alles recht hübsch; aber die
Hauptsache bleibt doch immer, was Sie dazu meint:
und darum, verehrliche Jungfer, wollte ich Sie fragen,
wenn es auch sonst nicht Sitte und Brauch ist.“

Marierose, schon von ihrer Base auf dieses Ge-
spräch vorbereitet, zögerte mit der Antwort nicht.
„Lieber Meister,“ sagte sie, „Er wird doch nicht
so schlecht von mir denken und glauben, ich würde
mich meines Vaters Willen widersetzen!“

„Bewahre mich Gott!“ versetzte Jakob: „wenn
ich so schlecht von einem Mädchen dächte, würde ich
gewiß nicht mit ihr in den heiligen Ehestand treten
wollen. Davon, liebste Jungfer, wollte ich also

nicht reden; sondern wissen wollte ich, ob Sie mich denn auch so eigentlich leiden kann."

"Ich denke," erwiderte das Mädchen, "ich bin Ihm niemals den Dank auf Seinen Gruß schuldig geblieben, und ich habe Ihn immer herzlich willkommen geheißen, wenn Er zu uns gekommen ist."

"Ja, liebste Jungfer," entgegnete Jakob, "Sie ist immer mit mir gewesen, wie ein ehrbares Mädchen seyn soll; aber das meine ich auch nicht. Sieht Sie, Jungfer, ich denke, man muß einander recht von Herzen lieb haben, wenn man bis ans Ende friedsam zusammen leben, einander alle Fehler übersehen, und alles Kreuz und Leiden, das etwa der liebe Gott schicken könnte, geduldig mit einander tragen soll. Da wollte ich Sie denn ehrlich fragen, und ich hoffe, Sie wird mir eben so ehrlich antworten — ob Sie wohl ein Herz zu mir haben könnte, wie ich zu Ihr?"

Nicht ohne Rührung antwortete Marirose: "Es fällt einem Mädchen wohl schwer, lieber Meister, über so was mit einem Mannsbilde zu reden; aber weil Er so redlich gegen mich ist, will ich es auch gegen Ihn seyn. Wenn der Vater darauf besteht, daß ich Ihm meine Hand gebe, so werde ich mich nicht sträuben, wie eine ungerathene Dirne. Ich weiß ja auch, Er ist ein braver Mann, Sein Weib wird es gewiß gut haben; und mir, hoffe ich, wird der liebe Gott helfen, daß ich meine Schuldigkeit als Seine Ehewirthin thun und Ihn zufrieden stellen werde. Aber das Herz, lieber Meister, das, weiß er wohl,

läßt sich nichts vorschreiben; auch des Vaters Gebot kann es nicht zwingen; es steht allein in Gottes Hand.“

Das Mädchen schwieg, der junge Mann auch. Dieses ängstliche Schweigen zu unterbrechen, sagte die Schulzin: „Lieber Jakob, Ihr habt selber gewollt, das Marirose ehrlich mit Euch reden sollte; nun müßt Ihr es auch nicht für ungut nehmen.....“

„Das thue ich auch nicht,“ unterbrach sie Jakob aufstehend, „vielmehr weiß ich es der Jungfer Dank; besser vorher, als nachher. Aber sieht Sie, Frau Schulzin, man kann sich doch nicht sogleich darein finden, wenn man es auch halb und halb vorher gewußt hat. Ja, das habe ich freilich, denn es kommt Alles in der Leute Mäuler. Nun, lebe sie gesund, Jungfer,“ fuhr er, Marirosens Hand schüttelnd, fort, „nichts für ungut! Wenn es wahr ist, was ich gehört habe, so kann ich es Ihr nicht verdenken, denn es ist ein wackerer Bursche, wenn er auch arm ist; aber Gott helfe Ihr, Sie wird einen schweren Stand haben.“ Hierauf nahm er auch Abschied von der Schulzin, und ging.

„Meister Reinhold,“ sagte er unten zum Müller, „ich danke Euch für Euern guten Willen; aber Gottes Wille ist es nicht. Euere Tochter will Ja sagen, wenn Ihr es so haben wollt; aber sie hat kein Herz für mich.“

„Bliß und Hagel!“ schrie der Müller, „ich will sie beherzen!“ und damit wollte er zur Thüre hinaus.

„Ihr wollt Eure Tochter schelten,“ sagte Jakob ihn zurückhaltend, „und sie hat es doch wahrhaftig nicht verdient. Sie will Euch ja gehorchen: was könnt Ihr mehr verlangen?“

„Nun, so soll sie auch gehorchen,“ rief der Müller, „und Euch noch heute das Jawort geben, wenn auch Euer Vater nicht hier ist.“

„Laßt es gut seyn, Meister Reinhold,“ versetzte Jakob. „Es thut mir recht Leid, aber die Sache ist aus, rein aus. Sie kann mich nicht lieb haben, und das ist Gottes Fingerzeig: denn ich denke, wenn es heißt: was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden; so muß es auch umgekehrt heißen: der Mensch soll nicht zusammenfügen, was Gott geschieden hat. Nichts für ungut, Meister Reinhold! Wir bleiben deswegen doch Freunde. Gott behüte Euch!“

Raum hatte Jakob das Haus verlassen, so suchte der erzürnte Müller seine Tochter: aber wohlweislich hatte die Schulzin ihre Nichte mit sich nach Hause genommen, und sie dadurch dem ersten Ausbruche des väterlichen Zornes entzogen.

Wer war denn aber der wackere Bursche, von dem Jakob meinte, Marierose habe ihm ihr Herz geschenkt? Es war Konrad Brünig, der Sohn eines armen Webers im Dorfe. Der Vater hatte zuletzt, weil es mit der Weberey nicht mehr recht gehen wollte, sich den Dorfmusikanten zugesellt, denn er spielte die Geige. Diese Kunst brachte er auch, so weit er sie

selbst besaß, seinem Sohne bey; und Konrad lernte noch dazu von dem Schulmeister, der sich seiner sehr annahm, die Flöte blasen. Ein Musikant sollte aber der Bursche nach des Vaters Willen nicht werden, und er selbst wollte es auch nicht: denn es schien ihm erschrecklich, Sonntags den ganzen Nachmittag und Abend bis über Mitternacht hinaus in der heißen, mit Menschen angefüllten Schenkstube zu sitzen und aufzuspielen. Sobald er daher eingeseget war, that ihn der Vater zu Meister Reinholden in die Lehre. Fünf Jahre blieb er in dessen Hause, erst als Lehrling, später als Knappe; dann trat er seine Wanderschaft an, um sich, wie sein Vater sagte, etwas in der Welt zu versuchen. Die Trennung von seinem Lehrherrn wurde ihm nicht schwer, denn er war dem geizigen und harten Manne nicht sonderlich zugethan; aber der Abschied von seinen Aeltern und von Marierosen, die damals gerade vierzehn Jahre alt war und beten ging, war nicht ohne Thränen.

Als Konrad nach drey Jahren von seiner Wanderschaft heimkehrte, fand er seinen Vater nicht mehr. Das Häuschen mit dem kleinen Garten und die erwanigen Ersparnisse des Verstorbenen überließ er seiner auch schon funfzigjährigen Mutter. Er selbst trat wieder in die Dienste seines alten Brotherrn, der eben einen Knappen brauchte, und sich keinen bessern wünschte, als den thätigen und stillen Konrad, der wenig Neigung zur Geselligkeit, also auch wenig Versuchung hatte, sich auf den Kirmessen und in den Wirthshäusern herum-

zutreiben. Der Grund, warum der junge Mensch sich wieder zu einem Manne vermietete, der ihm gar nicht gefiel, mochte wohl so tief in seinem Herzen versteckt liegen, daß er ihn selbst nicht kannte. Konrad war in aller Hinsicht ein tüchtiger und dabei hübscher Bursche; wenn er auch nicht gern hinging, wo es viel Lärmen gab, so war er doch zu Hause munter und lustig, und spaßte gern; die Flöte blies er jetzt so, daß sogar der Schulmeister ihn höchlich lobte. Marierröschchen war nun achtzehn Jahr geworden, und wann der Frühling da ist, will die Blume blühen, und der Vogel sein Nest bauen.

Konrad und Marierröschchen betrugten sich anfangs wieder, wie sonst gegen einander: sie wechselten ein paar freundliche Worte, wenn sie einander begegneten; sie scherzten und neckten sich, wenn sie mehr Zeit hatten; und häufig bat sie ihn, ihr zum Feierabend ein Lied auf der Flöte vorzuspielen, was freilich nicht in der Nähe der Wohnstube geschehen durfte, weil der Müller das Gedubele, wie er sagte, nicht leiden konnte. Aber je länger, desto mehr zog sich die Dirne zurück; Begegnungen kamen selten mehr vor, zu längerem Beyfammenseyn wollte sich fast gar keine Gelegenheit mehr finden, und traf es sich auch einmal, so ging es sehr still dabei her, denn dem Burschen wollte kein Scherz mehr gelingen. Um ein Lied auf der Flöte wurde er auch nicht mehr gebeten; desto fleißiger aber spielte er für sich selbst, wann er draußen auf der Ueberdachung der Mühlräder saß. Marierröschchen war

gewöhnlich, im Garten versteckt, seine Zuhörerin, und selten verließ sie den Garten ohne Thränen, denn Konrad spielte jetzt fast immer geistliche oder andere traurige Lieder. Besonders rührte es sie, als er anfang, jeden Abend, sobald sie ihr Licht ausgelöscht hatte, ihrem Kammerfenster so nahe, wie möglich, die Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ zu spielen. Kurz, sie betrogen sich Beide, wie angehende Liebesleute.

Damals war die Liebe noch viel schüchterner und schritt also viel langsamer und unmerklicher vorwärts, als heut zu Tage; dafür aber hatte sie auch Zeit, in den Herzen, die sich ihr ergaben, recht tief einzuwurzeln. So geschah es auch hier: die Liebe der jungen Leute wurde von Tage zu Tage inniger und fester, und doch entging sie durch ihre Schüchternheit dem alten Reinhold. Sie wäre ihm auch vielleicht noch länger unbekannt geblieben, wenn nicht, wie leider oft im Leben, das Glück zum Verräther an ihr geworden wäre. Es war zwischen den Liebenden zu einer Erklärung gekommen, die, wenn auch nur aus Händedrücken und einzelnen Worten bestehend, doch Jedem von ihnen die freudige Gewißheit gab, geliebt zu seyn. Die Veränderung, die diese Erklärung in dem ganzen Thun und Wesen der jungen Leute hervorbrachte, flößte dem Müller den ersten Verdacht ein; er beobachtete sie nun unablässig, und wurde, ohne daß sie es ahnen konnten, Zeuge ihres Versprechens ewiger Treue und des ersten Kusses, mit dem sie dieses Versprechen besiegelten. Wie wüthend auch den Müller der Gedanke an einen armen Schwiegersohn

machte, so sah er doch ein, daß es das Klügste sey, die Sache in der Stille abzuthun. Er begnügte sich also damit, Konraden ohne Weiteres den Dienst aufzukündigen; seiner Tochter aber sagte er, was er gesehen habe, und daß er sie als eine läderliche Dirne aus dem Hause werfen wolle, wenn sie je wieder mit dem Burschen allein spräche. Konrad verließ an Weihnachten seinen Dienst, und zog nach Probsthain zur verwittweten Müllerin. Welche Mühe sich aber auch der alte Reinhold gab, die Sache geheim zu halten, und wie verschwiegen auch die Liebenden waren, so kamen die Seherinnen der Spinnstuben doch bald der Wahrheit auf die Spur, und das Gerücht gelangte unter andern auch zu Jakobs Ohren, wie wir gesehen haben.

2.

„Kind,“ sagte die Schulzin am Sonntage vor dem ersten Advent zu ihrer Nichte, „Kind, wo willst du hinaus? Du wirst von Tage zu Tage blässer, und Deine Augen werden immer hohler. Das ist der Gram, der pure Gram, und der ist eine böse Krankheit; es kann schlimm ablaufen, Kind, wenn Du Dich nicht zusammennimmst.“

„Ich bete und arbeite,“ erwiderte das Mädchen; „was kann ich mehr thun, liebe Base?“

„Dir die Sache ganz aus dem Sinne schlagen, da einmal doch nichts daraus werden kann. Ich denke, Du kennst Deinen Vater, er würde Dich — Gott

verzeihe mir die Sünde — lieber im Sarge sehen, als Dich dem armen Konrad geben.“

„Ach! Habe ich ihn denn darum gebeten? Vater denn eine Klage von mir gehört oder eine Thräne gesehen? Habe ich nicht Jakobem stillschweigend heirathen wollen? Konnte ich dafür, daß er mich fragte, ob ich ihn lieb hätte? Oder sollte ich ihn belügen?“

„Behüte Gott! Nein, es kann Dir kein Mensch was vorwerfen: Du bist ein gutes Kind. Aber was hilft uns das, wenn Dich der Gram auf die Bahre streckt? Und denke doch, was für eine entsetzliche Sünde es ist, wenn der Mensch sein Leben selber abkürzt.“

„Lieber Gott! Thue ich denn das? Ich denke den ganzen Tag über nicht drey mal an Konraden, und wenn es geschieht, und es wird mir dabey warm um das Herz, so nehme ich geschwind eine schwere Arbeit vor, und mache mich so von den Gedanken los. Aber des Abends, wenn ich mein Licht auslösche, und es bleibt Alles still — dann freilich — ich denke immer, wenn nur Jemand „Nun ruhen alle Wälder“ oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ oder sonst ein geistlich Lied spielen wollte, so würde ich schlafen können. Jetzt aber wache ich oft bis der Hahn kräht, und je länger ich wache, desto ängstlicher wird mir zu Muthe, oder wenn ich auch endlich einschlafe, so drückt mich der Alp, und ich wache matter auf, als ich einschlafe. Daher mag es wohl kommen, daß ich blässer werde. Aber was soll ich machen? Kann ich

ihn denn vergessen? Und, wenn ich es auch könnte, wäre es nicht undankbar von mir?

„Se nun, es käme darauf an. Wenn er, ich will nur so sagen, Dich vergäße?“

„Nein! nein!“

„Möglich wäre es doch, und man könnte es ihm nicht einmal verdenken. Daß es mit Euch Beiden nichts werden kann, weiß er so gut, wie wir. Wenn er nun eine gute Gelegenheit fände, sich einzuthun, und es wäre ein Weibsbild, das er leiden könnte, wenn er sie auch gerade nicht so liebte, wie Dich; sollte er da nicht lieber zugreifen, als sein Leben lang ein armer Mühlknappe bleiben? Denn siehst Du“

„Base,“ unterbrach sie das Mädchen, ihr heftig die Hand drückend, „sagt es nur gerade heraus, er ist mir untreu geworden; nicht?“

„Nun,“ erwiderte die Schulzin, „Du bist ja ein geschiedtes Mädchen, und so ist es doch wohl besser, Du erfährst es, ob ich gleich schon viele Tage hin und her überlegt habe, ob ich es Dir sagen sollte. Es heißt, Konrad wird die verwittwete Müllerin heirathen, bey der er dient, und die Leute in Probsthain sprechen davon, wie von einer ausgemachten Sache. Ich habe die Müllerin vor zwölf Jahren einmal bey Stephan Gründlers Hochzeit in Ullersdorf gesehen, denn sie war da Brautjungfer. Ein hübsches Mädchen war es, das mußte ihr der Neid lassen. Jetzt ist sie freilich wohl dreyßig, aber was thut es? Konrad ist auch schon fünf und zwanzig, und der Unterschied ist am

Ende so groß nicht. Eine tüchtige Wirthin soll sie seyn, und in sehr guten Umständen; Kinder hat sie nicht; bey der großen Wirthschaft kann sie ohne Mann nicht bestehen; und so denke ich, ist es ganz natürlich.“

Die Schulzin hätte noch lange so fortreden können, Marierose würde sie nicht unterbrochen haben: denn sie hörte ihr gar nicht mehr zu, seit sie die Hauptsache wußte. Jetzt, da die Base schwieg, sagte das Mädchen: „Gott segne seinen Hausstand!“ und dabey rollten großen Thränen, die sich in ihren Augen gesammelt hatten, die Wangen herab. Sie nahm bald darauf Abschied von der Schulzin; und diese ließ sie auch gehen; denn sie wußte aus eigener Erfahrung, daß in solchen Fällen für ein Mädchen nichts wohlthätiger sey, als sich in der Stille ausweinen zu können.

Das that denn auch Marierose, sobald sie Abends in ihrer Kammer allein war. Während ihre Thränen rannen, schwankte ihr Herz hin und her zwischen Zorn und Liebe, zwischen Tadel und Billigung des Geliebten. Daß Konrad die Wittwe heirathete, war ja so natürlich, daß man es hätte voraus sagen können; sie selbst kannte mehrere Beyspiele solcher Ehen, und es waren lauter glückliche. Aber doch, versprochene Treue soll nicht wanken, soll jeder Versuchung widerstehen. Freilich hatte sie auch dem reichen Brauerssohne ihre Hand geben wollen; aber das war etwas ganz Anderes: sie hatte einen Vater, dem sie unterthan seyn mußte, nach dem vierten Gebote. Aber wie, wenn sich Konrad mit der Wittwe versprochen hätte

aus Verzweiflung über des alten Reinholds unbeugsamen Starrsinn? Oder gar, weil er gehört und geglaubt, sie würde Jakobem heirathen? Wie dann? Wie dann? So wogten ihre Gedanken hin und her, und das Herz ward ihr immer schwerer, der Gedanke mochte den Geliebten anklagen oder vertheidigen.

„Gott wird helfen,“ sagte sie, als ihre Thränen versiegt, und ihr Kopf vom Weinen wüß geworden war; und um sich zu entkleiden, löschte sie ihre Lampe aus. Kaum war das Licht verschwunden, so erklang vom Berge herab die Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ „Konrad!“ jauchzte das Mädchen; aber sogleich faltete sie die Hände, und sang mit leiser Stimme das Lied mit, bis die Flöte verstummte. Dann trat sie behutsam an das Kammerfenster, ob sie nicht vielleicht den Geliebten entdeckte, denn der Mond schien hell, und Brünigs Häuschen stand auf dem Berge, der sich hinter der Mühle erhob. Sie hatte sich nicht geirrt; auf der Bank neben der Hausthüre seiner Mutter saß Konrad in seinen grauen Mantel gehüllt. „Er ist es,“ sagte Marirose, „er ist da! Wie konnte ich auch glauben, er wäre mir untreu geworden? Freilich,“ fuhr sie nach einem Weilchen fort, indem sie vom Fenster zurücktrat, „freilich könnte er gekommen seyn, um der Mutter seine Verlobung mit der Müllerin zu Wissen zu thun — Nein! nein!“ sagte sie dann zuversichtlich, „dann würde er nicht blasen; so lieblos könnte er nicht seyn, wenn er mich auch aufgegeben hätte.“ Mit diesem

Trostete legte sie sich nieder, und wenn sie auch den Schlaf nicht sogleich fand, so war er doch desto erquickender, als sie ihn gefunden hatte.

Die alte Brünig kam von einer Nachbarin heim, bey der sie zum Richten gewesen war, und wunderte sich nicht wenig, ihren Sohn auf der Bank vor dem Hause zu finden. Ihre gehäuftesten Fragen entbanden ihn der Antwort so lange bis sie mit einander im Stübchen saßen und die Lampe angezündet war. „Ey mein Himmel,“ sagte nun die Alte, was ist Dir denn begegnet, Konrad, daß Du so stumm bist? Sage mir doch, wo kommst Du her?“

„Wo werde ich herkommen, Mutter? Von Probsthain. Ich habe meinen Dienst verlassen.“

„Verlassen?“ wiederholte die Mutter und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „O Herr Zemie! so sage doch, warum! Dachte ich doch nicht anders, als Du kämest, mich zur Hochzeit oder wenigstens zur Verlobung zu bitten.“

„Zu was für einer Verlobung, Mutter?“

„Ey, zu Deiner Verlobung mit der Müllerin.“

„Warum nicht gar!“ erwiederte Konrad ärgerlich.

„Wer hat Euch denn das in den Kopf gesetzt?“

„Ach Du Hannswurst!“ versetzte die Alte zwischen Lachen und Aerger. „In den Kopf gesetzt? Seit acht Tagen ist das ganze Dorf voll davon; und die Leute reden nicht umsonst. Und ich will Dir mehr sagen. Die Müllerin selbst hat mit ihrer Gevatterin, der Probsthainer Schulmeisterin, davon geredet. Die

ist verwichenen Sonntag mit unserer Schulmeisterin auf einem Gevatterschmause zusammengewesen, und hat sich recht genau nach Dir erkundigt. Nun, die Schulmeisterin hat denn alles Liebe und Gute von Dir gesagt, aber keine Sylbe von Marierosen, denn sie hat gleich gemerkt, wo es hinaus wollte. Dann hat sie die Probsthainer aufs Gewissen getrieben, warum sie so genau nach Dir fragte, und darauf hat sie ihr im Vertrauen Alles erzählt; unsere Schulmeisterin hat es wieder der Schulzin, sowie mir, und noch ein paar Andern vertraut, und so ist es ausgekommen.“

„Gut,“ sagte Konrad nach einigem Besinnen, „da Ihr schon so viel davon wißt, so sollt Ihr Alles wissen. Aber ich bitte Euch, laßt es nicht weiterkommen, sondern versichert die Leute, es wäre an der ganzen Sache nichts gewesen.“

„Aber es ist doch was daran gewesen?“

„Nun ja doch, ja. Ich merkte gleich nach der Kerndte, daß die Meisterin anfing, mich in allen Züchten und Ehren lieb zu haben. Sie ist zwar ein rüstiges Weib und noch recht schmuck; ist dabey arbeitsam und immer freundlich; aber gut seyn konnte ich ihr ja nicht, Ihr wißt, warum. Da nun doch nichts daraus werden konnte, so wollte ich ihr schon zu Michaelis aussagen; aber dann dachte ich wieder, ich könnte mich wohl irren, und es wäre doch unflug, wenn ich so um nichts und wieder nichts den hübschen Dienst aufgäbe: so blieb es. Die Zuneigung der Meisterin wurde aber immer sichtlicher, und ich konnte

es nicht übers Herz bringen, unfreundlich mit ihr zu seyn. Nun hörte ich vorigen Sonntag, die Schulmeisterin, die Ein Herz und Eine Seele mit der Müllerin ist, hätte ein Wort von der Sache fallen lassen. Da wußte ich nun, es würde Ernst werden, und ging stehenden Fußes nach Harpersdorf: des Wirthes ältester Sohn ist auch Müller, und sitzt jetzt zu Hause. Er ist ein wackerer Bursche, und wir wurden einig, er sollte auf der Stelle für mich eintreten, wenn ich etwa schnell meinen Dienst verließ. Vorgestern Nachmittags kam die Meisterin zu mir in die Mühle, und war so verlegen, daß sie es kaum herausbringen konnte, die Schulmeisterin wäre oben im Stübchen, und wollte ein Wort mit mir sprechen. Ich wußte wohl, was das für ein Wort seyn würde, und dachte, es wäre doch ein Schimpf für eine ehrbare Frau, von einem jungen und armen Burschen, wie ich bin, einen Korb zu kriegen. „Liebe Meisterin,“ sagte ich also, „ich habe vorher ein Wort mit Ihr zu sprechen. Mir ist schon seit langer Zeit gar nicht recht; ich kann zwar nicht sagen, was mir fehlt; aber ich kann beynah meine Arbeit nicht mehr thun. Ich will Ihr einen andern Knappen und einen wackern Burschen für mich stellen; und so denke ich, wird Sie es wohl nicht für ungut nehmen, wenn ich ehester Tage heimgehe. „Die Meisterin wurde blaß, und verließ mich, ohne ein Wort zu sagen; aber nach dem Abendessen fing sie wieder an: „Ist es denn wirklich Euer Ernst, Konrad, daß Ihr mich verlassen wollt? Was habe ich Euch denn zu

Beide gethan?“ — „Nichts, liebe Meisterin, nichts: Sie ist ja immer so freundlich mit mir gewesen, wie eine leibliche Schwester.“ — „Nun,“ sagte sie, „wenn das ist, so solltet Ihr mir nicht mit Undank vergelten.“ — „Es ist kein Undank, Frau Meisterin,“ gab ich zur Antwort: „wenn Sie es aber dafür nimmt, so muß ich mir es gefallen lassen.“ — Ich bestand auf meinem Sage, sie mochte wohl merken, wo ich hinaus wollte, und ergab sich endlich darein. Gestern wurde mit dem Harpersdorfer Alles richtig gemacht; heute ist er angezogen, und ich bin meiner Wege gegangen.“

„Konrad! Konrad!“ sagte die Mutter, „wirfst Du denn in Deinem Leben nicht gescheidt werden? So eine hübsche Versorgung von der Hand zu weisen! Hättest können so leicht aus einem armen Mühlknappen Herr und Meister werden.“

„Nein, Mutter, das konnte ich eben nicht. Kann man denn Eine heirathen, wenn man ein Andere lieb hat? Und hätte ich die gute Meisterin nicht betrogen, wenn ich Ja gesagt hätte?“

„Ey was betrogen! Das ist dummes Zeug, was Ihr junges Volk Euch in den Kopf setzt. Unter hundert Mädchen und Wittfrauen ist kaum eine, die einen Mann kriegt, der nicht schon einer Andern gut gewesen wäre. Das vergißt sich. Und was soll es denn werden mit Dir und Marierosen? Nichts, so lange der alte Geißhals lebt, und der kann noch lange leben, wenn er auch schwindsüchtig ist.“

„Das wollen wir dem Himmel überlassen, Mutter.“

„Dem Himmel? Ey freilich, dem überlasse ich es auch; wahrhaftig, ich überlasse es dem Himmel. Aber klüger hättest Du gethan, wenn Du wenigstens dort geblieben wärest, bis Du einen andern Dienst gefunden hättest. Willst Du nun den ganzen Winter feirig sitzen?“

„Ich habe meinen Lohn von drey Vierteljahren erspart, und ich denke, das soll hinreichen bis zum Frühjahre, wo es mir gewiß an einem Dienste nicht fehlen wird.“

„Ach Du Hanns Dampf! Wer fragt nach Deinem Lohne? Ich habe, Gott sey Dank, noch immer eine warme Stube gehabt, und bin satt geworden; es wird auch für uns Beide reichen.“

„Laßt es gut seyn, Mutter, ich weiß ja, wie Ihr es meint. Aber jetzt bin ich müde; gute Nacht!“
Damit stand Konrad auf, und ging in seine Kammer.

Am andern Morgen ging Marierose freudiger und betrübter, als sonst in die Kirche: freudiger, weil sie nun wußte, Konrad sey ihr treu geblieben, betrübter, weil sie durch den voreiligen Glauben an seine Untreue ihm Unrecht gethan hatte, und es ihm doch nicht abbitten konnte: denn sprechen durfte sie nicht mit ihm wegen des strengen Verbotes ihres Vaters. Auf dem Kirchhofe stand er freilich, und harrete ihres Kommens und ihres Grufes; aber er war umringt von jungen Bur-

sehen, seinen ehemaligen Schulkammeraden, und so konnte auch nicht einmal durch die Augen ihr liebendes Herz mit ihm reden. Eben so ging es, als sie mit ihrer Base aus der Kirche kam. Bald gesellte sich die alte Brünig zu den Beiden, und erzählte, trotz der Gegenbemühungen der Schulzin, Alles, was zwischen ihrem Sohne und der Müllerin vorgefallen war. Marirose war von dieser Erzählung bis ins Innerste bewegt, und es kam ihr vor, als könnte sie keine Ruhe mehr auf der Welt finden, wenn sie nicht durch ein Wort oder ein Zeichen dem Geliebten zu verstehen gäbe, daß sie ihn noch von ganzem Herzen lieb habe, und ihren ungerechten Verdacht bereue.

Der Abend dämmerte schon, als Marirose von der Schulmeisterin, die jenseits des Flusses wohnte, nach Hause ging. Am Fuße des Steges, der hinüberführte, und zwischen den dicken Linden, die dort standen, trat ihr aus dem Abendnebel Konrad entgegen. Wie von einer äußern, unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, faßte das Mädchen seine Hand, und zog sie flüchtig an ihre Brust, eben so flüchtig drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, und dann eilten Beide weiter nach verschiedenen Richtungen. Natürlich verband dieser Augenblick und das, was vorhergegangen war, die Herzen der jungen Leute enger, denn je; und ihre Liebe sog so viel Nahrung daraus, daß sie in diesen Tagen mehr wuchs, als sie seit ihrem ersten Aufkeimen gewachsen war.

3.

Die Tage kommen und gehen, unbekümmert, ob sie den Menschen Lust oder Thränen bringen; sie üben ihre Gewalt über Fröhliche und Traurige. So mußten auch die beiden Liebenden einen Tag nach dem andern ertragen, obwohl keiner ihre gesteigerte Sehnsucht stillte oder auch nur linderte. Einander zu suchen, wagten sie nicht; der Zufall konnte ihnen im Winter nicht besonders günstig seyn; daher sahen sie einander nur selten, und meistens nur von ferne. Konrads Flöte unterhielt noch die einzige beständige Gemeinschaft zwischen ihnen: denn jeden Abend spielte er an seinem offenen Kammerfenster eine geistliche Melodie, gleichsam ein Wiegenlied für das geliebte Mädchen. Dieß Wiegenlied war aber nicht mehr wirksam, wie sonst: die Hoffnungslosigkeit hatte Marierosens Sehnsucht in Gram verwandelt; der Gram löste sich häufig in Thränen auf, und nicht selten fand die Mitternacht sie noch wachend und weinend.

Als ihr die Base, der die Spuren der halb durchweinten Nächte nicht entgingen, darüber Vorstellungen und mütterlich liebevolle Vorwürfe machte, sagte Marierose: „Laßt es nur gut seyn, liebe Base! Ihr seht ja, es geht ein Tag nach dem andern hin, und so werden sie alle hingehen bis ans Ende.“

„Wie meinst Du das, mein Kind?“

„Nun, ich habe immer gehört und auch geglaubt, daß der liebe Gott Keinem mehr auflegt, als er tragen

kann; und so wird er ja auch mich ausspannen zu rechter Zeit.“

„Das ist freilich wahr; aber daran sollte eine junge Dirne von zwanzig Jahren gar nicht denken. Diese Zeit ist, will es Gott, ziemlich weit.“

„Nein! nein!“ rief Marierose sich vergessend, „nahe! sehr nahe!“

„Was sagst Du da, Unglückskind? Wie kannst Du das wissen? Sprich, woher kommen Dir die bösen Gedanken? Sey aufrichtig mit mir, meine Tochter! Du hast mich recht erschreckt, und ich habe Dich doch immer lieb gehabt, wie eine leibliche Mutter.“

„Ja, das habt Ihr,“ sagte mit Thränen Marierose, die nun wohl fühlte, daß sie schon zu viel gesagt hatte, um ihr Geheimniß länger bewahren zu können. „Ich will es Euch wohl sagen, gute Base; es muß ja doch bald an den Tag kommen. Veriges Frühjahr — ich war gerade einmal recht traurig — da habe ich den Kuckuck gefragt, wie viel Jahre ich noch leben würde; er hat nur zweymal gerufen, und das letzte Mal so schwach, daß ich es kaum hören konnte.“

„Albernes Ding! An solch Zeug zu glauben! Hat der Herr Pfarrer nicht neulich scharf genug gegen die Tagewähler und Zeichendeuter gepredigt? Hat er nicht gesagt, der liebe Gott werde seinen Willen gewiß nicht dem unvernünftigen Vieh offenbaren, da er ihn vor dem vernünftigen Menschen verbirgt? Oder willst Du klüger seyn, als der Herr Pfarrer?“

„Ach nein! Aber man weiß doch viele Beispiele, wo es zugetroffen hat. Und wäre es denn nicht recht gut? Der Vater will durchaus, ich soll den Konrad vergessen; ich möchte ihm gern gehorchen; aber ich kann den Konrad nicht vergessen, ich kann nicht.“

Ihre Thränen fingen an, häufiger zu fließen. „Laß nur gut seyn, Kind,“ tröstete die Schulzin; „dem lieben Gott ist kein Ding unmöglich, und er hilft oft wunderbar und gerade, wenn man es am wenigsten denkt. Sey nur getrost! Es kann ja noch Alles gut werden.“

Wie aber auch die Schulzin tröstete, das Mädchen ging doch trostlos von ihr, und sie selbst war nicht minder trostlos, denn im Stillen glaubte sie ebenso, wie ihre Nichte, an die prophetische Natur des Kussucks, und, selbst kinderlos, hatte sie das Mädchen immer als eine Tochter betrachtet und geliebt. Deshalb nahm sie sich vor, nächsten Tages mit dem Müller ernstlich von der Sache zu reden.

In Konrads Innerem sah es ganz anders aus. Das Herz eines Mannes wird nicht so leicht vom Gram überwältigt, denn seine kühnere Phantasie sucht und findet bald irgend eine Hoffnung, die dem Grame wehrt oder mindestens die Waage hält. Als Konrad gleich den ersten Sonntag nach seiner Rückkehr den Müller in der Kirche sah, fand er ihn dem Aussehen nach weit schlechter, als er ihn vor elf Monaten verlassen hatte. Diese Bemerkung, die, so oft er den Müller sah, sich auf's Neue bestätigte,

führte bald den Gedanken herben, daß es der alte Reinhold wohl nicht lange mehr machen werde, und Marierose dann thun könne, was ihr Herz wünsche. Der Gedanke nun drängte sich so oft und so unwiderstehlich in Konrads Seele vor, bis er zur festen Hoffnung wurde; und der Liebende pflegte dieser Hoffnung desto sorgfältiger, je mehr sie seinen Liebesgram linderte. Der Schulmeister aber, sein ehemaliger Gönner, zu dem er immer noch großes Vertrauen hatte, wollte diese Hoffnung gar nicht billigen. „Siehst Du, mein Sohn,“ sagte er, „auf eines Menschen Tod warten ist an und für sich wohl keine Sünde, denn es ist der Weltlauf so, daß wir meistens Einer auf des Andern Tod warten müssen, und ich selbst habe auf den meines Vorgängers gewartet, als ich noch sein Adjunctus war. Aber eine gefährliche Sache bleibt es immer. Wenn man auf eines Menschen Tod wartet, so hält es schwer, demselben, was doch Christenpflicht ist, ein langes Leben zu wünschen: thut man nun solches nicht, so ist es eine Unterlassungssünde. Dann aber geschieht es auch leicht, daß man dem, auf dessen Tod man wartet, sogar den Tod wünscht; und das ist, wie Du wohl weißt, eine Begehungssünde. Endlich ist auch eine solche Hoffnung gar betrüglich. Daß der Müller an der Abzehrung leidet, ist keinem Zweifel unterworfen; aber ich habe selbst einen Better gehabt, der schon im vierzigsten Jahre schwindstüchtig war, und doch drey und sechzig alt wurde. Doch setzen wir auch den Fall,

daß besagter Müller nur noch ein halbes Jahr zu leben habe; so kann unter der Zeit immer noch ein Freier kommen, den die Tochter aus schuldigem Gehorsam gegen den Vater nehmen muß. Es wäre demnach wohl in alle Wege besser, mein Sohn, wenn Du Dein Dichten und Trachten wo andershin richtetest.“ Konrad vermochte es zwar nicht, diese Einwürfe seines alten Lehrers zu widerlegen, aber, weit entfernt, ihn auf andere Gedanken zu bringen, machten sie seine Hoffnung nur ungeduldiger. So oft er an Marierosen dachte, dachte er auch an das wahrscheinlich nahe Ende ihres Vaters. Freilich setzte er immer hinzu: „Ich will ihm den Tod nicht wünschen, aber, wenn es der liebe Gott so fügt, wer kann das wider?“ Aber dieser Zusatz war doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Heuchelei gegen sich selbst.

„Bruder,“ sagte die Schulzin zum Müller, „die Sache mit Deiner Tochter fängt mir an, bedenklich zu werden: sie zehrt sich augenscheinlich ab, und es wäre doch entsetzlich, wenn sie der Gram in ihren schönsten Jahren wegraffe.“

„Narrenspoffen! Unkraut verdirbt nicht — und vollends vor Liebe — das wäre was Neues!“

„Gar nichts Neues: man hat der Beispiele. Erinnerst Du Dich noch an Fleischers Guse in Seifersdorf, die wir doch Beide in unserer Jugend recht gut gekannt haben? Wenn es nun mit Marierosen eben so ginge?“

„Wäre auch kein großer Schade — ein so un-

gerathenes Ding, das sich sein Glück verschlagen hat, weil ihr Herz an einem Bettler hängt."

"Bruder, versündige Dich nicht! Unser Herrgott könnte Dich strafen, und Dir das einzige Kind wegnehmen. Ach! Hätte mir nur der Himmel eine Tochter geschenkt! Möchte sie doch heirathen, wen sie wollte, wenn es nur ein ehrlicher und ordentlicher Bursche wäre, wie der Konrad." Ueberlege es doch ja recht, Bruder, ehe es zu spät ist. Du gehst nun schon stark auf die Sechzig los, und bist kränklich".

"Das ist nicht wahr! Ich bin gesund, ich bin nie gesünder gewesen, als jetzt. Ich sehe es wohl, ich sehe es. Ihr wartet auf meinen Tod: aber, Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, so wahr ich lebe, Ihr sollt Euch gewaltig schneiden."

"Nein, Bruder Christoph, der Himmel schenke Dir ein langes Leben! Aber wir sind Alle sterblich; auch an Dich wird die Reihe kommen, und Du kannst nichts mit von hinnen nehmen".

"Nichts — gar nichts — es ist wahr; und weil es wahr ist, wollte ich lieber, ich wäre gar nicht auf die Welt gekommen. Schlimm genug, daß ich nichts mitnehmen kann; aber einem Bettler mein mühsam Erworbenes in den Rachen werfen, das wäre noch zehnmal schlimmer. Ich will keinen Schwiegersohn, der mich des Tages zwanzigmal angafft, um zu sehen, ob ich nicht eine Kunzel mehr gekriegt habe oder gelber geworden bin, und der seine Freude nicht verbergen

kann, wenn ich einmal huste, kurz, der es nicht erwarten kann, mich auf der Bahre zu sehen.“

„Das wäre ein grundschlechter Mensch, und also würde er dasselbe thun, wenn er auch reich wäre.“

„Nein! Der Reiche wird die Zeit erwarten, denn er hat Geld, und ist an Geld gewöhnt.“

„Dann wird er Dir es auch nicht danken, wenn er es einmal von Dir kriegt.“

„Er soll es mir auch nicht danken. Was habe ich von seinem Dank, wenn ich in der Erde liege? Und wenn er es mir dankt, so geschieht es doch nur in der Freude seines Herzens über das Geld, und ich will mich nicht mein Leben lang im Schweiß meines Angesichtes geplackt haben, um einem steinfremden Menschen Freude zu machen.“

Um ihrem Bruder zu beweisen, daß Konrad nicht des Geldes wegen um Mariarosen freite, erzählte sie ihm die Begebenheit mit der Müllerswittwe in Probsthain.

„O der Dummkopf! Der verrückte Narr!“ rief der Müller, „hätte sich so warm setzen können, und hat nicht gewollt! Es ist erlogen; es giebt wohl recht dumme Menschen, aber so dumme nicht. Wenn es wahr ist, so ist er ein Taugenichts, der Geld und Gut nicht zu schätzen versteht. Und dem sollte ich meine Tochter geben? Daß er in drey Jahren durchbrächte, was ich in dreyßig mühselig zusammengebracht habe, es verschleuderte, durch die Gurgel jagte, sein Weib sitzen ließe, in die Stadt ließe, in Weinhäuser, zu läuderlichen Frauvölkern? Nimmermehr! Ich will ein Ende machen. Wenn ich

das Gepfeife des Tagediebes noch einmal höre, so bringe ich meine ungerathene Tochter nach Goldberg zur Muhme; da wird sie schon Jesum Christum erkennen lernen. Und nun gehe Du in Gottes Namen Deiner Wege; ich will nichts mehr davon hören.“

Die Schulzin ging betrübter weg, als sie gekommen war. Die Drohung des Bruders hatte sie sehr erschreckt: denn sie wußte, daß die arme Marierose bey der bösen Muhme und ihren Närrinnen von Töchtern die Hölle auf Erden haben würde. Sie besuchte also im Vorbeygehen die alte Brünig, erzählte ihr, was vorgefallen war, und ließ den abwesenden Konrad durch die Mutter bitten, sein Flöteblasen einzustellen, wenn er nicht der Geliebten noch mehr Kummer machen wollte, als sie schon hätte.

„O der abscheuliche alte Neidhard!“ rief Konrad aus, als sich die Mutter ihres Auftrags entledigt hatte. „Will er uns auch diesen Trost nicht gönnen? Habe ich denn etwa Gassenhauer geblasen? Waren es nicht lauter Gotteslieder?“

„Ja wohl,“ redete die Mutter dazwischen, „lauter erbauliche Melodien. Aber der alte Geißhals fragt nichts nach Gott und nach Menschen.“

„Ich kann es auch bleiben lassen“ sagte Konrad mit verbissenem Grimm, und schleuderte die Flöte, die er eben in der Hand hatte, mit solcher Gewalt gegen die Thürpfoste, daß sie in Stücken sprang. Die erschrockene Alte schmähelte heftig; er aber las ruhig die Stücke zusammen, indem er sagte: „die ist hin, und

der graue Satan wird auch nicht ewig leben.“ Damit ging er zur Thüre hinaus.

Den Berg hinab, das Dorf entlang, schlich Konrad in der beginnenden Abenddämmerung, ohne eigentlich zu wissen, wohin er wollte, denn seine Seele war heftig bewegt. Endlich kehrte er wieder um, und trat in die Schenke. Niemand war da, als der Todtengräber, der nach vollendetem Tagewerk sich hier götlich that. Redseelig, wie er war, ließ er sich in dem Gespräche, das er mit dem Wirth angeknüpft hatte, durch Konrads Eintritt nicht stören: „Gevatter,“ sagte er zu dem Wirth, „das versteht Ihr nicht; aber wir, die wir der Kirche dienen, wir wissen, wie und warum.“

„Nun gut, Gevatter,“ versetzte der Wirth, „wenn Ihr es wißt, so könnt Ihr es ja unser Eiem erklären.“

„Euch erklären? Davor behüte Euch Gott! Ihr seyd kein Kirchendiener, Euer Gehirnkasten ist nicht eingerichtet für solche Dinge. Man soll auch überhaupt von dergleichen nicht viel, am wenigsten jetzt in der heiligen Zeit, sprechen. Aber so viel will ich Euch sagen, in der heiligen Zeit haben auch die Seelen gleichsam Feiertage, und können allein umhergehen, wenn die Leiber schlafen; so ist es auch mit den Todten, und sogar mit den bösen Geistern; deshalb, sage ich, spukt es in dieser Zeit mehr, als sonst.“

„Aber der Herr Pfarrer predigte doch neu-
lich“

„Laßt den Pfarrer predigen, laßt ihn predigen; aber hört den Todtengräber. Der Pfarrer liegt auf dem Ohre und schläft; ich handthiere oft des Nachts auf dem Kirchhofe, wenn der Arbeit zu viel wird. Ich sage nichts weiter; aber der Todtengräber hat die Geister weg, darum gehört auch ein starkes Gemüth dazu. Nur so viel will ich sagen. Geht nur in nächster Christnacht um zwölf Uhr hin, und stellt Euch an die große Kirchthüre. Da werdet Ihr Alle kommen sehn, die künftiges Jahr daran glauben müssen, Männer und Weiber, schwarz, nur die Weiber mit dem weißen Leichentuche darüber, jedes mit einem Lichte. Wann sie drin sind in der Kirche, ist sie ganz erleuchtet; aber mit dem ersten Hahnenschrey ist Alles verschwunden.“

„Habt Ihr das schon einmal mit angesehen?“ fragte Konrad den Todtengräber.

„Behüte der Himmel,“ versetzte dieser, „das wäre sündlicher Vorwitz. Aber die Kirche habe ich erleuchtet gesehen, und daß es so geschieht, weiß jedes Kind.“

Er sprach noch weiter mit dem Wirth über diesen Gegenstand; aber Konrad trank schnell sein Glas aus, und ging. Es kam ihm vor, als schritte Jemand durch den Nebel hinter ihm drein, und spräche unablässig: Das mußt Du thun, Konrad, das mußt Du thun! Und je schneller er ging, desto deutlicher hörte er diese Stimme. Still und hastig verzehrte er das Abendbrot, und die Mutter hörte diesen Abend kein anderes

Wort von ihm, als die gute Nacht, die er ihr früher, als gewöhnlich bot. Die Vorstellungen und Gedanken, die des Todtengräbers Reden in ihm angeregt hatten, bemächtigten sich seiner so ganz und gar, daß er es nicht einmal gewahr wurde, als die Zeit erschien, wo er sonst sein Abendlied zu blasen pflegte, und daß er noch wachte, als die Nacht sich vom Tage schied.

Marierose, durch ihre Base von Allem unterrichtet, wußte, daß die Flöte sich nicht mehr würde hören lassen, ja sie mußte es wünschen; dennoch horchte sie ein Weilchen, als sie das Licht ausgelöscht hatte, auf die gewohnten und ersehnten Klänge; da aber Alles still blieb, ward sie ganz trostlos, und brach in helles Weinen aus. Es schien ihr, als hätte sie bis jetzt immer noch einige Hoffnung gehabt; als sey aber nun mit dem Verstummen der Flöte auch der letzte Funke erloschen.

4.

Seit diesem Abende war Konrad ein Träumer. In sich gekehrt ging er umher, und sprach fast mit Niemand mehr, geschweige denn, daß er, wie sonst, die Nachbarn besucht, und ihnen hier und da bey der Arbeit geholfen hätte. Der Gedanke oder vielmehr schon der Wunsch, durch das Wagstück in der Christnacht zu erfahren, ob ihn nicht endlich das künftige Jahr von seinem Widersacher befreien, und dadurch das einzige Hinderniß seines Glückes heben werde, beschäftigte ihn vom Morgen bis zum Abend. Er

Konnte nicht begreifen, wie er nicht früher daran gedacht hatte, da ihm schon von Kindheit an die Sache gar wohl bekannt gewesen war. Den Muth, das Wagstück zu bestehen, fühlte er in sich; was die Leute sagen würden, wenn es ja herauskäme, kümmerte ihn wenig: denn es kam ihm vor, als hätte er durch den Bruch seiner Flöte mit der ganzen Welt gebrochen, als gingen ihn die Menschen und er die Menschen nichts mehr an. Freilich Marirose, mit der hatte er nicht gebrochen; was würde sie sagen, wenn es ihr zu Ohren käme? Aber wie sollte es denn? Wer würde sich in der Geisterstunde, und zumal in dieser Nacht, auf den Kirchhof wagen? Und gesetzt auch, so konnte sie es doch höchstens nur für eine sträfliche Neugier halten; daß es ihres Vaters wegen geschehen wäre, wie hätte sie das jemals errathen sollen? Es blieb also nur die einzige Bedenklichkeit, ob es Sünde sey. Aber, dachte er, gießen nicht die Mädchen an diesem Abende Blei? Spannen sie nicht ungeneigte Fäden vor die Hausthüre? Werfen sie nicht den Schuh hinter sich nach der Thüre zu? Sehen sie nicht in den Ofentopf voll Wasser? Und ist das Alles nicht gerade so viel? Jeder will wissen, was ihm widerfahren wird; aber er stellt es am Ende doch dem lieben Gott anheim, wie er es fügen will. Ich habe dergleichen beym Schulmeister, ja sogar beym Pfarrer thun sehen, aber nie gehört, daß es der Eine oder der Andere für sündlich gehalten hätte.

Auf diese Weise hatte Konrad den heiligen Abend herangeträumt, ohne zu einem festen Entschlusse ge-

Kommen zu seyn. Am Morgen besorgte er noch ziemlich gefaßt Alles, was ihm die Mutter an häuslichen Berrichtungen auftrug; aber nach dem Essen ergriff ihn eine qualvolle Unruhe, und wuchs mit jeder Viertelstunde, um die der Tag älter wurde. Er konnte bald nicht mehr ausbauern im Hause, noch überhaupt zwischen menschlichen Wohnungen: es trieb ihn hinaus in die offene Flur. Der gelinde Frost schien in Thauwetter übergehen zu wollen, denn eine dichte Wolkendecke verbarg den Himmel, und breite Schneeflocken spielten mehr in der Luft, als daß sie zur Erde herabgefallen wären. Konrad hatte gehofft, es würde ihm im Freien besser werden; aber er war nun nicht im Freien, denn die verdunkelte Luft beschränkte seinen Blick: keiner der Gegenstände, deren Anblick ihn sonst immer ermuthigt hatte, weder der Grädißberg, den er schon in der Kindheit als Wetterpropheten lieb gehabt, noch der Spizberg, noch das höhere Riesengebirge, war seinem Auge sichtbar. Je mehr in der düsteren Beschränkung seine Spannung sich in Schmerz auflösete, desto langsamer schritt er durch die öden Felder, und setzte sich endlich am Eingange eines Gebüsches nieder. Rings um ihn herrschte tiefe Stille, Nebel und Schnee verhüllten sein Auge: es kam ihm vor, als wäre er allein auf der Welt; und in der That, der Mensch ist allein, wenn Etwas, das keine Mittheilung verstattet; seine Brust bewegt und quält.

Konrads Gedanken richteten sich auf die Vergangenheit. Heute vor zwey Jahren war ein glücklicher

Tag gewesen: da hatte ihm Marierose als Wirthin des Hauses ein seidenes Halstuch und eine herrliche Tabakspfeife bescheeren lassen; und dieser Tag war eigentlich der Geburtstag ihrer gegenseitigen Liebe zu nennen. Dann war eine fröhliche Zeit gefolgt, in der die Liebe herangewachsen war, wie ein gesundes rothbackiges Kind. Was für herrliche Ostern hatte er damals gesehen, und noch herrlichere Pfingsten! Welch eine fröhliche Kirmes, wo er zuerst Marierosen seine Liebe erklärt, und sie die ihrige ihn hatte errathen lassen. Aber dann war das letzte Glück, der erste Kuß, gekommen, und seitdem nichts mehr, als Mißmuth und Gram; und das schon dreizehn Monden lang. Wie viele Monden konnten nun noch vergehen, ehe es besser würde! Viele noch; vielleicht noch Jahre. Niemand konnte ihm diese schmerzlichen Zweifel benehmen, Niemand, als vielleicht die Geister dieser Nacht.

Durch die Rückkehr seiner Gedanken zu diesem Gegenstande aufs Neue beunruhigt, stand Konrad auf, und ging ziellos weiter. Wenn es nun Marierose doch erführe, wie leicht könnte sie dann die Wahrheit errathen, und wie sehr würde sie das kränken! Nichts würde ihn über diese Kränkung der Geliebten trösten, wenn er, was doch möglich wäre, den Müller nicht sähe. Und darum sollte er Gott versuchen? Denn daß es Gott versuchen heiße, konnte er mit allem Verstande seinem Gefühle nicht abstreiten. Wie leicht konnte ihn der Himmel für seinen gottlosen Vorwitz

strafen und ihn mit einer Erscheinung äffen, die ihn um Sinne und Verstand brächte. Je mehr er diesen Gedanken sich hingab, desto einleuchtender wurde es ihm, daß sein Wunsch nur eine Eingebung des bösen Feindes sey, und desto fester nahm er sich vor, ihm zu widerstehen. Der Schnee hatte aufgehört, und wiewohl es schon zu dämmern begann, sah er doch, daß er sich in der Nähe von Neudorf befinde. Um der Versuchung desto sicherer auszuweichen, beschloß er, hineinzugehen, und den Abend bey einem Wetter zuzubringen, der vor mehreren Jahren durch eine vortheilhafte Heirath aus einem armen Knechte ein wohlhabender Bauer geworden war.

Man zündete eben Licht an, als Konrad das Dorf erreichte. Der Wetter und seine Ghewirthin empfangen ihn mit Herzlichkeit, und er gab vor, in Edwenberg gewesen zu seyn, um einen Dienst zu suchen, und sich dabey verspätet zu haben. „Nun,“ sagte der Wetter, „zum Abendessen kommst Du doch daheim nicht mehr zurecht; also bleib hier, iß mit uns, und dann kommst Du immer noch bey guter Zeit nach Hause; ich denke auch, die Nacht wird hell werden.“ Konrad, der diese Einladung gewünscht hatte, nahm sie bereitwillig an. Das Essen wurde bald gebracht: es bestand in Wurst und Braunkohl, und in Karpfen: auch an schicklichem Getränke fehlte es nicht. kaum war man damit zu Ende, so ließ sich draußen ein Ruhglöckchen hören. „Das Christkind! Das Christkind!“ sagte die

Mutter zu den beiden Ältesten, einem Knaben und einem Mädchen, „geschwind in die Kammer!“ Die Kleinen flogen der Kammer zu, und wurden eingeschlossen. Nun legten die Ältern die Christbescheidung aus: zuerst für jedes der beiden Kinder einen Weihnachtsbaum, von einem Fichtenzweige gemacht, durch brennende Wachsstockendchen erleuchtet und mit vergoldeten Äpfeln und Nüssen behangen; dann Spielsachen, für den Knaben ein Steckenpferd von rothem Leder, mit grünem Geschirr, und eine hölzerne kleine Trompete, aber dabey auch das ernste A b c mit vergoldeten Deckeln und dem gewaltigen Hahne auf der letzten Seite; für das Mädchen eine Puppe in Bauertracht, und einen bunt bemalten Kuckuck; dann Naschwerk, Pfefferkuchen von verschiedener Größe, Soldaten und Frauen, Wickelkinder und Fische vorstellend. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, und Knecht und Magd mit kurzem, aber herzlichem Dank das Ihrige genommen hatten, wurden die Kinder ihrer Haft entlassen. Das war eine Freude und ein Jauchzen, ein jubelndes Durchmustern ihrer Geschenke, ein Lobpreisen und bringendes Vorzeigen derselben an alle Gegenwärtigen, um auch von diesen das gewünschte Lob zu hören! Der Knabe versuchte sein Pferd, das er für besser hielt, als den Fuchs des Vaters, und dabey stieß er in die gellende Trompete; das Mädchen ließ den Kuckuck rufen, oder tanzte mit ihrer Puppe in der Stube herum. So dauerte der Jubel wohl eine Stunde lang, bis der Mutter Ermahnung,

und da diese nicht gleich gehört wurde, des Vaters durchgreifender Befehl die Kleinen zu Bette trieb.

Konrad hatte an dieser Scene nur den Antheil genommen, den ihm die Kinder abgezwungen, denn er war versunken in die Vorstellung, daß er nun auch bald mit Marierosen einen solchen Abend feiern könnte, wenn ihm das Glück so wohl gewollt hätte, wie dem Better. Wirth und Wirthin hatten ihn über der Beschäftigung mit den Kindern fast vergessen; als nun aber diese hinausgebracht waren, sagte der Bauer: „Nun, Better, Du bist ja ganz still geworden: ja freilich, ein Junggesell ist an den Lärm des kleinen Bölkchens nicht gewöhnt; aber unser Einem thut er wohl.“ — „Ja,“ erwiderte Konrad, „wem es der Himmel so gut hat werden lassen!“ — „Gewiß,“ sagte der Better, „es ist ein gut Ding, Hausvater zu seyn. Du kannst mir's glauben, wenn ich auch noch einmal so viel arbeiten müßte, als ich arbeite, und ich hätte im ganzen langen Jahre keinen Feiertag, als diesen, so sollte es mich doch nicht verdrießen. Das wirst Du selber sehn, thu' mir es nur nach.“ — „Ja!“ sagte Konrad, „wenn das so auf unser Einen ankäme!“ „Ach, es ist ja wahr: wir haben uns wohl lange nicht gesehn; aber gehört habe ich es, daß es mit Deiner Liebshaft hapert. Nun freilich, da hilft nichts, als Geduld; es ist ja noch nicht aller Tage Feierabend.“ Die Wirthin kam zurück: die hölzerne Wanduhr schlug neun; Konrad dankte, Abschied nehmend, für alles genossene Gute, und ging.

Die Nacht war heller geworden, und der Frost stärker; ein kalter Ostwind hatte sich erhoben, und fing an, die Wolkendecke zu lichten, so daß schon der Vollmond, wenn auch noch durch erhellenen Nebel, sichtbar wurde. Da Konrad durchaus nicht vor Mitternacht nach Hause kommen wollte, zog er die Heerstraße dem kürzeren Wege vor. Er hatte den Wind, der immer stärker und schneidender wurde, im Gesichte, und wie fest er sich auch in seinen Mantel einwickelte, so fühlte er sich doch so durchfroren und erschöpft, als er bey dem Gräbiger Wirthshause anlangte, daß er beschloß, daselbst einzukehren. Der Wirth saß ganz allein am Ofen; Konrad setzte sich zu ihm, forderte ein Glas Brantwein, und dann ein zweytes, als er fühlte, wie wohlthätig ihn dieß Getränk erwärme, dem er sonst nicht besonders hold war; ja es kam sogar zu einem dritten, als ihn der Wirth durch das alte Sprüchwort: Aller guten Dinge sind drey, dazu aufmunterte. Er war viel zu sehr in seinem Innern beschäftigt gewesen, um die äußere Zeit zu bemerken. „Wie spät ist es?“ fragte er den Wirth, als er das dritte Glas getrunken hatte. — „Das weiß der liebe Gott,“ versetzte dieser: „was geht es auch mich an? Es wird zu rechter Zeit Morgen werden.“ — „Habt Ihr denn keine Uhr?“ — „Da wäre ich wohl ein Narr! daß mir die Bauern an Sonn- und Festtagen aus Furcht vor ihren Weibern davonliefen, wenn sie es zwölf schlagen hörten, und ich um meinen besten Verdienst käme, wenn sie noch nüchtern gingen?“ In diesem

Augenblicke kamen Spielleute aus der Stadt, die sich während der Feiertage Etwas auf dem Lande verdienen wollten. Konrad erkundigte sich bey diesen nach der Zeit, und sie meinten, es wäre gegen Mitternacht. Er bezahlte also seine Beche, und brach auf.

Konrad hatte noch eine Stunde zu gehen; also war gewiß Mitternacht und damit auch die Gefahr vorüber, wann er nach Hause kam. So war er denn aufs Neue oder vielmehr immer noch in der Wüste des fruchtlosen Hoffens und Harrens: der langweilige Wechsel von leeren Tagen und unruhigen Nächten sollte sich abermals erneuen. Seine Unterlassung fing an ihn zu reuen; die Gründe, die ihn zuerst zu dem Wagstück angetrieben, und es in seinen Augen gerechtfertigt hatten, schienen ihm jetzt unumstößlich, und er schrieb seine Sinnesänderung nun seiner Feigherzigkeit zu. Der Unwille über sich selbst beschleunigte seine Schritte; und er war eine gute halbe Stunde gegangen, als ihn der nun heller scheinende Mond den Adelsdorfer Kircthurm erblicken ließ. Der Weg ins Dorf hinab führte an der Kircthofmauer vorbey. Er hatte diese kaum erreicht, da schlug die Thurmuhre; er zählte; es war elf. Indem er noch zweifelnd sich bemühte, am Zifferblatt die Stunde zu erkennen, ertönte jenseits auf dem Berge das Wächterhorn; er zählte abermals, es war elf. Da faßte es ihn wie mit Riesengewalt, und ehe sich irgend ein Gedanke in ihm gebildet hatte, stand er innerhalb der Mauer der großen Kirctthüre gegenüber. Die Himmelsbedcke hatte



sich in einzelne, vorüberziehende Wolken aufgelöst, die dann und wann den Mond verbunkelten; dann aber trat er wieder in aller seiner Klarheit hervor, und die Leichensteine, aufgerichtet und liegend, nahmen wunderliche Gestalten an in seinem betrüglischen Lichte. Die hohen, dürrn Linden, deren Aeste und Zweige mit Schnee bedeckt und mit Eiszapfen behangen waren, standen wie riesenhafte Armleuchter an der Kirchhofmauer, und strahlten und blitzten im Mondschein. Aus dem Schallloche des Thurmes, wo sie saß, kreischte dann und wann die Gule herab; aus dem Dorf herauf scholl bald näheres, bald ferneres Hundegeheul; dann herrschte wieder Minuten lang Todtenstille auf und außer dem Felde des Todes, und nur der laute Pendelschlag der Thurmuhre führte die Zeit weiter. Konrad fühlte nur einen vorübergehenden Schauer: seine Seele war zu sehr von Erwartung erfüllt, als daß irgend ein anderes Gefühl hätte Raum darin finden können. Um sich dem scharfen Winde zu entziehen, setzte er sich an die Innenseite eines der hohen abgestuften Strebepfeiler, zwischen denen sich der Haupteingang zur Kirche befand, und, in seinen Mantel gehüllt, harrete er der Dinge, die da kommen sollten.

Schon ziemlich lange hatte Konrad geharret, da verfinsterte plötzlich eine rabenschwarze Wolke den Mond, und die Erde versank in Nacht; in derselben Minute blieb die Thurmuhre stehen; die Gule verstummte, das Geheul der Hunde schwieg, aber der Wind ward so stark, daß man sein Pfeifen hörte. Wieder nach ei-

ner Weile sprang die Kirchthür auf, und eine hochbrennende Kerze, von Niemand getragen, schwebte hervor der Kirchhofmauer zu. Bey ihrem Lichte nun erblickte der Harrende erst eine Anzahl Männer, schwarz gekleidet, mit leichenblassem Antliß, mehrere Weiber, bleich, wie die Männer, auch schwarz angethan, wie diese, nur darüber noch in das weiße Leichenhemd der Leidtragenden gehüllt. Jedes hielt eine kleine Kerze in der wachsblichen Hand, und zündete sie an der großen, umherschwebenden an. Die Kerzen flackerten nicht, trotz des Windes, die Kleider und Gewänder blieben unbewegt trotz seines Wehens; die Schritte der in langer Reihe Nahenden tönten nicht. Je Einer und Einer gingen sie an Konraden vorüber in die Kirche; ihre Züge waren ihm nicht fremd, doch konnte er sich nicht besinnen, wem sie angehörten; nur den letzten erkannte er bestimmt, Reinhold, den Müller. Er wollte vor Entzücken über die fröhliche ihm gewordene Hoffnung aufspringen; aber eine unsichtbare Macht hielt ihn am Boden fest. Die Reihe der Frauen begann; ihr Antliß war von dem Leichenhemde fast bedeckt; nur der Letzten todtenbleiches Gesicht war unverhüllt; Konrad erkannte sie, es war — seine Geliebte. Er wollte aufschreien in seinem Entsetzen, er fand keine Stimme in der Brust; er wollte sich aufraffen, die Glieder versagten ihm den Dienst. Durch die offen gebliebene Thüre sah er in die erleuchtete Kirche; die nächsten Opfer des Todes saßen unbeweglich in ihren Stühlen, und schienen zu beten. Auf ein-

mal schloß sich krachend die Thüre: der Zauber war gelöst: Konrad sprang auf. Alles war wie vorher: der Mond schien hell, die Thurmuhre ging. In dem Augenblicke, wo sie Eins schlug, trat ein Mann, um den Pfeiler herum kommend, vor Konrad: es war der Todtengräber mit Schaufel, Spaten und Hacke auf der Schulter; er wollte der folgenden Feiertage wegen die Nacht benutzen, um für den alten am Nachmittag gestorbenen Dorfhirten ein Grab zu machen. „Konrad!“ rief der erstaunte Todtengräber aus; aber dieser stürzte fort, ohne ein Wort zu erwiedern.

Von dem innern Schrecken getrieben, eilte Konrad über das Wasser, den Berg hinauf nach seinem Hause. Die Mutter hatte, nur in dem alten Sorgenstuhle nickend, auf ihn gewartet. „Herr Jesus!“ rief sie aus, als sie ihm die Thüre geöffnet hatte, „wo bist Du gewesen?“ und die Lampe höher hebend, fuhr sie fort: „Ach Du mein himmlischer Vater! Konrad, Du siehst ja aus, als kämest Du gerades Weges aus dem Grabe! Was ist Dir denn widerfahren?“ — „Nichts, Mutter, gar nichts: gute Nacht!“ antwortete er kurz und schnell, und ging in seine Kammer hinauf. Erst gegen Morgen erlag er der Erschöpfung, und fand einige Erholung, wenn nicht im Schlafe, doch in einer Art von Betäubung. Als er erwachte, hörte er die Glocken, die zur Kirche riefen. „Man läutet ihr zu Grabe, und ich bin Schuld an ihrem Tode!“ sagte er in sich hinein, und die schreckvollen Erinnerungen ließen ihm keine Ruhe mehr. Er

kleidete sich an, um wieder hinaus ins Freie zu gehen; aber die Mutter, die seine Erschöpfung merkte, hielt ihn zurück, und sie brachten den heiligen Tag einsam, er als Kranker, sie als Pflegerin, mit einander zu.

5.

Dem Todtengräber war unterdessen sein Geheimniß recht schwer geworden. Daß er es gleich nach vollendeter Arbeit zu Hause seinem Weibe mittheilte, war nur eine geringe Erleichterung. Sobald also nach dem ersten Geläut einige Kirchgänger auf dem Gottesacker erschienen, bildete er sich einen Kreis von Zuhörern, und erzählte, wie und warum er gleich nach dem ersten Hahnenschrey auf den Kirchhof gekommen, wie er Brünigs Konrad an der großen Kirchenthüre, und zwar ganz verstört, gefunden, wie, nach seiner schlechtesten Meinung, der Bursche keine andere Absicht gehabt, als zu sehen, wer im nächsten Jahre im Kirchspiel sterben würde, wie dieß um so glaublicher sey, da er selbst, der Todtengräber, vor einigen Tagen mit ihm über die Sache gesprochen, was der Schenkwrith bezeugen könne, und wie seine Verstörtheit und Flucht jedem Vernünftigen beweiße, daß er leider seine Absicht erreicht, und die künftigen Todten gesehen habe. Er hoffe," fügte er hinzu, „ein Esel, geschweige denn jeder seiner guten Freunde und Nachbarn, werde sich leicht denken, wen eigentlich der verwegene Bursche

habe sehen wollen. Jeder Freund und Nachbar, jede Freundin und Nachbarin war denn auch wirklich gescheidt, und dachte an den Müller; denn Konrads Liebeshandel war allgemein bekannt, und der geizige Müller wenig beliebt. Die Zuhörer des Todtengräbers verbreiteten nun die Geschichte unter die später Ankommenden; sie war zu schauerhaft, als daß ihr irgendwo ein Zweifel hätte entgegentreten sollen; Konrads und seiner Mutter Abwesenheit, so wie das tieffinnige Wesen, das man in der letzten Zeit an jenem bemerkt hatte, dienten zur Bestätigung; und schon zu Mittage war kein Kind mehr in der ganzen Kirchfahrt, das nicht um die Geschichte gewußt hätte.

Der Müller hatte, wie gesagt, wenig Freunde, und so erzählten ihm denn zwey Nachbarn mit durchblickender Schadenfreude, was geschehen; ja der dritte, dessen Erzählung Reinhold abwies, sagte ziemlich offenherzig: „Se nun, Meister! Einmal müssen wir Alle daran: heute mir, morgen Dir.“ Der Müller nahm daraus wohl ab, daß es bey Konrads Wagstück vorzüglich auf ihn abgesehen gewesen seyn möge; aber ihn konnte er doch nicht gesehen haben, da er zuverlässig im nächsten Jahre noch nicht sterben werde. Jedoch beschloß er, bey der nächsten Gelegenheit den ruchlosen Burschen scharf ins Auge zu fassen.

Noch an demselben Abende besuchte eine dienstfertige Nachbarin die alte Brünig, und theilte ihr bey dem Weggehen an der Hausthüre noch mit, was die Leute sich erzählten, sie aber natürlich nicht glaube. Die er-

schrockene Mutter stellte sogleich den Sohn zur Rede; er leugnete es aber: er sey in Neudorf bey dem Beter gewesen, habe sich dort verspätet, dann verirrt; als er nach Mitternacht bey dem Kirchhof vorbegegangen, habe er aus bloßer Neugier sehen wollen, ob die Kirche wirklich, wie die Leute glauben, erleuchtet sey, habe aber nichts gesehen, und eben gehen wollen, als der Todtengräber gekommen, vor dem er erschrocken sey. Er fand aber bey der Mutter keinen Glauben; noch weniger fand diese welchen bey den Freundinnen und Nachbarinnen, wenn sie sich gleich des Sohnes wegen stellte, als glaubte sie es selbst.

Konrad hielt es für nothwendig, den zweyten Feiertag in die Kirche zu gehen, wiewohl ihn bey dem Gedanken an Kirche und Kirchhof ein Schauer überlief. Es entging ihm nicht, wie die bejahrteren Männer, besonders aber die Frauensleute ihn mit Aengstlichkeit zu vermeiden suchten, und wenn sie dieß nicht konnten, wenigstens das Gesicht abwendeten, aus Furcht, in seinen Blicken ihren nahen Tod zu lesen. Selbst die Jüngeren wichen scheu zurück, denn, wenn sie auch nicht mit jenen fürchteten, so kam ihnen ein Mensch, der Geister gesehen hatte, doch unheimlich vor. So allein gelassen, stellte er sich dicht an die Kirchhofspforte, um Marirosen zu erwarten, sie, wie er sich vorgenommen hatte, recht freundlich zu grüßen, um ihr die Gelegenheit zu bösen Gedanken zu nehmen. Als sie aber eintrat mit der Todtenblässe, die theils von dem früheren Grame, theils von der letzten durchweinten Nacht her-

rührte, fuhr er, vom Schreck überwältigt zurück, und war keines Lautes zu einem Grusse mächtig. Auf eine ähnliche Weise geschah es ihm mit dem Müller, der sich mit Absicht und plötzlich in seinen Heimweg stellte. Der Schreck des jungen Menschen verursachte dem alten Manne einen zehnmal größern Schrecken: er war für ihn beweisend, daß Konrad ihn gesehen habe, und also sein Tod im Laufe des nächsten Jahres unvermeidlich sey.

Konrad verlebte fortan unglückliche Tage. In sein Inneres kam keine Ruhe: immer und überall verfolgte ihn das Gespenst der Geliebten, das ihm jene unglückselige Nacht gezeigt hatte, immer peinigte ihn der Gedanke an ihren nahen, unabwendbaren Tod, immer bürdete ihm sein Gefühl die Schuld ihres Todes auf, wie sehr sich auch der Verstand bemühte, ihn zu entschuldigen. Neuerlich ging es ihm nicht besser: Alle flohen ihn, denn die Reden der Vernünftigeren fanden kein Gehör, und diese Vernünftigeren machten ihm Vorwürfe über seinen sündlichen Vorwitz. Selbst an seiner Mutter wurde er gewahr, daß sie ihn mit einer gewissen Scheu betrachtete, die Augen niederschlug oder wegsah, wann seine Blicke auf sie fielen, und immer einsylbiger mit ihm wurde. Diese unglücklichen Umstände flößten ihm den Gedanken ein, seine Heimath abermals zu verlassen: hatte er doch hier eben so wenig, wie anderswo, irgend eine Hoffnung, seit er wußte, die Geliebte gehe dem Grabe zu.

Marierose war nicht glücklicher. Die Todesfurcht ihres Vaters, der nie in gefunden, viel weniger im franken Zustande, der Ergebung fähig war, ging in Wuth und Ingrimm über. Heftige Ausbrüche erfolgten oft gegen die arme Tochter: er schalt Konraden einen ruchlosen Buben, seinen Mörder, sie ein Rabenkind, das dem leiblichen Vater den Tod wünsche, und vermuthlich den abscheulichen Taugenichts zu seinem verruchten Unternehmen aufgemuntert habe. Marierose verantwortete sich niemals, aber immer schmerzlicher schwell ihre Brust vor Gram. Ohnehin hatte schon Konrads Benehmen, verbunden mit der Wahrsagung des Ruckucks, sie auf den Gedanken gebracht, Konrad habe auch sie gesehen; und da sie sein Wagstück für höchst sündlich hielt, auch ohne Schauder nicht daran denken konnte, so ward von dem Kampfe der Frömmigkeit und Furcht mit der Liebe ihr Herz gerissen.

„Base,“ sagte sie am Tage der drey heiligen Könige zu der Schulzin, „wenn Ihr wollt, daß ich noch einmal Ruhe finden soll auf dieser Welt, so sey so gut, und laßt Konraden zu Euch rufen; ich muß durchaus mit ihm reden.“ Die Base war sehr erfreut, ihrer armen Nichte, der sie sonst nicht zu helfen vermochte, diesen Dienst erweisen zu können; und Nachmittags kamen die jungen Leute bey ihr zusammen. „Konrad,“ sagte das Mädchen, was Du gethan hast, ist freilich gottlos, und Du hattest mich vergessen, als Du hingingst, Gott zu versuchen; aber ich

hoffe, Du wirst mir doch noch ehrlich antworten, wenn ich Dich frage: „Hast Du meinen Vater gesehen?“ Konrad hatte diese Frage erwartet, und sich vorgenommen, es der Geliebten zu gestehen. Das that er; aber kaum hatte er geendet, so trat das Mädchen näher, und mit der Heftigkeit der Angst sagte sie: „Du hast auch mich gesehen.“ Wie ein Donnerschlag trafen ihn diese Worte, auf die er durchaus nicht vorbereitet war; es schien ihm, als stände nicht die wirkliche Geliebte, sondern wieder ihr Gespenst vor ihm. „Fort! Fort!“ rief er zurückfahrend; und dann, sich wenigstens halb besinnend, stürzte er mit dem Ausruf: „Nein! Nein! Nein!“ zur Thüre hinaus. Nachdem sich die beiden Frauensleute von ihrem Schreck erholt hatten, ließ es sich die Schulzin angelegen seyn, ihre Nichte auf andere Gedanken zu bringen; das Mädchen aber achtete nicht darauf, sondern sagte: „Er hat mich gesehen, und der Ruckuck behält Recht.“

Konrad sah wohl ein, daß er sich verrathen hatte, und daß es ihm überhaupt nie möglich seyn würde, der Lüge den Schein der Wahrheit zu geben: diese Einsicht reifte seinen Gedanken, die Heimath zu verlassen, zum festen Entschlusse. Am andern Morgen nahm er die bestaubte Geige seines Vaters, und die Hälfte seines übrigen Geldes; die andere Hälfte desselben trug er der Mutter hinab. „Nehmt dieß,“ Mutter,“ sagte er, „und lebt wohl! Hier ist meines Bleibens nicht mehr; wenn es einmal besser werden sollte, will ich wiederkommen.“ Die Alte wunder-

te sich zwar, machte aber nur schwache Versuche, ihn zurückzuhalten, denn ihr selbst fiel mit seiner Abreise ein schwerer Stein vom Herzen. Konrad verließ also das Dorf, und gesellte sich einige Meilen davon zu einer Bande von Spielleuten, bey denen er sich sein reichliches Auskommen erwarb; aber innerer Friede war nirgends für ihn zu erwerben, und man nannte ihn, seiner Schweigsamkeit wegen, allgemein den stummen Musikanten.

Konrads Entfernung beruhigte den Müller nicht. Sein Uebel hatte durch die Erschütterungen der letzten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, und der Glaube an den nahen Tod drängte sich ihm immer fühlbarer auf. Dieß und die feste Ueberzeugung, daß Marirose den ruchlosen Konrad heirathen würde, sobald er selbst die Augen zugemacht hätte, steigerte seinen Haß gegen Beide. Er beschloß, seine Tochter zu enterben. Aber wem sollte er sein Vermögen hinterlassen? Der Schwester? Die hatte keine Kinder, und so fiel es am Ende doch wieder an seine ungerathene Tochter. Der Muhme in der Stadt? Die hatte er nie leiden können, und die Narrin würde es auf Puz für ihre hochmüthigen Affen von Töchtern verwenden. Den Armen? Die waren ihm stets im Grunde der Seele zuwider gewesen. Der Kirche? Dabey gewönne nur der Pfarrer und der Schulmeister, die er Beide haßte, weil sie nicht bey ihm mahlen ließen, er ihnen aber Opfer und Beichtgeld geben mußte. Niemand, dachte er endlich, Niemand soll es haben.

Reinhold hatte nie Geld ausgeliehen, aus Furcht, es zu verlieren; was man ihm hie und da noch schuldig war, zog er emsig ein, und was sich zu Gelde machen ließ, und ihm nicht unentbehrlich war, verkaufte er. Mehrere Nächte brachte er damit zu, diese nicht unbedeutende Summe an verschiedenen sichern Stellen seines Gehöftes zu vergraben. Auch die Mühle bot er zum Verkaufe aus, um den Kauffchilling ebenfalls der Erde anzuvertrauen, die seine einzige Erbin seyn sollte. Allein dieser Plan schlug fehl: die Krankheit, verstärkt durch die Entbehrung des Schlafes und die körperlichen Anstrengungen, warf ihn endlich nieder. Arztlichen Beystand hatte er immer von sich gewiesen, und wenn er ihn auch jetzt, da die Schwäche des Körpers auch den sonst eisernen Willen ansteckte, sich gefallen ließ, so war es doch zu spät. Fest aber blieb er im Hasse gegen seine unglückliche Tochter; wie kindlich liebend sie ihn auch pflegte; wie oft sie auch mit Thränen ihn um Verzeihung bat, so konnte sie doch nie ein väterliches Wort, vielweniger seinen Segen erlangen; auch das Zureden seiner Schwester, die er immer des Einverständnisses mit seiner Tochter und ihrem Geliebten beschuldigt hatte, blieb fruchtlos. Er starb in diesem Widerwillen gegen die Seinigen am Sonntage Judica.

Marierose verließ nun die väterliche Wohnung, und zog zu ihrer Base. Bedurfte ihr Glaube an ihren nahen Tod noch irgend einer Bekräftigung, so fand sie diese in dem Ableben ihres Vaters: denn war

schon eine Hälfte dessen, was die Christnacht geweissagt hatte, eingetroffen, warum sollte nicht auch die andere eintreffen? Es galt ihr nun für unumstößlich gewiß, daß sie des Jahres Ende nicht erleben werde; und ihr körperliches Gefühl gab diesem Glauben Recht. Langer Gram, Schreck, Grausen und Unwillen über Konrad hatten zwar die Liebe zu ihm in ihrem Herzen ausgerottet; aber sie hatten dieß nicht vermocht, ohne die Wurzeln des Lebens zu beschädigen. Das arme Mädchen zehrte sich sichtlich ab; und jemehr das Gefühl der hinschwindenden Lebenskraft mit ihrem Wahne übereinstimmte, desto mehr richtete sich ihre Seele auf Tod und Ewigkeit. Keine geistliche Handlung, die in der Kirche vorging, versäumte sie; jede Leiche begleitete sie zu Grabe; und wenn sie nicht ihrer Base in der Wirthschaft half, brachte sie die übrige Zeit mit Beten und mit Lesen der heiligen Schrift und geistlicher Gesänge zu. Die Bemühungen der Ihrigen, sie zu erheitern, oder wenigstens von ihren düstern Beschäftigungen abzulenken, blieben fruchtlos; die Ermahnungen und Zurechtweisungen des Pfarrers, der sie von dem Ungrunde ihres Wahnens überzeugen wollte, hörte sie nur aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn, ihrem Beichtiger, geduldig an; die Vorschriften des Baders befolgte sie nur aus Gehorsam und Gefälligkeit gegen ihre besorgte Base: aber in ihrem Innern bewirkte dieß Alles keine Veränderung. Doch war dieses Innere von keiner Furcht, von keinem Schmerz gequält: sie hatte im

Gegentheil die Aussicht auf das nahe Grab lieb gewonnen; sie starb gern; denn auf der einen Seite zeigte ihr das Leben nichts Wünschenswerthes mehr, und auf der andern war sie sich keiner Sünde bewußt, als der, ihren Vater durch die Liebe zu Konrad gekränkt zu haben; in Hinsicht dieser aber vertraute sie auf die Barmherzigkeit Gottes, und tröstete sich mit dem Gedanken, schon hier auf Erden ihre Schuld abgebußt zu haben.

So lange der Sommer währete, währete auch die Hoffnung ihrer Verwandten und Aler, die sie liebten; als aber im Herbst die Blätter fielen, fiel auch diese Hoffnung. Marierosens Uebel machte nun reizende Fortschritte, bald konnte sie die Stube nicht mehr verlassen. Erschreckt durch diese entscheidende Wendung, rief man sogar einen Doctor aus der Stadt zu Hülfe; der Mann schien sein Möglichstes zu thun; aber das zerstörte Leben war nicht wieder aufzubauen. Das Mädchen starb am zweyten Tage des Kirchweihfestes, in der Zeit, wo sie vor zwey Jahren durch Liebe erst eigentlich zum Leben erblüht war.

„Wenn Ihr Konraden jemals wiederseht,“ sagte sie vor ihrem letzten Einschlummern zu der Base, „so sagt ihm, daß ich ihm von ganzem Herzen vergeben habe.“

Niemand hatte während der ganzen Zeit Etwas von Konrad vernommen. Aber am Abende des Tages, wo sie Marierosen zu ihrer letzten Ruhestatt gebracht hatten, sah ihn der Schulmeister auf ihrem

Grabe sitzen, und hörte ihn folgende Verse aus einem alten Volksliede mit halblauter Stimme singen :

Sechß Träger die sind schon bereit,
sechß Träger die sind schon bereit
von lauter Silber
von lauter Silber
und schwarzer Seid'
und schwarzer Seid'.

Wie lange soll ich nun traurig seyn?
wie lange soll ich nun traurig seyn?
biß alle Wasser
biß alle Wasser
verlaufen seyn
verlaufen seyn.

Und alle Wasser verlaufen nicht
und alle Wasser verlaufen nicht;
so nimmt mein Traurigseyn
so nimmt mein Traurigseyn
kein Ende nicht
kein Ende nicht.

Der Schulmeister wollte ihn nicht stören; ohnehin dachte er, würde Konrad morgen zu ihm kommen, um ihn zu begrüßen. Allein am andern Tage ergab es sich, daß er sich bey Niemand, auch nicht einmal bey seiner Mutter, hatte sehen lassen. Er kehrte nicht mehr in seine Heimath zurück. Erst nach einer geraumen Zeit erfuhr man, daß er Kriegsdienste genommen, und in der Schlacht bey Leuthen den Tod

gefunden hatte. So wurden zwey Wesen, die zu einem langen, durch Liebe beglückten Leben bestimmt schienen, in ihrer Blüthe das Opfer eines Traumes, den der Träumer, so wie seine Umgebungen, von Wahn geblendet, für eine wirkliche Erscheinung hielten.

U e b e r d e n S p i e g e l .

Eine vor Damen gehaltene Vorlesung.

V o n U. W e n d t.

Indem ich, veranlaßt, Etwas zur geistigen Unterhaltung der geehrten Versammlung vorzutragen, einen Gegenstand suchte, der vornehmlich den Damen, welche wir in dieser Versammlung vorsitzen sehen, interessant seyn möchte, ohne doch dem männlichen Theile fremd zu seyn, fiel mir die herrliche Erfindung ein, vermöge deren Eines in dem Andern sich beschauen kann, ohne doch von seiner Kraft und Beschaffenheit nur im geringsten zu verlieren. Liebende, die bekanntlich auch Liebhaber der kühnsten Metaphern sind, wenn sie nicht allzufrüh zum kühlen Philisterthum geschworen, werden nach jener unbestimmten Beschreibung meines Gegenstandes freilich glauben, ich wolle von dem sprechen, was sie immer am liebsten hören, von jenem wonne- und schmerzenreichen Zustande des Menschenlebens, in dem ein Herz in jeder Regung des andern sich wiederfindet, wie die strahlende Sonne in der Wolke des Himmels und in jedem Thautropfen der Erde ihr Bild erweckt, von jener holden Neigung, durch die das Strengemit dem Zarten, das

Milde mit dem Starcken zu einem guten Klange sich zu vereinigen strebt. Allein so alt und ewig - neu auch dieser Gegenstand ist, so daß ich ihn mit Beystimmung aller Kenner des Alterthums zugleich als ein Capitel der allgemeinen Antiquitäten behandeln, und mit gelehrten Citaten gehörig ausstatten könnte, so ist er doch für ein paar Augenblicke allzureich, — und schwer ist es, in diesem Kreise die Macht der Liebe zu schildern, ohne von ihr bewegt zu seyn. Ich bekenne also, die Liebe war es nicht, woran ich dachte, wenn auch das Ding, welches ich meine, dieser allbeherrschenden Neigung gern und vor allen dient. — Es war vielmehr ein ganz gewöhnlicher Gegenstand, den alle hier Anwesende ohne Ausnahme gebrauchen, und in dem die Schöne sich selbst wie ein zweytes Ich wiederfindet, ohne dadurch die Eifersucht des Geliebten zu erregen: — es war der für Jung und Alt so unentbehrliche Spiegel. Hören Sie, Geehrteste, meinen Grund. Ich dachte, heut verschönern die Damen diesen Cirkel; um ihn recht zu verschönern, haben sie vorher den Spiegel zu Rathe gezogen, und erst als dieser ihnen die gehörige Antwort gegeben, haben sie uns ihr werthes Antlitz zugewendet — obgleich ich damit auf keine Weise behauptet haben will, daß Damen nicht auch ohne Spiegel schön wären. Wie billig ist es nun, daß der männliche Theil dieser Gesellschaft dieß dem Spiegel Dank wisse, und zur Anerkennung seiner Verdienste seiner einmal ausdrücklich in einer so schön geschmückten Versammlung gedacht werde.

Zwar giebt es andere sogenannte Spiegel, die dem Gestaltenspiegel den Rang streitig machen, vor allen das Antlitz, als der Spiegel des unverstellten Gemüths, und in demselben das Auge, ohne welches auch kein äußerer Spiegel für uns existirte. *)

Dann die Seele selbst, die der Hintergrund und die leuchtende Sonne dieses Spiegels ist. So soll die Seele des schaffenden Künstlers, wie die neuen Kunstlehrer sagen, die Herrlichkeit der ganzen Welt zurückspiegeln, und noch wahrer sagt schon Lucian von dem Geschichtschreiber, sein Sinn müsse, ein ungetrübter, reiner und glänzender Spiegel, die Gestalten der Begebenheiten zeigen, wie er sie empfängt. Und so giebt es überhaupt einen Spiegel, den wir Alle in uns tragen, der uns von Natur, und doch nicht von der Geburt an, zugehört, ein Spiegel, der oft durch den Hauch des Vorurtheils angelaufen, durch Verkehrtheit des Willens getrübt und verdunkelt, uns das nicht zeigt, was er uns zeigen sollte — ich meine das Bewußtseyn, welches als Selbsterkenntniß und Gewissen aller Weisheit und Tugend unentbehrliche Bedingung ist. Dieser Spiegel ist nicht zerbrechlich,

*) Daher auch der deutsche Dichter so schön gesungen:

Der Himmel selbst ist abgemalet
In einem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Weit schöner, als was er empfing.

wie Glas, er rostet nicht, wie Metall, er wirft nicht ein vergängliches Bild unserer Oberfläche zurück; er hält uns vor, was wir innerlich sind und ewig seyn sollen in unserm innersten Wesen, so daß auch derjenige, welcher die Klarheit dieses Spiegels verbunkelt, weit mehr verliert, als der, der nach der poetischen Sage sein äußeres Spiegelbild verlor. Allein obwohl es hier der Ort nicht ist, von diesem köstlichen und wunderbarsten aller Spiegel mehr zu sprechen, so darf ich ihn doch um der Beziehung willen, in welcher er zu jenem körperlichen Spiegel steht, in meiner Abhandlung nicht ganz übergehen; denn alles Körperliche wird durch seine höhere geistige Bedeutung veredelt, und in dem schönsten Lichte wollen meine verehrten Anwesenden doch den Spiegel sehen.

Was war es auch, daß schon ältere Künstler und Dichter den Spiegel zum Attribut der Wahrheit machten, wenn nicht die Ähnlichkeit der Grund war, welche zwischen dem Selbstbewußtseyn und dem äußern Spiegel, wie zwischen dem Lichte und der erkannten Wahrheit (oder der wahren Erkenntniß) Statt findet? Damit sich ein Gegenstand in dem andern spiegle, muß einer dem andern gegenüberstehen, und eine glatte, undurchsichtige Fläche die Lichtstrahlen, die jener versendet, in ein Bild gesammelt zurückwerfen;¹⁾ damit der Geist sich selbst und die Wahrheit erkenne, muß er den reinen Eindruck der Dinge auf denselben wahrnehmen, seine Kraft sammeln, und sich in seiner Thätigkeit auffassen und begreifen. Aber darin leuchtet auch die

Verschiedenheit beider ein. Dort nämlich sind Gegenstand und Spiegel zwey verschiedene Dinge, die in dem Spiegelbilde Eins werden, das eine nimmt den Schein des andern auf; in der Selbsterkenntniß aber und im Gewissen ist es nur ein Gegenstand; der Spiegel und das Sehen in demselben ist hier nur eine Thätigkeit, die aber dadurch, daß sie sich, wie das überall verbreitete Licht, an einem besondern Wesen reflectirt, zu zweyen wird. Dieser innere Spiegel ist es nun, der auch den äußern, auf welchen ich diese Betrachtung beschränken wollte, seinen eigenthümlichen Werth und seine Bedeutung für den Menschen giebt. Der Vogel fliegt auf den Spiegel zu, der sein Bild zurückwirft, weil er sein äußeres Bild für einen wirklichen Gegenstand, für ein Geschöpf seiner Gattung hält; der Mensch, der in den äußeren Spiegel mit gesundem Geiste sieht, erkennt sich selbst in seinem äußern Bilde wieder. Daher sagt auch der strenge Seneca: Der Spiegel wurde erfunden, damit der Mensch sich selbst kennen lernte, obgleich er eben so gut hätte sagen können: im Spiegel hat sich der Mensch erst äußerlich kennen gelernt. So wären wir denn in der Mitte des Gegenstandes, und gleichsam in der Spiegelmetaphysik.

Aber die Alten pflegten diesen Gegenstand auch praktisch zu behandeln; sie fragten darum nach der Absicht dieser äußern Selbsterkenntniß, und dieß führt uns zugleich auf die Geschichte der Spiegeltheorie, wober ich, selbst zur Entschuldigung dieses Unternehmens,

es nicht ganz unbemerkt lassen kann, daß dieselbe vornehmlich von Philosophen abgehandelt worden ist. So gab vor Allen der weise Sokrates, wie uns Plutarch berichtet, häßlichen Jünglingen, die sich im Spiegel besehen, die heilsame Lehre, den Mangel der Schönheit durch Tugend zu verbessern, den schönen aber, ihre Wohlgestalt nicht durch die Schlechtigkeit des Herzens zu schänden, und Seneca faßt dieß in folgenden Worten auf: Der Wohlgebildete soll sich im Spiegel kennen lernen, um sich nicht mit Schande zu beflecken, der Häßliche, damit er durch Geistesvorzüge das zu ersetzen suche, was dem Körper gebricht — der Jüngling, damit er durch die Blüthe seiner Jugend sich erinnern lasse, es sey die Zeit des Lernens und kühner Unternehmungen; der Greis, damit er ablege, was grauen Haaren unanständig ist, und etwas an den Tod gedenke. Schön ist es auch, setzt Plutarch hinzu, wenn die Häßliche, nimmt sie den Spiegel zur Hand, zu sich selbst sagt: Was würde ich ohne Tugend seyn? — und die Wohlgebildete: Was werde ich erst mit Tugend ausgestattet, seyn? Denn es bringt der Häßlichen Ehre, wenn sie mehr um ihre Sitten, als um ihres Außern willen, geliebt wird.“

Ob nun der galanteste aller Philosophen, wie ihn unser Böttiger in seiner Sabina nennt, das ist Aristipp, des Sokrates Schüler, der berühmten Laïs, welcher er eine eigne Schrift über den Spiegel widmete, diesen von dem Alterthum bald dem Sokrates, bald schon dem Bion und Solon beigelegten, und von

Phädrus zu der bekannten Fabel von Bruder und Schwester verarbeiteten Spiegelfermon vorgetragen habe, lassen wir jetzt billig unentschieden. Auf keinen Fall aber würde der liebende Mann, von dem es in der alten Elegie heißt:

„Auch den Kyrenischen Mann zog Sehnsucht über den Eßth-
muß,
„als Aristippos Brust Laß erkäuflichem Reiz
„heftig entbrannt; nun mied er der Weisheit ernste Ge-
spräche,
„ihr nur folgend, und wich nimmer aus Ephyre mehr“ —

auf keinen Fall, sage ich, würde dieser der allgemein Begehrten die harte und einseitige Männerphilosophie vorgetragen haben, welche der erwähnte Plutarch an einer andern Stelle unter seinen Ehevorschriften anführt, indem er sagt: So wenig ein mit Gold und Edelsteinen geschmückter Spiegel nützt, wenn er nicht ein ähnliches Bild darstellt, eben so wenig nützt auch eine reiche Frau, die nicht mit dem Leben und Charakter ihres Mannes zusammenstimmen will. Der Spiegel ist fehlerhaft und unbrauchbar, der einem Fröhlichen ein trauriges Gesicht, einem Traurigen und Niedergeschlagenen ein fröhliches zeigt; so ist auch eine Frau lästig und widerwärtig, die, wenn der Mann Scherz und Unterhaltung sucht, ein mürrisches Gesicht macht, und wenn er ernst ist, scherzt und lacht. Das Eine ist unliebenswürdig, das Andere zeigt von Geringschätzung. — So wie vielmehr die Geometer sagen, daß die Linien und Flächen der Körper sich nicht selbst bewegen, sondern mit den

Körpern, so soll auch das Weib keine eigne Bewegung haben, sondern mit dem Manne Ernst und Scherz, und Weinen und Lachen theilen. — Gewiß, so hätte Aristipp, obgleich er sich die Beherrschung der Neigungen, denen er sich hingab, vorbehielt*), an seine Geliebte nicht geschrieben, sie nimmermehr mit einem bloßen Spiegel, mit einer Linie, die keine Bewegung hat, verglichen; und will man hier die wenig frommende Bemerkung machen, daß der Schriftsteller, der diese Lehre vorträgt, hier nur die Erfordernisse der Ehefrau bestimmt habe, so fragt sich wohl an meisten, wo jenes Verhältniß anfängt oder aufhört. Was aber jene Laïs, und jede ihrer Schwestern vor und nach ihr, am liebsten am Spiegel gesehen habe, das lehren uns zwei Epigramme der Alten, welche auf der Meinung der damaligen Welt von dieser Schönen und auf der Thatsache beruhen, daß Laïs bei vorgerückten Jahren ihren berühmten Spiegel der Venus weihte. Das eine lautet:

Schönheit zwar Kythere, gewährst Du, aber die Zeit nimmt
Deiner beglückenden Gunst Blüthe zerstörend hinweg;
Weil auch mir sie vorübergerauscht, o Kythere, so nimm auch
Deines verlorren Geschenks Seugen, Erhabne, zurück.

Das andere aber, welches selbst dem göttlichen Platon beigelegt wird, ist folgendes:

Sie, die Hellaß einst mit üppigem Hohne verlachte,
Deren Gemächer ein Schwarm liebender Männer umgab,

*) Er pflegte zu sagen: Ich besitze Laïs; sie nicht mich.
1827. N

Pais widmet den Spiegel der Paphia. Mich, wie ich jetzt bin,
Will ich nicht schaun; wie ich war, zeigt der Spiegel
mich nicht.

Und wenn also überhaupt der in diese Pais entbrannte Philosoph ihr Sokrates Lehre über die weibliche Schönheit vorgetragen hat, so läßt sich wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er in den Wind geredet. —

Allein schon höre ich meine verehrten Damen im Geiste murren und fragen, warum denn die Philosophen von jeher nur den Damen vor dem Spiegel gepredigt, und weniger ihrem eignen Geschlechte weise Verhaltenslehren gegeben haben? Ich könnte darauf antworten, es sey darum geschehen, weil doch die Damen das besitzen, was man am Liebsten im Spiegel schaut, und weil sie darum ganz natürlich auch den Spiegel am meisten benutzen; allein das Erstere würden einige junge Narzisse nicht zugeben, auf das Letztere würden meine geehrten Damen vielleicht erwiedern, daß die männliche Jugend ihnen hierin wenigstens nachzukommen strebe, und wenn der gelehrte Alterthumsforscher, den ich vorhin nannte, ihnen zur Seite stände, so würden sie noch weiter sagen, daß der mürriſche Seneca das männliche Geschlecht seiner Zeit nicht minder gescholten habe, indem es sich des Spiegels bediene, „um sich den männlichen Bart auszurupfen, und das männliche Antliß glatt zu machen,“ was beyläufig gesagt, mittelst eines Harzes und einer kleinen Zange geschah — und daß der Stoiker in seinem Unmuth über den Spiegelluxus endlich ausruft: Die verworfensten

Künste haben Alles so sehr verwirrt, daß der Damenpuß früherer Zeiten jetzt zum Gepäck der Männer, ja ich sage noch mehr, selbst zum Gepäcke der Krieger geworden ist. ²⁾

Indessen geht der grämliche Philosoph gewiß zu weit, wenn er den künstlichen Spiegel nur für eine Erfindung der Eitelkeit und des Luxus anzusehen scheint, und behauptet, „auch damals, als jene Männer alter Art ungepußt lebten, waren sie geschmückt genug, wenn sie den Schmuß ihrer Arbeit im *Strom* abwuschen — da war ihr Puß, das Haar zu ordnen und den langen Bart zu kämmen, und darin leistete Jeder sich und Andern wechselseitig Dienste. Das Haar, welches die Männer stets herunterflattern ließen, wurde von ehelicher Hand geordnet. Diese kunstlos schönen Männer schüttelten wie edle Thiere ihre Mähnen.“ Der Mann nehmlich, welcher seine Zeitgenossen mit diesen Worten gern in den Zustand der edlen Thiere zurückversetzen möchte, bedenkt nicht, daß mit dem Zustande höherer geistiger Ausbildung auch eine Verfeinerung des äußern Zustandes unzertrennlich verbunden, und darum nicht bloß in luxurirender Willkühr gegründet ist; ja er vergißt, wie es schon oft gelehrten Leuten ergangen, indem sie den dichten Wald vor den Bäumen nicht gesehen haben, was der Hauptzweck des künstlichen Spiegels, und durch das Hineinsehen in den Strom in diesem Maaße nicht zu erreichen ist, daß nehmlich der Gebrauch des Spiegels die Reinlichkeit — der Goethe in seinem westöstlichen Divan (wo er von den Persern redet) unter den bürgerlichen Tugenden mit

Recht einen hohen Platz anweist — befördert und erhöht. Dieser Gebrauch, der allen Mißbrauch des Spiegels zu Eitelkeit, Stolz und Wollust aufwiegt, ist auf kein Geschlecht und Lebensalter eingeschränkt, und durfte hier, wo das Lob des Spiegels gepriesen werden soll, nicht übergangen werden, obgleich es lächerlich seyn würde, diesen Vorzug desselben hier durch Beweis und Beispiel auseinanderzusetzen.

Lieber will ich von diesem figlichen Punkte abbrechen, und zu dem historisch-antiquarischen Theile meiner Unterhaltung übergehen, der überhaupt weit unschuldiger ist. Um mich aber hier nicht zu weit zu verlieren, will ich bemerken, daß hier nur von Stoff, Form und Gebrauch der ebenen oder Planspiegel, welche den Zweck, sich darin zu besehen, am besten erfüllen, die Rede seyn soll; denn die andern entstellen, verschieben und verzerren ja das schönste Bild, oder sie sind gar nicht zum Besehen.

Der älteste Spiegel war bekanntlich der, in welchem sich wahrscheinlich schon Adam und Eva im Paradiese gesehen, und den Narziß bekanntlich zu lieb gewann. Denn es bedarf ja zum Spiegel nur einer glatten undurchsichtigen Fläche, welche die Lichtstralen, in und mit welchen der vorstehende Körper zu sehen ist, in getreuer Ordnung als dessen Bild zurückwirft, und dieß bietet das Wasser dar, wenn es auf einem undurchsichtigen Grunde still steht. Darum sagt der Dichter Virgil:

„Neulich sah ich mich am Ufer, als
von Winden frei des Meeres Spiegel war!“

und die gelehrten Erklärer führen auf Veranlassung
des Hundes, der beym Phädrus durchs Wasser läuft,
uns eine lange Reihe mythischer Personen an, die sich,
wie er, im Wasser besehen haben sollen. Indessen —
das Wasser will nicht immer still halten, weshalb
auch der durch das Wasser schwimmende Hund des Fa-
beldichters Phädrus nach Lessings scharfsinnigem Tadel
sein Schattenbild im Wasser nicht gesehen haben kann. *)

Der Zufall, durch den man den ersten natürl ich en
Spiegel gefunden, hat wahrscheinlich auch auf den er-
sten künstlichen geführt. Die Bearbeitung des Metalls
oder Steins zu andern Zwecken führte darauf, und
vielleicht besaß die Frau den ersten, welche das metall-
ne Becken spiegelblank zu pußen verstand; die sich in
dem Wasser des Beckens gesehn, konnte nun auch in
dem Becken selbst ihr Gesicht erblicken. Schon den
israelitischen Frauen, welche nach altägyptischer, wie
nach heutiger Sitte, im größten Schmuck beym Gottes-
dienst erschienen, wurde, nach den berühmtesten Aus-
legern der Mosaischen Bücher, der kupferne Handspie-
gel, mit welchem sie zum Tempel kamen, auf Moses Befehl
abgenommen und — o Schmach! zu ehernen Becken zur
Reinigung der Priester verwandt! ³⁾ Vielleicht gebührt
aber noch mehr dem M a n n e, der Stein und Metall

*) S. Lessings Abhandlung über den Vortrag der Fa-
bel in s. Werken.

zu andern Zwecken bearbeitete, der Ruhm dieser Erfindung, oder richtiger die erste Wahrnehmung der künstlich hervorgebrachten Spiegelfläche. Wie leicht konnte ferner der, der gern in den Becher sah, sich selbst auch an dem blinkenden Becher sehen; *) ist ja doch der Wein selbst, nach Aeschylus Ausspruch, der Spiegel der Gesinnung, wie Erz der Spiegel der Gestalt. Sey dem nun, wie ihm wolle, und wir können auch die Untersuchungen übergehen, welche Gottheiten den Spiegel erfunden haben sollen †); so ist ausgemacht, daß man sehr bald zu dem Behufe, seine Gestalt zu sehen, eigens eine polirte Scheibe gefertigt hat, die bei den Griechen und Römern der alten Zeit gewöhnlich eine länglichrunde oder kreisförmige Gestalt hatte, und zum Anhängen oder Tragen in der Hand eingerichtet war. Der gebräuchlichste Stoff, aus welchem wir im Alterthume Spiegel gearbeitet finden, ist Metall; wir könnten daher das erste Zeitalter der künstlichen Spiegel das metallne Zeitalter nennen. Denn ob zwar nicht zu bezweifeln ist, daß die Phönicier auch die Erfindung des Glasspiegels machten, und von Plinius der alten Stadt Sidon, wo man Glas blies und drehte, die Erfindung eines Glasspiegels ausdrücklich zugeeignet wird: so scheinen doch die Alten für gefährlich gehalten zu haben, die weibliche Schönheit mit einer so zerbrechlichen Materie in Berührung zu bringen. Im Ernst gesagt, scheinen die Glaspiegel des Alterthums sehr unvollkommen gewesen zu seyn, was, wie Beckmann, der gründlichste Forscher über die Er-

findung der Spiegel bemerkt, eben daraus hervor-
gehen möchte, daß sie die Metallspiegel, die doch so
leicht anlaufen, und immer abgerieben werden mußten,
nicht verdrängen konnten. 6) Auch findet man im Al-
terthume Spiegel von Stein, namentlich von dem, in Ae-
thiopien gefundenen obsidianischen Stein, oder der
verglasten Lava, wie man sie bei den Peruanern fand,
als die Europäer zuerst ihre Bekanntschaft machten;
aber da die Masse schwarz war, so waren diese Spiegel für
das gewöhnliche Bedürfniß nicht wohl angemessen;
denn wer möchte sich gern schwärzer sehen, als er ist?
Die übrigen Spiegel von Stein aber scheinen nur po-
lirte Steinplatten, mit welchen man prächtige Zimmer
der Reichen täfelte, gewesen zu seyn. 7)

In der Spiegelgeschichte tritt nun ganz abweichend
von den Perioden der Mythengeschichte das eiserne Zeit-
alter früher, als das silberne und goldene ein. Denn
wo wir in den Schriften der Alten goldne Spiegel fin-
den, da sind es meistens Stellen der Poeten, die im
Gedicht gewöhnlich mehr, als in der Wirklichkeit zu ver-
schenken haben, und man kann allenfalls der schönen
Helena den goldnen Prachtspiegel, den ihr Euripi-
des in seiner Hekuba mit auf den Weg aus Troja in
die Hand gibt, 8) als eine Auszeichnung jenes Reizes,
der auch der Greise kühleres Blut in Bewegung
gesezt, noch gestatten — im Uebrigen aber mögen viele
f. g. goldene Spiegel des Alterthums nur goldgerahm-
te, goldbesetzte oder von dünnem Goldblech gefertigte
gewesen seyn. Die ersten metallenen Spiegel aber

waren nur von unedlerem Metall, nemlich Eisen, Kupfer, Blech, oder aus einer Mischung von Zinn und Kupfer, wie sie nach Plinius besonders zu Brundisium fabricirt wurden.

Nun kann man wohl behaupten, daß mit der Vermehrung der künstlichen Schönheit und den Toilettenkünsten auch die Kunst und Pracht der Spiegel sich vermehrt habe — denn je weniger zu sehen ist, desto mehr will der Mensch sehen — Seneca berichtet gar ausdrücklich, daß nachdem der Luxus herrschend geworden, Spiegel in menschlicher Lebensgröße aus Gold und Silber verfertigt, ⁹⁾ ja endlich sogar mit Edelsteinen ausgeschmückt worden seyen, und daß ein solcher einem Frauenzimmer höher zu stehen gekommen, als in der guten alten Zeit die Mitgift, die der Staat den Töchtern armer Feldherren gegeben, ja daß die Aussteuer, die einst der Senat der Tochter des Scipio gegeben, zu seiner Zeit nicht zu einem Spiegel für das Jüngferchen einer Freigelassenen zugereicht habe. Allein der stoische Murrkopf scheint sich in seiner Hypochondrie ein wenig getäuscht zu haben. Denn abgesehen davon, daß, wie wir schon bemerkten, der Spiegel ja nicht bloß zum Putze dient, ferner, daß große Spiegel auch zur Ausbildung der mimischen Kunst angewendet worden sind, z. B. von dem großen Redner Demosthenes, der sich in dem mimischen Theile seiner Kunst vor einem großen Spiegel übte, wie in neuerer Zeit von dem großen Tffland, dessen Rath und Beyspiel auch darin unsere Schauspieler folgen sollten — so scheinen auch

die neueren Untersuchungen großer Technologen jene Ansicht zu widerlegen. Nach diesen nehmlich war unter allen im Alterthum bekannten unvermischten Metallen das Silber gerade das geschickteste, um Spiegel daraus zu fertigen; die Mischung der Metalle aber, wie z. B. die von Kupfer und Zinn, hat größere Schwierigkeiten, auch hält sich ein aus solcher Mischung gefertigter Spiegel, ohne besondere Sorgfalt, weit weniger, als ein silberner; ¹⁰⁾ — so daß wohl nicht die Sucht nach Luxus, wenigstens nicht allein, silbernen Spiegeln den Vorzug gab. ¹¹⁾ Uebrigens ist es auch wahrscheinlich, daß diese Spiegel aus sehr dünnen Silberplatten gearbeitet, und dann nicht ohne Zusatz waren. Bey den Griechen waren sie früher, bey den Römern kamen sie erst zu Pompejus Zeit in Gebrauch. Im Uebrigen soll nicht geläugnet werden, daß mit dem Spiegel schon bey den Römern großer Luxus und ausschweifender Mißbrauch getrieben worden sey, so wie nicht minder, daß der Gebrauch einer so kostbaren Geräthschaft auch leicht die Eitelkeit und den Stolz seines Besizers genährt und vergrößert habe.

Ueber die Art und Weise nun, wie man sich des Spiegels im klassischen Alterthume bediente, und über die Einrichtung des Toilettenspiegels einer vornehmen Römerin, — was unsere Damen vorzüglich interessieren möchte, belehrt uns unseres Böttigers Sabina gründlich. Gerade vor ihr steht eine der ihr aufwartenden Zofen, den silbernen Spiegel von der gewöhnlichen ovalen Form in der Hand, den sie ihrer Gebie-

terin, sich bald zur Rechten, bald zur Linken wendend, vorhalten muß, eben so wie sie auf ältern Abbildungen dargestellt ist. ¹²⁾ Und wie beschwerlich dieser Dienst auch gewesen seyn mag, den Blick und Wink der Gebieterin zu errathen, und jeder ihrer Bewegungen durch geschickte Wendungen des vorgehaltenen Spiegels nachzufolgen, so nehmen sich diese Spiegelhalterinnen wenigstens in bildlichen Darstellungen besser aus, als jene weiblichen Balkenträger, welche oft ein ganzes Gebäude auf ihren Schultern zu halten, und dabei noch freundlich auszufehen genöthigt sind, oder der Cavaliere servente, der, wie wir aus den versificirten Liebesregeln des Ovidius schließen können, gar oft die Stelle der Slavinnen vertrat. Aber hier zeigt sich doch zugleich ein erfreulicher Unterschied der alten von der modernen Zeit, und wie ungerecht wir oft sind, wenn wir das Maschinenwesen unserer Zeit so sehr verdammen. Damals nemlich vertrat der erniedrigte Mensch die Stelle der Maschine; jetzt vertritt die Maschine die Stelle des Menschen, (wenn auch mit geringerer Bequemlichkeit für diejenige, die sich von allen Seiten im Spiegel sehen will,) und eine durch die Hand der Dame selbst in Bewegung gesetzte künstliche Springfeder gibt am Toilettentisch dem Spiegel die geforderte Richtung nach oben und unten. Bey dem Spiegel der Sabina, der aus einer silbernen Platte, die ringsum mit Edelsteinen besetzt ist, besteht, und wenn er nicht gebraucht wird, in einem zierlichen Futterale steckt, ist die neuere Erfindung schon benützt,

daß das Silber durch eine Unterlage von Gold die Bilder noch deutlicher zurückstrahlt, ¹³⁾ denn die Rückseite ist mit getriebenem Goldblech überlegt. Die runde Spiegelscheibe der Sabine ruht auf einem aus Elfenbein gedrehten Griff, an welchem auf beiden Seiten zwey Schwämmchen zum Abwaschen jedes Anlaufs, oder nach Andern ein Schwämmchen nebst geriebenem Bimmsstein zum Poliren der Fläche, befestigt sind. Wie prächtig und kostbar nun, wenn eine solche polirte Silberplatte die völlige Menschenlänge hatte, und noch dazu mit edlen Steinen geschmückt war! Wahrscheinlich hatte ein solcher großer Spiegel auch ein Gestell, wie unsere größern Stehspiegel; wenigstens konnten die Alten auch durch ihre Spiegelzimmer ¹⁴⁾ darauf geführt werden, deren Wände doch nicht immer mit polirtem Stein ausgelegt seyn mochten.

Aber diese Pracht verging, und das gläserne Zeitalter folgte, das jedoch erst mit dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nach Chr. anhebt; denn obgleich von Glasspiegeln, mit Zinn oder Bley belegt, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Spuren vorkommen, ¹⁵⁾ so war doch in dieser Zeit das Metall noch herrschend. Erst seit dem 14. Jahrhundert verdrängten die bequemerem Glasspiegel die metallenen Spiegel allmählich, ¹⁶⁾ so, daß man in der neuesten Zeit die Kunst, Spiegel aus metallischen Mischungen zu verfertigen, zum Behuf der Teleskope gleichsam von Neuem wiedererfinden mußte. Und nun könnt' ich Ihnen berichten, wie sich zuerst die glatten Venetianer

der Kunst, Spiegel von geblasenem Glase zu verferti-
gen, oder sie wenigstens zu polirten großen Tafeln zu
bearbeiten, bemächtigt haben; wie dann das gewöhnli-
che Amalgam von Zinn und Quecksilber erfunden wor-
den, dann seit dem 17. Jahrhundert auch in andern Län-
dern Spiegelhütten angelegt worden, wie in Frankreich
namentlich die Kunst, Glastafeln in bisher unerhörter
Höhe und Breite zu gießen, erfunden worden ist, deren
Schwierigkeit jedoch auch zur Bervollkommnung der
weit sichern Verfahrungsart des Blasens und Streckens
geführt hat¹⁷⁾, und wie es nun geschehen ist, daß jetzt die
elegantesten trumeaux einladend vor den schönen Freun-
dinnen des Spiegels, und Sie, meine Damen, vor densel-
ben stehen; allein meine hochzuverehrenden Zuhörer, die
im Spiegel gern das Neue sehen, werden schon längst an
den Spiegelantiquitäten genug haben; und da ich da-
mit die gelehrten Herren einigermaßen abgefunden zu
haben glaube, so halte ich es nun für erlaubt, mich
ganz ausschließend an die Damen zu wenden, und in
einem kleinen poetischen Versuche zu zeigen, wie heut-
zutage ein Dichter das Kapitel vom Spiegel auffaßt,
wenn er durch ihn zu seiner Dame redet.

Hey Uebersendung eines Handspie- gels zum neuen Jahr.

Es nahte sich des Abends heitre Feier,
Der manches Jahr uns froh beisammen fand,
Und mit den Klängen der geweihten Feier
Zu innigerm Verein die Herzen band.

Da wurde mir von hoher Hand berichtet,
Welch' schönes Loos für mich gefallen war;
Ich sprach: nur flugs ein Verschen hingebichtet,
Und was ich habe, bring ich gern Ihr dar!

Ich wollte gern Dir, holde Freundin, schenken,
Was Dir an Anmuth wohl vergleichbar sey,
Allein ich mocht' es noch so sehr bedenken,
Doch fand ich nichts, das Dir vergleichbar sey,
Es müßte denn ein Bild voll Huld und Leben
In der Natur, Dir nachgezeichnet, geben.

Doch wo in aller Welt den Künstler finden,
Der Dich mir malte, wie Du immer bist,
Mit jeder Regung, die im schnellen Schwinden
Gepaart sich zeigt mit Reiz und holder List;
Der Bildner läßt den Augenblick erstarren,
Das Leben kann nicht träge stehn und harren.

Und die Natur in ihrer reichen Fülle,
Sie zeugt kein wirklich Ding zum zweiten Mal,
Und keines Engels Gotterschaffne Hülle
Schaut sich verdoppelt in des Himmels Saal.
Groß ist und weit das Reich der Aehnlichkeiten;
Der Dinge Gleichheit muß ich ganz bestreiten.

So bey mir denkend bin ich hingegangen
Am Bazar, wo die schmucken Waaren stehn,
Da fand ich einen Spiegel aufgehangen,
Darin der Sonne Bild ich schimmern sehn;
So schimmerte die Wahrheit mir enthüllet,
Mein Räthsel schien auf's Heiterste erfüllet.

So kann ich dennoch Dir die Gabe spenden,
Die Dir, o Freundin, zu vergleichen ist.

Nimm diesen Spiegel drum aus Freunde's Händen,
Er zeigt Dich selbst Dir, wie Du immer bist,
Er spricht zu Dir, ein wahrer Zauberspiegel,
Nimm mit Gunst, schon öffnet sich das Siegel.

Der Spiegel redet:

Ich fasse Dich, und kann Dich doch nicht halten,
Ich schließe Dich in meinen Rahmen ein;
Doch Du, Du wechselst munter die Gestalten,
Frei gehst Du weg; dann bin ich leerer Schein.

Ich zeichne Dich mit allen Lebensfarben,
Und dennoch zeichn' ich Dich mit Farben nicht,
Und Alle, die um Deine Gunst je warben,
Behaupten ungesehen, es sey Dein hold Gesicht.

Ich male Dich zum Sprechen, ohne Mühe,
Ich brauche nichts, als Deine Gegenwart;
Und nur ein wenig Licht, damit ich glühe,
Wenn sich Dein Blick in meinem offenbart.

Tritt an den Bach, Du kannst Dich wohl erblicken,
Wie sich der Frühling schaut im bunten Licht,
Doch jede Welle wird Dein Bild verrücken,
Die unstät sich an einer andern bricht.

Ich aber halte fest, was Du mir spendest,
Durch mich wird Dir aufs deutlichste entdeckt,
Wenn Du mich auf die andre Seite wendest,
Das Grübchen selbst, wo Amor sich versteckt.

Und wie Du Dich auch immer drehst und wandelst,
So bin ich doch und bleibe Dein Gesicht,
So lange Du mich freundlich nur behandelst,
Und stolz mir kehrt den stolzen Rücken nicht.

Drum komm zurück zu mir mit leichten Schritten,
Und schau mich an mit liebevollem Blick, —
Und doch — wozu das lange, lange Bitten,
Du kommst! ja, ja, Du kommst gewiß zurück!

Zwar sagt Verläumdung von den armen Frauen,
Sie könnten nie an uns vorübergehn,
Sie müßten denn ein wenig sich beschauen,
— O nein! sie bleiben auch bisweilen stehn.

Doch ist ein tief Geheimniß hier im Spiele,
Das meine Lippe Dir so gern gesteht.
Euch zieht nicht Eitelkeit zu solchem Ziele;
Es waltet in dem Spiegel ein Magnet.

Der Spiegel kann das Allerschönste fassen,
Das Auge sehnt sich, wirklich es zu schaun;
Wie könnt ihr nun den guten Spiegel hassen,
Zeigt er das Schönste nicht Euch schönen Frau'n?

Und wie die Blume sich in Wellen spiegelt,
Und von dem Spiegelglanz des Thau's sich nährt,
So wird der schönen Frauen Herz beflügelt,
Wenn sie zu meiner Zauberfläche kehrt.

Doch will mich Jemand eigennützig nennen,
Und schelten meiner Herrschaft weites Reich,
So muß ich Dir's nur g'rade frei bekennen:
Die schönen Weiber sind mir Alle gleich.

Zwar macht die *Schöne* mich am schönsten immer,
Doch sage, mach' ich sie nicht minder schön?
Und kann sie ihrer Reize Schmuck und Schimmer,
Wohl ohne meinen Beistand noch erhöhen?

Und endlich frag' ich Dich, ist's meinetwegen,
Daß sich die *Schöne* pudt und reizend schmückt?
O nein, ihr ist an mir nicht viel gelegen;
Ein Andern ist es, den sie gern beglückt.

Drum werf' ich auch von meiner kalten Fläche
Nur kalt Dein lebensvolles Bild zurück;
Ganz anders der, für den ich heute spreche;
Er sagte Manches mir von meinem Glück.

Und sprach: was muß ein Männerherz empfinden,
In das sie ganz ihr liebes Antlitz senkt;
Beglückt ist schon, wem sie sich zu verbinden,
Nur einen Blick, den Blick der Güte schenkt!

Anmerkungen zu der vorstehenden Abhandlung.

1) Ueber das *Wie* des Sehens im Spiegel dachten schon die ältesten Naturforscher nach. Demokrit und Epikur glaubten von den Körpern abgesendete Bilder zu sehen, die sich im Spiegel befänden; nach Pythagoras erblickt man den Körper selbst, indem die Sehkraft sich in sich zurückwendet. Vgl. des Seneca quaest. nat. Buch 1, 5 Cap.

2) Daß der wirkliche Spiegelschmuck schon damals mit den Männern zu Felde gezogen sey, bestätigen auch andre alte Schriftsteller, und von dem Kaiser Dtho heißt es in Juvenals zweiter Satire:

— — der Spiegel,

in welchem der weibliche Dtho sich bewaffnet sah,
wenn schon die Fahnen er erheben ließ,
ein neu Ereigniß in den Büchern der Geschichte:
der Spiegel ward nun zum Gepäck im Bürgerkriege.

3) Die Stelle ist II B. Moses, 38. 8 vgl. Beckmann
Gesch. der Erfindungen III B. S. 269.

4) Man hatte aber auch nach Plin. hist. nat. XXX, 9.
Becher, welche durch mehrere Spiegelflächen das Gesicht
des Hineinsehenden vervielfältigten.

5) Vom Aesculap wird dieß durch Mißverständnis einer
Stelle des Cicero (de nat. deor. III, 22) behauptet, da
specillum, welches dort vorkommt, ein chirurgisches Werk-
zeug, und kein Spiegel ist. Juno und Pallas sollen nach
Kallimachus nie den Spiegel gebraucht haben, der aber
der Venus natürlich häufiger beygelegt wird. Doch stim-
men damit andre Schriftsteller nicht. Nach des spätern
Athanasius Bericht wird Juno sogar für die Erfinderin des
Puges gehalten. Ihrem Götterbilde wurde (nach Seneca
ep. XCV.) der Spiegel vorgehalten; auch wurden ihr,
(nach Apulej) Spiegel geweiht.

6) Beckmann am angef. D. S. 301 meint, die er-
sten gebräuchlichen Glaspiegel möchten Nachahmungen des
obsidianischen Steins, ein schwarz gefärbtes Glas und her-
nach eine Glasstafel mit einer schwarzen Unterlage, gewesen
seyn. Allein, wenn man durch Nachahmung zur Erfindung
von Glasspiegeln kam, so konnte eben sowohl ein hellerer
Körper durch eine Unterlage nachgeahmt werden.

7) Die steinernen Spiegel kommen übrigens bei den
Alten so selten vor, daß der angeführte Beckmann S. 292 dar-
aus schließt, sie seyen mehr zur Pracht, als zur Befriedigung
des gewöhnlichen Bedürfnisses bestimmt gewesen. Meistens,
setzt er hinzu, findet man nur in getäfelten Zimmern po-
lierte steinerne Tafeln oder Felber angebracht, die wegen
ihres Spiegelglanzes gerühmt werden. Der Gefahr fürch-

tenbe Kaiser Domitian hielt sich (nach Sueton) in einem mit Phengit getäfelten Gemache auf, um den Schatten dessen, was hinter ihm vorging, daran zu erblicken. Was von Smaragd und Rubin in Hinsicht ihres Gebrauchs zu Spiegeln zu halten, s. ebenfalls bey Beckmann, S. 295.

8) Hier klagt der Weiberchor: ich aber ordnete und wand in Bänder des Hauptes Haar, in goldener Spiegel hellstrahlendem Runde mich anschauend. Der Chor in den Trojamerinnen (V. 1081) sagt: der goldenen Spiegel — jungfräuliche Lust — erfreut sich die Entsprößne des Zeus. Von Kreusa wird, in des Euripides Mebea erzählt, daß, als sie den Schmuck gesehen, sie dem Gemahl Alles verheißen habe. Sie schaute (heißt es 1157 ff.) in den strahlenden Spiegel, und ordnete des Haares Gelock, anlächelnd ihr lebloses Bild.

9) Nach Beckmann S. 291 waren die Spiegel, in welchen man sich ganz sehen konnte, wahrscheinlich polirte Silberplatten, weil, sie aus Kupfer und Zinn zu gießen, mehr Geschicklichkeit erfordert haben würde.

10) Wegen des leichtern Unlaufens mußte ein Spiegel von Erz oft abgerieben, und sorgfältiger verwahrt werden.

11) Platina, Stahl und Silber sind überhaupt die besten Metalle zu diesem Zweck. Unter den bey den Griechen und Römern bekannten unvermischten Metallen aber war das Silber das geschickteste. Wo im römischen Gesetzbuche von Erbschaften und Vermächtnissen die Rede ist, kommen sie sehr häufig vor, und sie waren so gewöhnlich, daß (nach Plin. hist. nat. 34, 17.) auch Mägde bergleichen hatten.

12) Vgl. Böttigers Sabina II, 131 und die griech. Vasengemälde III, 48.

13) Wenn eine Stelle des Plinius (h. n. 33, 9) richtig verstanden wird, und nicht von Goldspiegeln die Rede ist.

14) Auch Vitruv führt an, daß man die Wände der Zimmer mit Spiegeln und Abaken verziert habe.

15) In den Aufgaben des Alexander von Aphrodisias (134.) werden mit Zinn belegte Glas Spiegel erwähnt. S. Beckmann a. a. D. S. 311 und 312 Anm. 59., wo auch bemerkt wird, daß Empeboles die Sonne für den Spiegel eines großen Weltenfeuers, und Philolaus sie für einen glasartigen Spiegel hielt, welcher das ätherische Feuer zurückstrahle. Uebrigens sind jene Spuren immer sehr unsicher.

16) Zuerst wurde das Glas mittelst einer dunkeln Farbe undurchsichtig gemacht; dann überzog man die Fläche des Glases mit Blei, wovon man schon im 13. Jahrh. Spuren findet. Vincentius von Beauvais (st. 1264) hält sie für die besten. Siehe auch die Zeugnisse des Raimundus Lullus und Roger Baco bey Beckmann S. 322 a. a. D. Metallne Spiegel sollen noch im Orient häufig im Gebrauche seyn, wahrscheinlich auch deshalb, weil in heißen Klimaten sich das Amalgam weniger erhält.

17) Ueber diese Geschichte der Zubereitung der Spiegel findet man die gründlichsten Nachrichten ebenfalls bey Beckmann a. a. D. S. 324 ff. — In Paris wurden schon im 17. Jahrh. Spiegel von 84 Zoll Höhe, 50 Z. Breite gegossen. Durch das minder schwierige Blasen hat man sie zu 64 Z. Höhe und 23 Z. Breite gebracht.

D a s G e w i t t e r.

E r z ä h l u n g

v o n

G u s t a v S c h i l l i n g.

Grasmus war Schulhalter, und die graue ober Knabenstube das Sinnbild der unbeschränkten Monarchie; in der angrenzenden, himmelblauen Lehrten seine Frau und Glärchen, seine holde Nichte, die Kleinen Studentinnen, was ihnen Noth that und mehr. Hier herrschte, in der Regel, das Stäblein S a n f t, dort der Stab W e h e vor; in beiden gab es auch ein sogenanntes Eselbänkchen — das für die Fräulein ähnelte jedoch einer Blumenflur und wimmelte von blühenden, freundselligen Zuckerpuppen, die es am wenigsten zu betrüben schien, daß ihnen Mutter Evens Leichtsinns zusammt der Lässigkeit des Urpapa's im Erbe zufiel. Ja, einige dachten wohl bereits, die schönen Herren und zukünftigen Freier würden ihnen lieber in die Augen, als in die Schreibbücher sehn, und eher nach ihren Neigungen und Wünschen, ihrem Sinn und Gefühle, als nach den Namen der Hauptstädte, nach dem Thun und Lassen des Da-

rius Hystaspes, nach Mosen und den Propheten fragen.

Albrecht, des Schulhalters jüngerer Bruder, Clärchens Herzliebster, ein schöner, stattlicher Mann und Fourier, sollte in diesen Tagen mit den letzten Trümmern der großen, in Rußland verunglückten Armee bey ihnen eintreffen; ihm war, der Sage nach, der linke, vom Froste zerstörte Fuß in Berlin abgenommen worden, und er nun hergestellt und auf dem Heimwege. Sie sahen dem gemeinsamen Lieb-linge mit Sehnsucht entgegen, und das lebensweise Mädchen dachte: Schade auf eines Mannes Bein, wenn nur sein Kopf und sein Herz unverlezt blieben.

Die Familie trieb heute wieder das gewöhnliche Tagewerk; in der Monarchie war die Götterlehre auf dem Tapete, in der Republik sagten sie die Bußpsalmen her, und Clärchen eilte eben, mit der Feder im Munde, mit dem frisch gefüllten, mächtigen Tintenfaß in der Rechten, durch's Vorhaus, als Albrecht, blaß und abgerissen, doch ohne Stelzfuß, hereintrat, bey dem Anblicke erglühend, auf die Liebliche zuschritt, und sie mit einem Wonnelaut umsing. Er tönte in Clara's Innerem wieder. Sie verwünschte jetzt die Erfindung der Tinte und den Gänserich, dessen Feder, gleichsam wie ein Schlagbaum des Mauthamtes, ihren fußwilligen Mund versperrte; sie blies den Kiel

hastig weg, hielt das Tintenfaß abwärts, und vor Lust verstummend, måuschenstill, als sich der würdige Fourier an die wogende Brust schmiegte. Dem langen Kusse folgten wohlthuende Honigworte des Erquickten, diesen endlich eindringliche Fragen nach des Mädchens Gesinnung, nach dessen Befinden und der Lage des Bruders.

„Ich blieb die Deine,“ sprach sie mit Silberlauten: „und mir ist wohl, doch Deines guten Bruders Schicksal um so herber. Bedenke nur den schrecklichen Krieg, die zahllose, nimmersatte Einquartierung, das Verarmen der Eltern, deren Kinder er, in seiner Herzensgüte, trotz dem ausbleibenden Schulgelde, nach wie vor, unterrichtete — ach, liebster Freund! wir haben Alles zugeseht und verstoßen müssen, und selbst kein Bett mehr für Dich werthen Gast; aber ich liege bequemer im Sopha, und trete Dir das meine ab.“

„Mir, Engelskind!“ rief Albrecht aus: „mir, der so manche Nacht auf Eisfeldern schlief, und sich mit Schneeweben zudeckte?“ Aber es sollen Euch nun Betten im Ueberflusse werden und meinem Glärchen Dunen im seidenen Ueberzuge. Alles Zerstoßene ersetze ich durch Besseres; Steingut durch Porzellan, Blech durch Silber, und ward auch das Clavier veräußert, so macht ein Wiener Flügel es vergessen.“

Die Jungfrau sah ihn erschrocken an, denn diese Verheißung des Freundes, welcher, außer dem armfeligen, zu Boden geschleuberten Tornister und dem

Wanderstabe in der geschwärzten Hand hienieden nichts besaß, ließ fürchten, daß er, gleich so vielen seiner Unglücksgefährten, von dem Froste und dem Glende verstorbt worden sey.

„Fürchte nichts!“ tröstete Albrecht, die Besorgniß errathend: „ich bin noch bey Verstande, bin gesund und eben glücklich wie Gottes Engel, da es schlecht um Euch steht, und mir der Himmel das Labfal gönnt, den Hunger und Kummer in Wohlstand und Frohsinn zu verwandeln.“ Glärchen drückte ihn hierauf von Neuem, unter ausbrechenden Thränen, an das Herz. „Ich begreife Dich nicht,“ sagte sie kleinmüthig, und mir wird abermals leid. „Du hast vielleicht Wunder gethan, und Dich, wie Ihr es nennt, mit Ruhm bedeckt; bist Oberster geworden, und stellst Dich, nur zum Scherze, in dieser Knechtsgestalt dar. Dann aber wehe mir! Dann ist mein Glück am Ende — als Dame würde ich des Lebens nicht froh, würde den Vornehmen zum Vergerniß, und vielleicht lächerlich werden.“

„Bin noch Fourier!“ sprach er auflachend: „nur mit Lappen bedeckt, entlassen sogar auf meine Bitte, und insofern ein Freiherr, aber reich. Mit Hülfe dieser zwey Dukaten bereitest Du, auf's eiligste, ein Freudenmahl; wir wollen Götter seyn im Fleische. Brüder und Schwägerin erfahren, am Schlusse der Schulstunden, zeitig genug, daß Napoleon's rechte Hand wieder eintraf, und können sich dann viel bequemer freuen; ich gehe indeß, Dein Brüderchen, den

Goldarbeiter, zu begrüßen, und bitte ihn, unser Gast zu werden.

Es war heute eben Censurtag. Clara hatte deshalb vorhin eine frische Feder herbeigeholt, um ihre Kritik mit Zierlichkeit in die Büchlein der gesammten Scholarinnen einzutragen, und diese kehrten dann, freudereich oder trübselig, der Fettbammen oder Kopfnüsse gewärtig, in's Vaterhaus zurück. — Doch, wohl für dieß Mal den Säumigen und jenen Lilien der Eselbank! Auch der Unlößlichsten fiel heute mindestens ein „Recht leidlich“ zu, denn ihre Schicksalsgöttin trank ja vorhin aus dem Quelle der Seligkeit; wie hätte sie verdammen können? Den Ruhmwürdigen aber ward ein so rührend stylisirtes „Prae caeteris digna“ zu Theil, daß die gesammte Mädchenschaft, nach dem Stundenschlage laut jubelirend aufbrach, und ihr wonniges Geschnatter noch jenseit der Straßenecke zu vernehmen war.

Albrecht, der Fourier, und Gerhard, der Goldarbeiter, traten jetzt, zufällig, durch die eine, Erasmus und sein Weibchen durch die andere Thür in's Stübchen, und Clara weidete sich, fern stehend, und von heiliger Lust begeistert, an der rührenden Gruppe, die das Wiedersehn der Lieben, nach tausend überstandenen Kengsten und Gefahren, veranlaßte; dann

aber rief sie die Gäste zum still bereiteten Speisetische ab, der, Kraft jener beiden Goldstücke, mit Leibspeisen und Rheinwein geschmückt war. Sie aßen, tranken, sangen, fröhlich im Geiste. Wie die Familie in Fflands Jägern, meinte Erasmus: Gott bewahre uns vor ähnlicher Störung! Nun aber sollte der Kriegsmann erzählen, denn er hatte ja Ungeheueres erlebt und vollziehen helfen — den Schlachten von Smolensk und Mosaisk, dem Brande von Moskau, dem schrecklichsten aller Rückzüge beigewohnt.

„Ihr seht mir auf's Knopfloch,“ sagte Albrecht: „und vermißt mit Bedauern den Ehrenpfennig oder einige; aber ich darf ehrlich versichern, daß das gute Bewußtseyn unter diesem für die Laune der Fortuna entschädigt. Nur einmal fand sich die Gelegenheit, ein solches Wahrzeichen durch persönliche Aufopferung zu erwerben. Ich trat an den Platz des gefallenen Lieutenants, ich war bey dem Sturme auf eine Schanze im Begriffe — der Erste von Allen — den Kamm der Brustwehr zu ersteigen — da zieht mich der Hintermann, ein Neidhammel, zurück — ich stürze in den Graben und empfangen, statt des Lohnes, eine Quetschung am Fuße, deren Nachwehen sich noch jetzt spüren lassen. Aber in Moskau, ihr guten Kinder! in der verlassenen flammenden Niesenstadt, führte mich der Bergelter zur Quelle, fand sich Entschädigung, half ich mit zulangem, und lebe — was mich tröstet — des Glaubens, daß die sieben Weisen Griechenlands — daß Sirach und Salomo, daß alle

Sittenprediger der Mitwelt, in unserer Haut, gleich mir lange Finger gemacht haben würden.

„Die Finger lang gemacht,“ willst Du sagen — unterbrach ihn der Schulhalter.

U. „Es schneiete Feuer, als ich, mit Einigen, mehr um Obem zu schöpfen, als der Nachlese wegen, in ein mächtiges, schon beraubtes und verwüstetes Haus der Straße trat, durch welche uns der Weg in's Lager führte. Speise und Trank, mehr begehrten wir für den Augenblick nicht, die Andern eilten sämtlich in den offenen Keller. Mich führt mein Genius treppenauf, durch prächtige, mit Trümmern zerstörter Herrlichkeit bedeckte Zimmer, und eine Heilige lächelt im letzten, mild, wie der himmlische Friede, von der Wand herab. Das Bild war klein, so lieblich, so herztreffend, es durfte nicht untergehn. Doch, im Begriffe, es abzunehmen, fällt mir, daneben, der Griff einer Tapeten-thür in die Augen — ich lasse die Patronin fahren, ich öffne das verstohlene Pfortchen, und trete in ein unbemerkt und unversehrt gebliebenes Schlafgemach. In den Versteck einer Huldin; dafür zeigte ihr muthmaßliches Conterfey am Pfeiler, der rosenfarbene, quer über der Bettdecke liegende Schlafrock und manche Spur des jugendlichen Lebens und Webens; vor jenem Pfeiler aber stand ein köstlicher, verschlossener Nachttisch, die Neugierde und vielleicht mehr noch erregend. — Schon prasselte die nahende Flamme, schon füllte sich das Zimmer mit Rauch, einige Stöße des Säbelgriffes halfen ihn aufthun, und da lag —

mir sichtlich zugebacht, dieser niedliche Perlbeutel. Zweihundert Rand-Dukaten, die er enthielt, haben späterhin Theils einigen werthen, verschmachtenden Kameraden gewuchert, Theils in Berlin meine Herstellung gefördert, und mit dem Reste tractire ich eben. Freund Gerhard aber wird, Kraft seines Gewerbes, den Inhalt des Schmuckkästchens zu schätzen wissen, das sich in demselben Behälter vorfand, das mich unfehlbar zum wohlhabenden, wahrscheinlich zum überreichen Manne macht, der ich nicht werden mag. Denn übersteigt sein Werth die eigene Nothdurft und das künftige, wirkliche Bedürfniß meiner Lieben, so wird der Ueberschuß den Armen zugewandt.

„Eile mit Weile!“ rief die entflammte Schwägerin: „man kann nicht ärmer seyn, als wir, und Sie wären wohl ein Thor, in dieser schweren Zeit nur für die Nothdurft zu sorgen, der mindestens ein tüchtiger, der Zukunft gewachsener, Sparpfennig ankleben muß.“

„Du guter Mensch!“ flüsterte Glärchen mit Schmeicheltönen, und Albrecht sagte, ein Papier aus der Briefftasche ziehend: „Besieh dieß Pröbchen, lieber Gerhard — die beiden kleinsten jener Edelsteine, die der Fassung entschlüpfen; das Duzend im Gürtelschlosse ist meist um eins so groß, zwei andere gleichen den Zuckererbsen. Damit sprang der Glückliche auf, holte den Tornister aus dem Winkel herbey, riß ihn auf, wühlte und suchte — immer rascher und drangseliger, schüttete endlich die gesammte, nur etwa dem

Lumpensammler anständige Habe auf den Boden, doch das Schmuckkästchen fand sich nicht; er aber glitt, erstarrt und verbleichend, in seines Glärchens ihn umfassende Arme.

Gerhard hatte indeß, ohne aufzuschau'n, die beiden Steine besichtigt, und sagte nun, seufzend und kleinlaut:

Ich fürchte, Freund! daß der Genius, den Du segnest, ein arglistiger, schadenfroher war; daß er Dich in die Wohnung einer prunksüchtigen Dame oder Schauspielerin führte, denn dieses Gut ist falsch, und sind die Kleinen unächt, so darf man in den größern um so weniger Diamanten voraussetzen.

„Verloren! — Bestohlen!“ murmelte Albrecht, und daß Letztere war um so gewisser der Fall, da er, vor kurzem noch, mitten unter gewandten Freibeutern, todtkrank gelegen hatte; der Trostlose verbarg nun, taub für Gerhards Bemerkung, sein Gesicht an der Brust des beyständigen Mädchens; die Schulhalterin, welche in dem Schwager so eben den heiligen Christ, und sich bereits geborgen und im Ueberflusse gesehen hatte, stürzte plötzlich aus ihrem Himmel in die alte Trübsalnacht zurück, und schrie laut auf; Erasmus aber leerte, dem widrigen Eindrücke zu begegnen, sein volles Glas, und sagte:

„Armer, edelmüthiger Bruder! Ich kenne Dein Herz, daß dieser betrügliche Schatz besonders deshalb erfreute, weil er auch uns auf den grünen Zweig helfen sollte. Aber wir wären denn doch, beym Lichte betrach-

tet, auf einer Diebsleiter hinangestiegen, und ich und Du würdest künftig, unstrittig, bey jedem guten Bissen, bey jedem Blick auf unserer Frauen Fuß, und selbst in der Nacht unter dem leichteren Deckbette, gedacht haben: Die arme Beraubte! Auch würde uns jedes künftige Mißgeschick als die Frucht des ungerechten Gutes erschienen seyn. „Schlecht und recht“ sagt David, „Das behüte mich!“ drum sey getrost, und harre des Herrn! Hat er Dir nicht vor vielen Tausenden Leben und Glieder bewahrt? Bey Deiner Kraft, Deiner Rechtlichkeit und Deinem Wissen, wirst Du nicht darben, und für die sauern Schritte und die wackere Ausdauer auf der Erdenbahn muß Dir ohnehin ein Ruhesold werden.“

Albrecht raffte sich auf, er schöpfte Obem, kehrte zu seinem Sitze zurück, und sagte, nach Ermannung strebend, mit halber Stimme:

„Mit nichts, mein Bruder! Ich bin versorgt, Herr General! entgegnete ich, als mir dieser, im Spitale zusprechend, eine Pension verhiess: ich bin bey Mitteln, und mag den ohnehin verarmten Staat keinesweges berauben helfen. Sieh aber selbst,“ fuhr Albrecht fort, „griff abwärts, und warf den linken, künstlich befestigten Scheinfuß auf die Tafel: wie es um meine Glieder steht. Die Quetschung, deren ich vorhin gedachte, veranlaßte einen Schaden, den der Frost und die Gewaltmärsche unheilbar machten. Das Bein mußte sterben, wenn ich fortleben sollte; sie legten es meiner Nachbarin im Spitale, einer französi-

schon Marktenderin bey, die am Tage der Ablösung begraben ward, und der Fund des Gerippes bringt einst vielleicht zukünftige Naturforscher auf die Idee, daß es dreybeinige Prädamiten gab. Diesen theuern Generalsfuß aber, den ein gemeines Stacketchen vertreten hätte, wog ich Unbesonnener mit dem Reste jenes Goldes auf.

Jetzt ward es lebhaft im Vorhause, die Bienen kamen wieder, um frischen Honig einzusaugen, und das fromme Glärchen fühlte sich, Kraft ihres Gottvertrauens, stark genug, die trostlose Muhme zu vertreten, decliniren, dividiren und das einstudirte Trostlied hersagen zu lassen, welches ihr Gemüth jetzt zwiefach ansprach und crquickte.

Albrecht hatte sein Bein wieder angelegt, und die Betrübten heimlich verlassen, um im Freien Luft zu schöpfen, und mit sich und dem himmlischen Lenker zu Rathe zu gehn. Vor ihm her schritt oder schlich vielmehr die liebenswerthe geheime Räthin von Welly, mit Erdmuthen, ihrer jüngern Schwester, welche sich, noch vor einer Spanne Zeit, als die Krone der Jungfrauen, von der Männerwelt gefeiert, von den Dichtern besungen, von dem Hofe begünstigt, mit allen Blüthen und Goldfrüchten des Lebens bedeckt sah. Fürstensöhne hatten zu ihren Füßen gelegen, ein edler, reicher, schon bejahrter Britte, nach dem vergeblichen Streben um des Fräuleins Huld und Gewährung, ihr

die Halbschied seiner Habe vermacht. Seit Monaten aber waren jene Blüthen und Früchte plötzlich erblichen und verwelkt, die Schönheitswellen der Adonidenform zerronnen, die Rosen ihrer Wangen zu glühenden Páonien geworden, das Chor der Götendiener aber allmählich bis auf den letzten Sakristan verschwunden. Im Busen, den vorher mit jedem neuen Morgen der Gott der Freude hob, zuckte jetzt, ängstend und beklemmend, das brennende Weh, im Wechsel mit dem Todeshauche eiskalter, Mark und Gebeine durchrieselnder Schauer. Die beflügelten, schnellkräftigen Füße, welche Erdmuthen, noch im Laufe des letzten Faschings, vom Abende bis zum Morgenrothe, der schwebenden Kamöne gleichstellten, versagten ihr jetzt, oft genug, den leichtesten Dienst. Der Jugend Glorien erloschen, ein Lebenslicht starb nach dem andern hin, und ihre Psyche hüllte sich, trübsinnig und verbittert, selbst die Bärtlichkeit der Lieben verkennend, in den Kreppflor des Leides. Denn ihr Bewußtseyn sprach, wenn etwa die Schwester jetzt einen Sturm- tanz auf dem Flügel anschlug: „Du hast's verwirkt!“ und wiederum: „Du hast's verwirkt!“ wenn sie ein Schnürband rauschen hörte.

Rathlos, wie die Kranke, und wie sie versunken in die Nacht der Gegenwart, durchstrich jetzt Albrecht, fast ohne sein Wissen, den herrlichen Burggarten. Furchtbares und Liebliches — der rollende Donner, und eine zarte Frauenstimme, riefen ihn endlich in die Außenwelt zurück. Er fand sich unter strömendem Re-

gen an einem offenen Lusthause des Gartens wieder, in dem die nur erwähnten Schwestern vor dem plötzlich herbeysfliegenden Unwetter Schutz gesucht hatten. — Ach, lieber Herr Soldat, schmeichelte die Eine, durch sein armseliges Aussehn zu dem Antrage erimuthigt: Sie könnten uns einen Dienst erweisen, für den sich mein Gatte, der geheime Rath Welly, reichlich abfinden würde — könnten sich in die Stadt zurückbemühen, und veranlassen, daß uns der Wagen hier abhole. Wir wohnen im ersten Stocke des neuen Eckhauses am Markte, Nummer 13. Sie können nicht fehlen.

Albrecht diente gern, war bereits windelnaf, auch verdarb ihm der Regen nichts; er stand bald darauf an der Thür des Borsals, und zog die Schelle, doch Niemand regte sich; er ergriff den Drücker, fand sie unverschlossen, schritt einer innern zu, klopfte und harrte vergebens, öffnete wieder, schlich durch zwei folgende Zimmer, und erblickte im dritten, statt der gesuchten Lebendigen, ein Tischlein mit todttem Mamon, mit Rollen und Geldsäcken überladen. Der Bestürzte rief jetzt, aus hellem Halse, He! Hollah! — Hurrah! sogar, doch blieb das Feldgeschrei unvernommen; er aber wollte in seinem Drangsale, am wenigsten an dieser Stätte verweilen, wo ihm ein Versuchungs-Teufelchen nach dem andern zu dem Heilquelle hinwinkte, machte daher plötzlich rechts um, verschloß die Schatzkammer, denn der Schlüssel stak, und gerieth endlich in das Zimmer der gichtkranken Mutter des Hausherrn.

Frau von Welly saß im Bette, sie las, von den Bligen geängstet, in ihrem Gesangbuche, und schrie laut auf, als diese schnurrbärtige, verwogen aussehende Kriegsgurgel plötzlich eintrat, und um sie zu beruhigen, hastig nähete. Albrecht bat dagegen, im Widerspruche mit seinen Außenfarben, demüthig um Entschuldigung, eröffnete den Zweck des Erscheinens, beklagte, daß ihm Geld und Gut, statt der gesuchten Dienerschaft, vor Augen gekommen sey, händigte ihr den Schlüssel jenes Zimmers ein, und wendete den einzigen, noch zusammenhaltenden Schubsack nach Außen, um seine Achtung vor des Nächsten Habsale zu beglaubigen. Da schöpfte die Verzagte wieder Obem, lächelte so mildselig, als in den Tagen der frühesten Liebe, und sagte, die zitternden Hände faltend:

„Sie beugten mich, Schätzbarer! aber Sie erheben mich wieder, und ich begreife die Ursache dieser Verlassenheit. Mein Sohn war, noch vor kurzem, hier, er fertigte den Joken mit zwei Regenschirmen ab, um unsere Damen aufzusuchen; das Stubenmädchen holt mir Arzney, der andere Diener aber und die Köchin waren im Garten beschäftigt, doch sollte sie das Gewitter zurückgeführt haben.

Zener zuckte lächelnd die Achseln und sprach: „Verlasset Euch nicht auf Menschen, sagt die Schrift: am wenigsten auf Adam und Eva, wenn sie selbander im Garten sind.“

Sie Bibelfester! rief die Matrone, um ihn bey Gutem zu erhalten, denn ihre Uhr und allerlei Sil-

berwerk, daß er eben in's Auge faßte, lag auf dem Tische umher: Sie Menschenkenner! Ach, Sie lieber, wackerer Mann, der leider Gottes! um meiner Schwiegertochter willen zur gebadeten Maus ward — zu unserm Engel, wollte ich sagen, dem reichlich vergolten werden soll. Wer sind Sie, daß man fragen mag? Ein tapferer Soldat, nicht wahr? Und ein veräumter! Der Staat ist freilich jetzt zu arm, um unsere Helden weich zu betten.

Albrecht ahnte in diesem wundersamen Vorgange eine himmlische Fügung; die süßen Worte und sein Zustand hoben das Herz auf die Rippen, er theilte der Gütigen seinen Lebenslauf, bündig und treuherzig, mit, schilderte die Seinen und ihren Nothstand, gedachte selbst jener trüglichen, in Moskau gepflückten Frucht der Erkenntniß, der heutigen, niederbeugenden Enttäuschung, und seine Augen wurden naß.

Die gnädige Mama lauschte mit inniger Andacht, nahm lebhaft Theil, freute sich, still, seiner rechtlichen Gesinnungen; es neigte sich ihm, unwillkürlich, das Herz zu; sie unterbrach jedoch plötzlich diese Wallung, und rief:

„Aber die Welly und ihre kränkelnde Schwester sitzen ja noch immer, des Wagens gewärtig, im Burggarten! Oh, Guter! Laufen Sie doch schnell in den Hof; links hinten wohnt der Kutscher, der gleich anspannen, und sie holen soll.“

Albrecht folgte pfeilschnell der Weisung; er traf im Borgemache einen gähnenden, besternten, nach dem Wetter ausschauenden Herrn, welcher, allem Anscheine nach, der Baron Welly war, und ihn anstarrte; schlüpfte an demselben vorüber, und fand auf der Stiege seinen vormaligen General, der jenen zu besuchen kam.

Guten Tag, Kamerad! sagte der Hulbreiche; woher des Weges? Der geheime Rath soll wohl zu einem Nemtchen helfen?

Ach, wenn er wollte! entgegnete Albrecht mit einem Stoßseufzer; sein Gönner sprach: Nur angebäumt! Mein Zeugniß soll nicht fehlen.

Gott lebt noch! dachte der Erquickte, trieb den gefundenen Kutscher an, und kehrte dann in das Wohnzimmer zurück, denn es galt ja die Frage, ob jenes Capital noch unverfehrt, und nicht etwa, vor seinem Erscheinen, von einem unsaubern Geiste bemerkt und verkürzt worden sey. Es schien ihm nothwendig, den ehrlichen Namen durch seine Gegenwart vor jedem Zufalle und Verdachte zu sichern, eigentlich aber hatten die Folgen des überspannten Diensteyfers die Verwahrlosung des Quartiers und der Frau Mutter herbeigeführt.

Der geheime Rath, ein rastloser Arbeiter, war, von der Anstrengung und der drückenden Gewitterluft erschöpft, am Schreibtische entschlummert — der Soken, welcher die beiden Damen auffuchen sollte,

vergaß, in seinem Eifer, die Thüre des Vorsaals abzuschließen, der Bediente endlich, welcher der Köchin im Garten zur Hand ging, war, vom Guffregen überfallen, mit derselben in die nahe Mandelkammer geflüchtet, und konnte die nervenschwache Theresine, der Zufälle halber, welche jedes nahende Gewitter über sie brachte, als ihr beständigster Freund, nicht verlassen.

Herr von Welly führte seinen Schwager, den General, zu der kranken Mama und fand sie äußerst aufgeregt. Sie schalt, im Aerger, den nachlässigen Sohn, der, nur für Acten lebend, die verzogenen Dienstboten ausarten, sie selbst, im Laufe dieses göttlichen Strafgerichtes, allein, und Thür und Angel offen lasse. Wie hat dagegen der General seine Leute gezogen, fuhr sie fort: die müssen, wahrlich! selbst in Feindes Lande nur als eine väterliche Heimsuchung, als milde, leis und schonend auftretende Strafengel erscheinen. Hierauf erzählte die Frau Mutter beiden Herren, was ihr in dieser Angststunde begegnete, theilte ihnen selbst die Geständnisse des belobten Invaliden mit, pries seine seltene Rechtlichkeit, seinen freudigen Hülfeeifer, und machte es dem Sohne zur heiligen Pflicht, diesen unglücklichen Ehrenmann zu versorgen. Auch der erfreute General stimmte ihr bey, er rühmte Abrechts unbescholtenen Wandel, seinen Fleiß, seine Treue, sein Geschick als Rechner und

Schreiber und auch das Zartgefühl, welches denselben früher bestimmt hatte, dem wohlverdienten Ruhegehalte zu entsagen. Da trat das Mädchen mit der Arzney ein, es meldete den Herren, und Welly rief: Der ist willkommen! Herein mit ihm!

Erasmus, der Schulhalter, wusch indeß daheim, zum Feier-Abende, die zahlreichen Pudel seiner Lateiner mit rother Tinte; das Frauchen lag, von den Nachwehen des heutigen Bonnetraumes verstimmt, auf dem Sopha, Clara ängstete sich, still am Fenster lauschend, über das Ausbleiben des Herzliebsten; da trat derselbe, rasch und begeistert, wie am Morgen, in's Stübchen, und sagte mit wankender Stimme:

Das war ein gnädiges Gewitter! Ein segenreiches, liebe Seelen! Erhebt den Herrn! Wäre der nicht auf den Wolken einhergefahren — hätte er nicht aufgethan die Brunnen des Himmels, Gueer Störenfried säße noch da, mit einem Beine und tausend Sorgen, Euch zur Last und sich zum Harne. Nun aber werde ich Hospital-Verwalter, werde ein geborgener Mann, und Dir, Herr Bruder, sichert der geheime Rath Welly ein einträgliches Lehramt bey der großen Freyschule zu, die eben, unter seiner Leitung, errichtet wird.

Das aufhorchende Glärchen sah ihn, wie am Morgen, bedenklich an; die Hausfrau raffte sich, neu

belebt, vom Sopha auf, und Albrecht glitt, erschöpft, in den Stuhl, er zog die bebende Geliebte auf den Schooß, er erzählte den Hergang, pries die heilige, heilbringende Fügung; die Herzen der Seinen wallten, von derselben Inbrunst entflammt, und ihre Thränen lobten den Helfer.

Rettung in der höchsten Noth.

N o v e l l e

v o n

G e o r g D ö r i n g.

„Will denn diese nächtliche Fahrt noch immer kein Ende nehmen?“ sprach mit klagender Stimme die achtzehnjährige Adeline zu ihrem finster schweigenden Oheim, welcher sich den Mechaniker Morelli nannte, da eben ein gewaltiger Stoß des, in den helperichten Gebirgswegen sich mühsam fortbewegenden Wagens die beiden Reisenden auf das heftigste erschütterte hatte.

„Raum ertrag' ich noch länger diese Mühseligkeiten!“ fuhr das zartgestaltete Mädchen fast weinend fort: „mitten in der Nacht werde ich auf eine stürmische Weise erweckt; gleich einer von der Gerechtigkeit Verfolgten, muß ich unvorbereitet und augenblicklich mit Ihnen Paris verlassen; mit Kurierpferden durchheilen wir Frankreich, und überfliehen dessen Grenze, um dießseits des Rheins, in meinem deutschen Vaterlande, noch immer keine Ruhe zu finden. Meine Brust leidet; mein ganzes Wesen ist auf das Gewaltsamste angegriffen. Ist es denn nicht möglich,

daß wir nur ein paar Stunden in irgend einer gastlichen Bauernhütte rasten?“

Die Rede des Mädchens wurde durch das Getöse des Sturms, der furchtbar in dem Schwarzwalde des Gebirges tobte, und den in Strömen vom nächtlichen Himmel herabstürzenden Regen wider die äußeren Wände des Wagens peitschte, zum Theil verschlungen. Morelli selbst hörte wenig darauf, indem er trotz des furchtbaren Unwetters, das Wagenfenster an seiner Seite niedergelassen hatte, und mit hinausgebogenem Oberleibe auf andere Töne, als die von dem Sturm hervorgebrachten lauschte, welche jedoch zu fern und zu verwirrt waren, um von dem aufmerksam Horchenden unterschieden werden zu können.

„Es ist nichts. Ich täuschte mich;“ sagte der finstre Alte jetzt halblaut vor sich hin, und zog das, gegen Sturm und Regen schützende, Fenster wieder auf. Dann wendete er sich zu der von Fieberschauern erbebenden Nichte, deren klagende Stimme er wohl vernommen hatte, wenn er auch nicht bemüht gewesen, ihren Worten Gehör zu leihen.

„Was jammerst Du?“ fuhr er mit schneidender Härte in dem Tone seiner Stimme Adelinen an: „Wäre Dein Herz von Besorgniß über das Schicksal Deines nächsten lebenden Verwandten, der Vaterstelle an Dir vertreten, erfüllt; so würdest Du gern jede Mühseligkeit, jede Beschwerde ertragen, denen er selbst im hohen Alter sich preis zu geben gendthigt ist. Aber

Dir ist Deiner Mutter Bruder fremd. Dein Herz beklagt die Trennung von einem albernem Thoren, jenem Reinhold, dem Du nun plötzlich entschwunden bist, ohne daß er weiß: wie und wohin. „Der Narr!“ lachte höhnisch und verbissen Morelli in sich hinein: „hätte die holde Blüthe pflücken können, wenn er muthig genug gewesen wäre, das Leitseil der dummen Ehrlichkeit abzuwerfen. Nun habe ich doch, was ich haben wollte, und er geht leer aus! Das sind die Früchte einer kindischen und beschränkten Weltansicht.“

„Sie irren, mein Oheim, wenn Sie glauben, daß die Erinnerung an Reinhold mir diese Klagen auspreßt;“ erwiderte Adeline, welcher des Oheims letzte Worte unverständlich geblieben waren. „Was ich in diesem Augenblick empfinde, ist wirkliches körperliches Leiden, das mir eine, wenn auch nur kurze Ruhe zum Bedürfnis macht. Wie ungerecht aber ist es von Ihnen, daß Sie verlangen, ich solle Furcht vor einer Sie bedrohenden Gefahr hegen, die ich nicht kenne, von der ich nichts ahne? Was können Sie Schreckliches zu besorgen haben, daß eine solche Aufopferung aller Rücksichten auf Gesundheit und körperliche Pflege geböte? Wir leben still und eingezogen. Niemand ist von uns beleidigt worden; keine politische Beziehung kann“ —

„Schweig!“ fiel der Alte so laut und heftig ein, daß die Nichte zusammenschrak. Wie streng und

schroff Morelli auch das Mädchen stets behandelte, so lag doch ein lautes und heftiges Sprechen gar nicht in seiner Weise. Er hatte sich vielmehr angewöhnt, immer nur gedämpft und langsam zu reden, und selbst, wenn er Ursache zu haben glaubte, Adelinen mit Vorwürfen zu überschütten, so geschah dieses in einem verbissenen, unangenehm zischenden Tone. Um so mehr erkannte die Jungfrau, daß in diesem Augenblicke der Gedanke an ganz besondere und höchst bedeutende Verhältnisse seine Seele beunruhigen mußte.

„Was weißt Du!“ fuhr Morelli gemäßiger fort., „Glaubst Du Deinen Oheim kleinmüthig genug, daß er um nichtswürdiger Dinge, um des Scheines einer leichten Gefahr willen, bey nächtlicher Weile die Flucht ergriffen, und selbst, da schon der Rhein und Frankreichs Boden hinter ihm liegen, durch die unwegsamen Gebirge des Schwarzwaldes unaufhaltsam fort zu einem noch weit entlegenen Ziele eilen würde, ohne sich eine kleine Frist der Erholung zu gönnen? Nein, nein, Kind! Vor Kleinem zittert Morelli nicht. Er trägt einen Schatz bey sich, dem eigentlich kein irdischer Preis gewachsen ist; denn an ihn knüpft sich die Zukunft von Tausenden: Leben und Tod, Lust und Verzweiflung! Ha, ha! Wie hat doch der unscheinbare Mechaniker dem überklugen Diplomaten der Welthauptstadt eine Nase gedreht, so lang, daß sie bis an die Nawa reicht und noch weiter! Aber, Kind, da liegt es eben! Diese Nase strecken sie hinter mich her, um mich auszuspiiren, und erwischen sie mich

noch da, wo sie Macht haben, so wird mir das Gehirn um ein paar Loth Bley schwerer gemacht, wenn sie mich nicht aus übergroßer Gnade etwa auf Lebenszeit als Assessor ohne Stimme auf den Galeeren anstellen; in beiden Fällen jedoch, mein Liebchen, hast Du den charmantesten Dheim von der Welt — gehabt.“

Adeline schauberte zusammen. Die letzte Hälfte seiner Rede hatte Morelli mit einer gewissen grinsenden Süßlichkeit vorgebracht, welche dem Mädchen noch weit verhaßter und widerlicher war, als sein gewöhnliches schroffes und hartes Betragen. Sie entgegnete nichts; ein tiefer Seufzer hob die bewegte Brust. „Also im Schwarzwalde sind wir!“ begann sie, nach einer Weile, ein stilles Selbstgespräch, indem sie den seidenen Mantel fester um die vom Frost erhebenden Glieder schlang: „Mir ist wohl geworden, seit ich diese Kunde weiß! Hier ist Reinholds Heimath, hier hat er seine Kinderjahre verlebt, sein Fuß vielleicht ist oft über diese Stelle hingeeilt, über der ich jetzt schwebe! Wie manches Mal hat er mir von diesen himmelanstiegenden Bergen erzählt, wie hat er mit lebendiger Rede diese Felsenthäler, die rauschenden Gewässer, die steilen Bergwände geschildert! O führte doch ein glückliches Ungefähr uns in sein elterliches Haus! Noch lebt seine Mutter, die er mit treuem Herzen liebt und verehrt, sein Bruder, der schon als Knabe ein wilder und kühner Jäger war — wie wollte ich im Anschauen der lieben Ge-

stalten schon mich ergötzen, wenn ich auch nicht reden dürfte von dem, der mir über Alles theuer ist!"

Durch einen sehr heftigen Stoß, welchen in diesem Augenblick das Fuhrwerk erhielt, ward Abelinens Gedankenreihe unterbrochen. Der Wagen schoß plötzlich eine so jähe Stelle hinab, daß Oheim und Nichte kaum ihre Plätze behaupten konnten. In die stürmische Nacht hinaus tönten die lauten Flüche und Schimpfreden des Kutschers, dem es erst nach großen Anstrengungen gelang, die scheugewordenen Rosse zum Stehen zu bringen. Eine Zeit der Bangniß und Furcht vor einbrechendem Unglück war flügelschnell vorübergeeilt. Jetzt wendete sich der Rossebändiger in die Kutsche, und erklärte mit trockenen Worten: daß es unmöglich sey, weiter zu fahren. Die rechte Straße habe er längst verloren, und hier im wilden Gebirg, wo noch überdieß die pechschwarze Nacht weder Weg, noch Steg erkennen lasse, gähnten tausend Abgründe, von denen einer schon mehr, als hinlänglich sey, um Passagiere und Kutscher, Rosse und Wagen, einen schrecklichen Untergang finden zu lassen. Er wisse, in dieser Finsterniß und bey dem furchtbaren Sturm- und Regenwetter keinen bessern Rath, als die Pferde auszuspannen, und an dieser Stelle in Geduld den anbrechenden Tag zu erwarten.

„Nicht so, mein Bürschchen!“ entgegnete Morelli mit dem verbissenen und heisern Tone, in welchem Abeline den Verkündiger des in dem Oheim erwachenden innerlichen Zorns erkannte. „Du mußt

die Nacht hindurch fahren: so lautet mein Vertrag, und wenn es mir recht ist, Hals und Beine zu brechen in Deinen tausend Abgründen, so darfst Du nicht mucksen, und brichst Hals und Beine zur Gesellschaft mit. Vorwärts! Kein Wort weiter! Zum Fahren habe ich Dich gedungen, aber nicht zum Raisonniren."

Betreten über des Mannes harte und verwegene Rede, schwieg der Kutscher einige Augenblicke lang. Dann hob er verlegen auf's Neue an:

„Die Abgründe und Schlünde sind es auch eben nicht, die ich so sehr fürchte, denn im Nothfall seh ich doch noch durch die Finsterniß hindurch, und meine Kasse wittern gar scharf jede Gefahr. Aber, Herr, ein viel Schlimmeres bedroht uns, wenn wir weiterfahren. Wir kommen hier, wie ich noch recht wohl gewahre, immer mehr in die Nähe des verrufenen Mummelsee's. Da gehen die Mummeli oder Wasserjungfern um, besonders in solchen finstern und stürmischen Nächten. Dem geht's übel, der sie stört in ihrer heimlichen Lust. Die lieben Heiligen können ihn nicht schützen, und die Mummeli tödten den Leib und überliefern die Seele dem Gottseybeyn. Laßt Euch warnen, und uns still an diesem Plage verhalten!"

„Abergläubischer Tropf!" rief der Alte, und wollte eben den strengen Befehl zu augenblicklicher Fortsetzung der Reise wiederholen. Da hielt das Tosen des Sturmes einige Augenblicke lang inne, ver-

worrene Stimmen ließen sich vernehmen, naheß Waffengeräusch drang zu Morelli's Gehör.

„Der Satan ist mir auf den Fersen!“ schrie dieser grimmig auf, und riß ein Taschenpistol hervor. „Vorwärts, Schurke! Und treib Deine Thiere zum unaufhaltsamen Laufe, oder ich jage Dir eine Kugel durch das Herz!“

„Um Gotteswillen, was kann Sie zu diesem Entsetzlichen veranlassen?“ rief die geängstigte Abeline, und fiel dem Dheim in den Arm.

„Laß mich!“ erwiederte Morelli, indem er sie unsanft auf ihren Sitz niederdrückte. „Hier gilt kein Zögern, hier kann nur rasches und entschlossenes Handeln retten.“

Morelli's Drohungen hatten die Widerspenstigkeit des Kutschers bewältigt. Schon schwang dieser die Peitsche, um die Pferde in einen scharfen Trab zu setzen, als mit einemmale aus dem Dickicht zu beiden Seiten des waldbegrenzten Wegs ein düstres Licht brach, und zugleich die Nachtwanderer von einer rauhen Stimme mit dem Anrufe: „Qui vit?“ begrüßt wurden.

„Ich bin verloren!“ stöhnte Morelli, und legte rasch das Pistol von sich. Dann nahm er hastig ein Taschenbuch von ansehnlichem Umfange aus seiner Brusttasche, und schleuderte es mit einer krampfhaften Gebehrde durch das geöffnete Kutschenfenster weit hinweg, in das benachbarte Gesträuch. „Fahre hin, du Frucht so vieler Sorgen und Mühen!“ knirschte er mit bit-

term Lächeln. „Wohl mir, daß deinen Kern mir Niemand rauben kann! Den hält das Gedächtniß treu und fest in seinem Grunde.“

„Über Dheim, ich begreife nicht“ — stammelte Adeline.

„Still,“ unterbrach sie der Alte: „Setzt mögen sie kommen! Der Vogel ist ausgeflogen; das Nest ist leer.“

Indessen waren diejenigen, welche die Reisenden an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert hatten, näher getreten. Mehrere von ihnen trugen kleine Laternen, deren düster brennendes Licht die waldbigte Umgebung und ihre eigene Gestalten nur wenig erhellten. Der Mechaniker und seine Richte erkannten nun, daß sie einen Trupp kaiserlich französischer Soldaten vor sich hatten, die, in ihre Regenmäntel gehüllt, den Wagen umstanden, und von denen einige die Zügel der Pferde ergriffen hatten. Aus Adelinens Gemüth entwich die Furcht vor Räubern, welche sich bey dem ersten Geräusche und dem Anrufe der Herbeykommenden ihrer bemächtigt hatte, und sie fühlte sich nun um Vieles sicherer und ruhiger. Auch auf das Antlitz Morelli's war völliger Frieden zurückgekehrt, und er blickte mit einem wohlgefälligen Lächeln auf die zunächststehenden Soldaten. Adeline aber täuschte das nicht; sie kannte ihren Dheim genug, um unter der Larve der Gleichmüthigkeit den Sturm in seiner Seele, die peinigende Unruhe seines Innern, zu bemerken.

Aus dem Haufen der, in einem seltsamen Schweigen verharrenden Franzosen trat, nach einigen Augenblicken spannender Erwartung, ein hochgewachsener Mann an den Rutschenschlag und heftete beym Scheine einer Leuchte, die er in den Wagen hielt, seine durchbringenden Blicke bald auf Abelinen, bald auf ihren Oheim. Der goldbesezte Hut mit den vom Winde hin und her bewegten Schwungfedern, welchen er trug, machten ihn als einen Offizier höhern Ranges kenntlich. Sein Angesicht war jugendlich und von edeln Verhältnissen; doch hatten heftige Leidenschaften oder vielfach überstandene Mühseligkeiten tiefe Spuren darauf zurückgelassen. Abeline konnte sich nicht bergen, daß der fremde Offizier in der That ein interessanter Mann sey, und eine entfernte Ähnlichkeit in den Zügen des Mundes erinnerte sie freundlich an den theuern Reinhold; aber jene Furchen in den Wangen, das Wüste und Zerrissene des ganzen Angesichts verursachten ihr zugleich ein sehr widriges Gefühl, welches durch ein unheimliches und lauerndes Wesen in den dunkelglühenden Augen des Fremblings noch vermehrt wurde.

Nachdem dieser eine Zeitlang die scharf spähenden Blicke auf Abelinen und dem ihm neugierig entgegensehenden Morelli hatte ruhen lassen, als er warte er selbst eine Anrede der Reisenden, unterbrach er endlich die herrschende Stille, indem er mit rauher, tiefstönender Stimme sagte:

„Es ist etwas Ungewöhnliches, hier in den abgelegenen Waldwegen des hohen Gebirgs, und überdies in so später nächtlicher Stunde Reisenden zu begegnen. Seit mehreren Monaten habe ich meinen Posten hier im Gebirge, und es sind mir keine Fremde zu Gesicht gekommen. Welcher Zufall kann in dieser stürmischen und regnerischen Nacht Sie hierher verschlagen haben?“

Abeline war überrascht, diese Worte aus dem Munde eines französischen Offiziers in einem fließenden Deutsch zu vernehmen, das übrigens von der Vermischung eines übelklingenden Provincialdialekts nicht frei war. Mit gefälligem Lächeln und ohne Zögern beantwortete Morelli des Kriegsmanns Frage dahin, daß höchst wichtige Geschäfte ihn nöthigten, seine Reise zu beschleunigen, daß er deshalb auch die Nacht hindurch fahre, aber wahrscheinlich durch des Kutschers Unkunde von der großen Straße abgekommen und im Gebirge verirrt sey.

„Wollen Sie mich,“ fügte er hinzu, „durch Einnen Ihrer Leute wieder auf den rechten Weg weisen lassen, so würden Sie mich ungemein verpflichten, und es sollte des Führers Schaden nicht seyn.“

Während der Alte sprach, hatte der Offizier dessen Richte mit so kühnen und glühenden Blicken betrachtet, daß diese schüchtern die Augen niederschlug und vor den wilden Ausdrücken eines leidenschaftlichen Verlangens, das sich unverkennbar in jenen Blicken zeigte, innerlich erbebte.

Jetzt wendete sich der Offizier wiederum an Adelinens Oheim und sagte, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog, mit ernstem und strengem Tone:

„Ihren Paß, mein Herr! Ich habe gemessene Befehle, alle verdächtige Reisende genau zu untersuchen, und Ihre nächtliche Fahrt in diesen entlegenen Gebirgsgegenden ist keineswegs geeignet, Sie von jedem Verdachte frei zu sprechen.“

Ein leichtes Zucken flog über des Alten Angesicht. Ohne jedoch im Mindesten die Fassung zu verlieren, reichte er dem Offizier das verlangte Papier hin.

„Mechaniker Morelli!“ las dieser langsam aus dem entfalteten Blatte, und legte die Hand nachsinnend an die Stirn: Wie ist mir denn? Wenn ich nicht irre, so habe ich erst gestern die Weisung empfangen, einen sehr gefährlichen Mann dieses Namens, wenn er mir in den Weg kommen sollte, festzunehmen und zugleich über ihn an die höhere Behörde zu berichten.

„Das ist wohl ein Irrthum!“ fiel der Alte heftig ein.

„Nur ruhig: mein Herr!“ erwiderte kalt der Krieger. „Es könnte wohl seyn, daß ich mich irrte; denn ich habe viele Befehle solcher Art in Händen. Hier aber kann ich unmöglich darüber entscheiden, und ich sehe mich also genöthigt, Sie unter gutem Geleite nach meiner Station bringen zu lassen, wo denn, sobald ich von bringenden Dienstgeschäften zurückkehre,

morgen oder übermorgen die Sache näher untersucht werden soll."

Morelli entfärbte sich und ergriff zusammenbebend mit krampfhaftem Händedruck Adelinens Rechte.

„Um Gotteswillen!“ jammerte das Mädchen:
„Was soll das heißen? Was wird aus uns werden?“

„Ohne Furcht, schönes Kind!“ suchte der Offizier sie zu beruhigen, indem er den rauhen Ton seiner Sprache zu möglichster Milde stimmte, „ich hoffe, daß sich Alles auf das Befriedigendste aufklären soll, und daß Ihr reizender Mund mir diese kleine Unterbrechung Ihrer Reise dann gern verzeihen wird.“

„Sie wollten also wirklich“ — begann Morelli nochmals den Krieger anzureden.

Der Offizier jedoch beachtete seine Einwendungen nicht, sondern trat zu seinen Leuten und sprach heimlich mit ihnen. Zwei von diesen, mit Büchse und Säbel wohl bewaffnet, nahmen hierauf, Adelinen und ihrem Oheim gegenüber, ihre Plätze im Innern des Wagens ein; ein dritter setzte sich dem Kutscher zur Seite auf den Bock. Mit kalter Höflichkeit grüßte der Offizier Abschied nehmend in die Kutsche, die nun, nach Anweisung des dem Rosselenker zugegebenen Soldaten, die Fahrt nach ihrem unbekanntem Ziel antrat.

Der Sturm in der Natur hatte sich besänftigt. Der Regen hatte aufgehört, und einzelne Sterne strahlten durch die zerrissene Wolkendecke hernieder. Im Tannenwalde heulten die brausenden Stürme des Win-

des nicht mehr, und aus der Ferne ließ sich das harmonische Glockengeläute aufgeschreuchter Heerden vernehmen. Kein Lichtstrahl der Ruhe und des Friedens aber neigte sich in *Abelinens* beängstigtes Gemüth; das Innere des Mechanikers ward von einem wildern Sturme durchzogen, als der, unter welchem noch vor kurzer Frist die Außenwelt gebebt hatte: die Furcht vor der Entdeckung seines geheimnißvollen Wirkens, vor dem nahen und schimpflichen Tode des Verbrechers, trat in ihrer erdrückenden Gewalt auf ihn ein.

Der stürmischen Nacht war ein heitrer Morgen gefolgt. Die Sonne schickte schon gar freundliche Strahlen durch die Wipfel der hohen Tannen auf den heitern Wiesenplan hinab, an dessen waldbegrenztem Rande das einzeln stehende Gehöft der Frau *Martha*, einer ältlichen Wittwe, lag; als *Else*, Frau *Martha's* elternlose Nichte, mit leisem Schritte aus der Thüre des Hauses schwebte, und zu dem Brunnen- troge trat, um in diesen zwei Gefäße mit frisch gemolkener Milch, zur Aufbewahrung für den Sommer auszuleeren. Die Wangen des Mädchens strotzten von Gesundheit und blühender Röthe; die dunklen Augen funkelten unter den schwarzen Braunen hervor, wie Karfunkelstein, und die kurze faltenreiche Kleidung verlieh *Else* einen eigenthümlichen Reiz, von dem sie jedoch nichts ahnete.

„Heiliger Anton!“ rief sie verwundrungsvoll aus, als ihre Blicke auf die, dem Wiesenabhange gegenüber, in riesigen Gestalten aufsteigenden Berggipfel fielen: „Wie zieht doch der Katzenkopf ehrerbietig seine Nebelkappe ab vor dem Grusse der jungen Morgensonne, und wie treiben ihre erwärmende Strahlen doch die Nebelgebilde vom Mummelsee hinab in finstre Schluchten und ins wilde Felsenthal! Das bedeutet schön Wetter, auf den Sturm der Nacht, der mich nicht wenig geängstigt hat.“

Nachdem Else die schäumende Milch sorglos in den Trog gefüllt, und diesen wohl verschlossen hatte, trat sie zum Brunnen, und wusch mit dem kühlen erfrischenden Bergwasser Gesicht und Hände. Dann wandte sie sich zu dem Hause, und heftete die großen Augen nachdenklich auf ein kleines Eckfenster, das unter dem um das ganze Haus herum weitherabhängenden Schindeldache nur wenig hervorsah.

„Er ist die ganze Nacht über nicht heimgekommen, der Ehrenfried!“ sagte sie leise vor sich hin: „Was er nur immer des Nachts Geheimnißvolles zu treiben hat? Wer nur die wilden Gefellen sind, die in der Abenddämmerung oft zu ihm schleichen, mit denen er hinter verschlossener Thüre so viel verhandelt, und dann gewöhnlich auszieht, und manchmal mehrere Tage und Nächte über nicht wiederkehrt? Ach, er weiß nicht, wie das uns betrübt: die gute Muhme und mich; sonst unterließe er's wohl! Ob Muhme Martha auch in solcher Ungewißheit über des Sohnes Hand-

lungen schwebt, wie ich? Fast glaube ich's nicht. Vermuthungen hat sie gewiß, aber sie läßt sich nicht aus, und verschließt ihren Kummer in's Herz!"

Es wurde jetzt lebhafter in dem weitläufigen Gehöft, und aus dem Innern des Wohnhauses ertönte eine weibliche Stimme:

„Else, mein Kind, wo bist du? Hörst du kein seltsames Geräusch, wie Hufschlag von Rossen und das Rollen eines Wagens?"

In ihren Gedanken unterbrochen, eilte das Mädchen gleich bey dem ersten Rufe der Muhme dem Hause zu; nachdem sie aber deren weitere Worte vernommen hatte, blieb sie stehen, und lauschte aufmerksam in die Ferne.

„Wahrhaftig, Muhme!" entgegnete sie nun nach wenigen Augenblicken: „es tönt Pferdegetrappel und Wagenrollen den steilen Bergweg vom Rosenstein herab. Das ist ja ein seltnes Ding in unserm Thal! Horch! Da sind sie schon ganz nahe. Jetzt kommen sie um den Felsenvorsprung — o weh! Soldaten sind dabey, und eine ganz vornehme Kutsche rollt gerade auf unser Haus los!"

Bev diesen letzten Worten sprang Else furchtsam in's Haus, und schob den festen Riegel von Eichenholz vor die Thüre. Während aber das Mädchen noch hiermit beschäftigt war, trat Frau Martha, eine schmale Frauengestalt mit länglichem, bleichem Antlitz, aus dem Wohngemach, und sagte:

„Ey, Else, wie thust du nur? Das sind wahr

scheinlich Reisende, die sich verirrt haben, und von Martha's Hause ward noch kein Wandrer ungastlich zurückgewiesen."

„Aber die Soldaten — es sind Franzosen!“ wandte das Mädchen schüchtern ein.

„Desto besser!“ erwiderte die Alte: „so kommen sie in keiner feindlichen Absicht. Ihr Kaiser ist ja mit unserm Landesherrn verbündet, und wir haben nichts von ihnen zu fürchten. Deffne nur wieder die Thüre, und verwehre Niemandem den Eingang!“

Else that nach dem Gebote der Muhme; allein sobald sie den Kiegel zurückgeschoben hatte, sprang sie sogleich die wenigen Stufen hinauf, welche nach dem Bohnzimmer führten, und begab sich flugs in dieses, um hier unter dem Schutze der Frau Martha, die ruhig und gelassen in der Zimmerthüre stehen geblieben, der Dinge zu gewarten, die da kommen würden.

Indessen war die fremde Kutsche aus dem steinigten Bergwege auf den Wiesenabhang hinabgerollt, und hielt nun gerade vor Martha's Gehöft. Ein Mann in militärischer Tracht sprang heraus, und trat mit eiligen Schritten in das Haus. Als er der Wittwe, auf die er, wie ein alter Bekannter, zuging, näher gekommen war, verfinsterten sich deren Blicke, und die bleiche Stirn legte sich in ernste Falten.

„Was soll die Vermummung, Thomas?“ redete sie den Herantretenden an: „mich täuschest du nicht, und auch unter diesem Gewande erkenne ich in dir einen der schlimmsten Spießgesellen meines ver-

blendeten Sohns, die ihn zu heimlichen, aber gewiß unseligen Werken der Nacht und der Finsterniß verleiten. Warum bist du nicht lieber tief unten als ehrlicher Bergknapp in der Gute Gottesgrube *) geblieben, also daß du dem Bergseggen entsagtest, und nun hier oben wandelst, um da an der Güte des Herrn zu freveln und ein unheimliches Wesen zu treiben?"

„Ihr seyd zu Scherzen aufgelegt und macht lustige Wortspiele;" antwortete mit frechem Lachen der Befragte: „aber der Segen, dem ich jetzt nachgehe, giebt besser aus, als der in der Grube, und heimlich erworbenes Gut gewährt eben so viel Freude, als andres. Die Hauptsache bey Beidem bleibt, daß man's hat! Doch Scherz bey Seite! Ich komme in einem wichtigen Auftrage von euerm Sohne Ehrenfried." —

„Sprich: Störenfried!" fiel Frau Martha heftig ein.

„Meinetwegen auch so!" fuhr Thomas fort. „Er läßt euch schön grüßen, und in seinem Namen soll ich euch sagen, daß ihr die zwei dort in dem Wagen, einen alten Herrn und sein Bäschen, so lange hier beherbergen möchtet, bis er selbst wieder heimkehrt. Sein Wohl und sein Leben hänge davon ab, daß weder die Reisenden, noch ihr Kutscher, sich früher entfernen:

*) Ein Bergwerk im Schwarzwalde, bey dem Dorfe Wittichen.

ten. Auch dürften sie durchaus nicht erfahren, wo und bey wem sie sich eigentlich befänden. Ich und meine zwei Kameraden wollen schon dafür sorgen, daß Niemand entwischt; aber eure und eurer Leute Zeugen können wir freilich nicht commandiren. Die müßt ihr selbst im Zaume halten.

„Wie?“ sagte die Wittwe entrüstet: „Ich soll Theil nehmen an einem verdächtigen Unternehmen? Was habt ihr mit dem alten Manne und dem Mädchen, die ihr hierher bringt, um sie mit Gewalt fest zuhalten? Ihr müßt mir Alles sagen auf das Genauste, oder mein Haus bleibt euch und eurer Begleitung verschlossen.“

„Thut, was ihr wollt!“ entgegnete mürrisch Thomas: „aber wenn dann durch eure Schuld Ehrenfried eine Zierde des Galgens wird oder gar der kurzweiligen Guillotine unters Messer geräth, so habt ihr's zu verantworten, und nicht ich.“

„Was sagst du?“ fragte leise Frau Martha, indem sie von einem heftigen Zittern ergriffen wurde, so daß sie sich an dem hölzernen Treppengeländer halten mußte: „so schlimm könnte es mit ihm werden?“

„So schlimm wird's gewiß mit ihm, wenn ihr ihm den verlangten Liebesdienst versagt!“ erwiderte mit Bestimmtheit der gewesene Bergknapp. „Mir ist's gleich! Für meine Sicherheit will ich schon sorgen, und im Uebrigen wasche ich meine Hände in Unschuld!“

„Wie könnt ihr doch noch zögern, liebe Muhme? flehte jetzt Else, die hinter der Zimmerthüre ver-

borgen, Alles mit angehört hatte, und nun sich neben Frau Martha vordrängte: „Ihr habt ja gehört, daß es Ehrenfrieds Leben gilt, da werden's die lieben Heiligen selbst nicht für ungut nehmen, wenn ihr ein Uebriges thut! Das müssen ohnehin gar böse Menschen seyn, von denen unser Ehrenfried dergleichen zu befürchten hat.“

„Recht! Jungfer Else;“ lachte Thomas widrig auf: „ihr laßt den Ehrenfried nicht stecken; das wußte ich wohl!“

Das Mädchen erglühte über und über; Frau Martha aber seufzte tief auf und sprach:

„So mag's denn seyn! Ein Mutterherz ist ein gar schwaches Ding, dem kein höheres Gesetz gilt, als die Liebe zu dem Kinde. Führt die Fremden nur hinauf in Ehrenfrieds Stube. Schlimmes aber soll ihnen hier nicht geschehen, und gastlich sollen sie gehalten werden unter meinem Dache: so wahr mir Gott und seine Heiligen ein ruhiges Sterbestündlein verleihen!“

Rasch sprang Thomas jetzt an den Wagen zurück und öffnete den Schlag. Adeline und ihr Oheim, welche, von Zweifeln und Besorgnissen bestürmt, den Ueberrest der Nacht ihren Wächtern gegenüber gar unbehaglich in dem engen Behältnisse hingebacht hatten, stiegen heraus. Ihnen folgte der Bewaffnete, der nebst Thomas den innern Raum der Kutsche mit ihnen getheilt hatte.

Adeline betrachtete aufmerksam das Haus, vor dem sie jetzt stand, und dessen sonderbare Bauart ihre

Neugierde in einem nicht geringen Grade erregte. Es war von ansehnlichem Umfange, aber unbedeutender Höhe. Unter dem weit vorspringenden Dache zog sich rings um das, nur aus künstlich in einander gefügten, größtentheils unbehauenen Baumstämmen bestehende Gebäude eine hölzerne Gallerie, die mit allerley Geräthschaften bestellt war, und zum Aufenthaltsorte für das Gesinde, bey Verrichtung von allerley häuslichen Arbeiten, bestimmt schien. Alles war so reinlich gehalten, und das ganze Haus mit seinen kleinen Nebengebäuden hatte ein so schmuckes Ansehen, daß das Auge der Jungfrau gern darauf verweilte.

Von diesen Gegenständen ward Morelli nicht im Geringsten angezogen. Er maß mit finstern durchbohrenden Blicken den vor ihm stehenden Thomas, der jetzt zum erstenmale das Schweigen brach, welches er und sein Kamerad bisher beobachtet, und in einem geläufigen Schwarzwälder-Deutsch den Mechaniker und seine Tochter einladete, ihm in's Haus zu folgen, wo Ruhe und Erquickung ihrer harrten. Morelli erwiederte nichts auf die Einladung des Schwarzwälders. Nach einer kurzen Pause, in welcher er auch seine beiden andern Wächter scharf angesehen hatte, sagte er höhnlächelnd zu Thomas:

„Gelt? Ihr seyd auch von den Helden der großen Armee, die in Rußland mitgefochten haben, und dort sind euch die Adler von den Rockknöpfen gefallen, so daß diese jetzt keinem Dinge in der Welt ähnlicher sehen, als einem verwischten Kupferpfennig, und der

Frost hat euch das Tuch an eurer Uniform zusammenschmurren gemacht, so daß es Jeder, der es in der Nähe sieht, für eitel gefärbte Leinwand hält, und sonst nichts? Auch sind euch die Säbel zu kurzen Hirschfängern zusammengefroren, und die Flinten haben auf schneller Flucht sich die Hörner abgelaufen, und sind zu Jagdbüchsen geworden? Gelt, Freundchen, solche Helden seyd ihr?"

Thomas erwiderte die Anrede mit einem lauten Gelächter und versetzte dann mit unerschütterlicher Frechheit:

„Merkt ihr's endlich, daß wir weder Franzosen, noch Soldaten sind? Freilich bey hellem Tage darf man uns nicht betrachten! Da sieht man uns gleich das zusammengestoppelte Wesen an, und der Fuchs in der Wolfshaut ist nicht zu verkennen. Aber, Herr! bey Nacht und im Zwielicht geht das Ding schon mit: das habt ihr selbst erfahren. Da kann die linnene Uniform mit dem Kupferpfennig drauf, und das kurze Jagdmesser und die gezogene Stuzbüchse schon zu einem Streich helfen, der aus unser Einem einen reichen Mann macht für Lebens lang. Doch jetzt haltet euch nicht länger auf mit unnützem Gerede! Kommt mit in das für euch bestimmte Gemach: da ist's friedlich und lustig, da kann euer Bätschen die entbehrte Ruhe der vergangenen Nacht einholen!"

„Nicht von der Stelle gehe ich, bis ich weiß, wer ihr seyd, und was ihr von mir wollt;" erklärte mit entschiedenem Tone der Mechaniker: „ich würde keine

Worte an euch verschwenden, wenn ihr mir nicht meine Waffen genommen hättet! Als Räuber würde ich euch behandeln, als freche Landstreicher, die ohne Befugniß die Sicherheit der Reisenden stören und eine tolle Willkühr mit ihnen üben. Doch genug! Laßt mich im Augenblick frey und unaufgehalten weiter ziehen, oder ich werde bey der nächsten Dbrigkeit ein Donnerwetter auf euer Haupt beschwören, vor dem ihr zittern sollt!“

„Alter Herr, ihr werdet hitzig und anzüglich; aber das rührt mich nicht!“ entgegnete kaltblütig und gelassen Thomas, indem er sich eine Pfeife stopfte: „bedenkt, daß ihr für den Augenblick in unserer Gewalt seyd, und daß, auf ein Zeichen von mir, noch zwanzig rüstige Bursche herbeyspringen, von denen jeder Einzelne schon hinreicht, eure aufwallende Gluth zu dämpfen. Macht also keine weitem Umstände, und folgt mir! Ich handle nur nach dem Auftrag eines Anderen, der da will, daß ihr so lange hier in friedlichem Gewahrsam bleibt, bis er selbst wiederkehrt und dann das Weitere verfügt.“

„Und wer ist dieser Andere?“ fragte mit verbissenem Grimme der Alte, der wohl einsah, daß hier Drohung, wie Bitte, verloren sey: „Was treibt der Mann für ein Gewerbe, dem ihr so unbedingt Folge leistet?“

„O, sein Gewerbe ist höchst einträglich, und sein Name klingt sehr ehrbar!“ lachte Thomas wild auf, und seine Gefährten stimmten in dieses Gelächter

ein; „Weibes aber kann er euch am Besten selbst nennen,“ fuhr der Schwarzwälder fort, „wenn er heimkommt und anders dazu Lust hat. Jetzt vorwärts, ohne Zaudern!“

Udeline hatte mit steigender Herzensangst der Unterredung ihres Oheims mit dem frechen Gesellen zugehört. Die Furcht, unter Räuber gerathen zu seyn, welche sie nur zu einem verborgenen Schlupfwinkel geführt hätten, um hier desto ungestörter das Werk des Frevels begehen zu können, nahm mit jedem Augenblicke zu. Da öffnete sich plötzlich eins der vielen, am Hause befindlichen kleinen Schiebfenster, und in diesem erschien das bleiche, aber gütige Antlitz einer ältlichen Frau, welche mit ernster und milder Stimme sagte:

„Seyd ohne Besorgniß, und tretet furchtlos ein in diese Wohnung! Ich kann es zwar nicht hindern, daß ihr hier in einem kurzen Gewahrsam gehalten werdet, allein kein Haar soll euch gekrümmt werden auf euerm Haupte und keine Unannehmlichkeit begegnen unter meinem Dache: so wahr mir der Herr helfe und seine Heiligen!“

Udeline glaubte die Stimme eines Engels zu hören. Freudig bewegt blickte sie empor, und der Ausdruck ernster Würde, der ihr aus den Zügen der Frau entgegentrat, diente dazu, sie ungemein zu beruhigen.

„Nein!“ sprach sie vor sich: „in diesem Antlitze liegt kein Falsch. Die Spur des Kummers lese ich aus den blassen Zügen, aber kein Verbrechen hat sie

entstellt. Dem Worte dieser Frau schenke ich Vertrauen, wie sehr auch das Betragen ihrer Befreunden dem Sinne ihrer Rede widerspricht!“

Der Mechaniker hatte mißtrauisch und zweifelhaft zu der Wittwe aufgesehen. Eben wollte er sie anreden, als das Schiebfenster wieder verschlossen wurde, und die Sprecherin verschwand. Unmuthig biß er sich in die Lippen; dann nahm er entschlossen die Hand der Nichte, und trat mit dieser in das Haus.

„Die Alte kann das Klatschen nicht lassen!“ murmelte Thomas verdrießlich vor sich hin, indem er seinem Genossen einen Wink gab, sich des Kutschers und der Pferde zu versichern. „Ich aber will schon dafür seyn, daß sie nicht mit ihnen verkehrt und ausplaudert, was sie nicht wissen sollen!“

Hierauf folgte er mit raschen Schritten Adelinen und ihrem Oheim auf den Fersen.

Das Zimmer, in welches Morelli und seine Nichte von dem Schwarzwälder geführt worden, und dessen Thüre dieser, nachdem er die Reisenden verlassen, vorsichtig von Außen verschloß, bot der Jungfrau einen eben so heitern, als überraschenden Anblick. Allenthalben an den glatten, schwarzgetäfelten Wänden waren frischgrünende Zweige aufgestellt, dazwischen große, höchst reinlich gehaltene Körbe mit dunkler Gartenerde gefüllt, hingepflanzt, aus denen süßduftende Rosen, Lilien, Narcissen und Nelken, die buntgeschmückten Häupter auf langen Stengeln wiegend, freundlich die Eintretenden begrüßten. Und

wie zwitscherte und sang es, wie tönte und klang es in den grünen Zweigen und von den duftenden Blumen? Ein lustiges Heer zahmgemachter Vögel wiegte sich unter laubigem Dache; einzelne von ihnen flatterten bey dem Anblicke der fremden Gestalten ängstlich empor, andere umschwirrten diese, als wollten sie gesellig Bekanntschaft mit ihnen knüpfen. Da stimmte die Lerche ihr schmetterndes Jubellied an, da sandte die Drossel ihren heitern Ruf, dort hauchte die Nachtigall ihre süße Klage, und dort klang von einem Pinienzweige des Kuckucks neckende Rede herab.

„Verdammtes Geschrey!“ krächzte der Mechaniker, indem er sich unmuthig auf ein dastehendes, saubergedecktes und wohlberichtetes Ruhebett warf. „Wenn nicht schon die seltsamen Ereignisse der vergangenen Nacht im Stande wären, unser Einem den Kopf zu verrücken, so müßte es gewiß durch diesen tollen, bestäubenden Lärm geschehen! Aber, sprich, Adeline: was denkst du von dem Allen?“

„O, ich bin froh,“ versetzte die Nichte, welche eben eins der stark bethauten Fenster öffnete, um einen Blick in die Gegend zu werfen: „sehr froh bin ich, und von einem freudigen Gefühle der Sicherheit erfüllt, seitdem ich die tröstende Rede jener bleichen Frau vernommen, und dieses Gemach betreten habe, in welchem ein mit der Natur befreundeter Geist waltet, aber keine Spur eines finstern, raubsüchtigen Gemüths seines Bewohners sich zeigt.“

„Thörichtes Geschwätz! Romantische Fabeln!“
brummte Morelli, und starrte in düsterm Nachsin-
nen vor sich hin. Abeline aber blickte voll Ent-
zücken durch die Drahtgitter, welche außerhalb der
Fenster befestiget waren und den gefiederten Sängern
die Rückkehr in die waldbigte Heimath verwehrten, auf
das reizende Naturschauspiel, das ihr ungeahnt und
herrlich entgegentrat.

Da neigten sich schwellende Hügel sanft zu dem
heitern Wiesengrunde herab, der wie ein weiter grü-
ner Teppich dicht vor den Blicken Abelinens da-
lag. Um ihren Fuß wanden sich Nebengeländer und
stiegen bis zu einer ansehnlichen Höhe empor; ihre
Häupter waren mit dunkeln Tannen bekränzt, schil-
lernde Bächlein rauschten mit süßem Gemurmel her-
nieder. Da erhoben sich hinter schwellenden Hügeln
steilere Berge, schroffe Felsengestalten stiegen empor,
und das weite Amphitheater ward durch eine Alles
überragende Bergmasse geschlossen, die dunkel und
ernst herüberblickte, und deren sanft abgerundeter Gi-
pfel sich in einem, von der Morgensonne zart übergol-
deten Wölkchen verlor. Da tönte harmonisches Ge-
läute herüber von den Heerden, die friedlich am
Bachestrande den Bergen zuzogen; da jubelte der frohe
Morgengruß der Hirten aus frischen, kräftigen Reh-
len zum Himmel empor. Alles zeigte die Spu-
ren des Friedens und des Gedeihens in Gottes herrli-
cher Schöpfung, und Alles pries ihn, der es wohl
gemacht und allweise begründet. Aber durch Abe-

linens Seele zog ein Hauch der Sehnsucht, wehmüthig und rührend; in ihrem Herzen erklang eine Stimme der Erinnerung, süß und seltsam mahnend.

„Wie?“ so sagte sie erstaunt zu sich selbst: „habe ich denn schon einmal geträumt von dieser Gegend, von Allem, was ich hier sehe? Oder weilte ich vielleicht schon in früher Kinderzeit an dieser Stätte, und das der Willkühr meiner Phantasie und einer bedeutungslosen Vergangenheit längst anheim gefallene Bild tritt nun wieder ernst und mächtig in die Wirklichkeit und in die Gegenwart? Nein, o nein! Jetzt erkenne ich Alles. Es wird klar in mir, und das Spiegelbild der Seele erscheint in hellen, deutlichen Umrissen. Reinhold erzählte mir oft von einer Gegend, wie diese, und nannte sie seine Heimath. So erstand sie nach seiner Schilderung vor dem Auge meines Geistes, so belebte sie sich mit rauschenden Bächen und weidenden Heerden! Auf einer Wiese vor dem Elternhause spielte er als Knabe mit dem wilden Bruder; freundlich sahen die Nebenhügel, ernst die dunkeln Berge und die schroffen Felsen dazu hernieder. Noch mehr flüstert die Stimme der Erinnerung; wunderbarer wird der Zauber, der mich umfängt! Auch das Gemach, welches Reinhold mit seinem Bruder bewohnte, war mit grünen Zweigen und duftenden Blumen geschmückt; auch da belebte buntes Gefieder mit fröhlichem Jubel das schillernde Laub und die glänzendsten Blüten. Oft hatte er, wenn der wildere Bruder auf den Vogelfang oder hoch oben an den See des Ge-

birgs zum Fischangeln streifte, voll stillen Kummers in dieser grünen Einsamkeit geseßen, und sich tief im Herzen darüber gegrämt, daß er nicht Gelegenheit habe, mehr zu lernen, als was eben der Schulmeister im nächsten Dorfe selbst wußte. Der früh verstorbene Vater, der in vielen Hoffnungen getäuscht, sich einem großartigen Wirken entzogen hatte, um in friedlicher Abgeschiedenheit an der Seite eines geistvollen, aber einfach gebildeten Landmädchens ein häusliches Glück zu finden, hatte den Funken des Ehrgeizes und der Lernbegierde in der Brust des Knaben geweckt. Brach nun, nachdem der Vater schon lang in kühler Gruft ruhte, die Sehnsucht Reinholds in heftigen Thränen hervor, dann trat die liebevolle Mutter zu ihm, und tröstete ihn mit sanfter und weiser Rede, bis sie ihn für reif erkannte, ihn in die nächstgelegene Stadt zu senden, damit er dort seinen Trieb nach Wissen befriedige. Seitdem hatte er sie nicht wieder gesehen. Mit welcher Liebe umfaßte er sie aber dennoch in der Ferne! Und wie verdiente nicht Reinholds Mutter diese Liebe? Warum habe ich keine Mutter? Ich fühle es: ich bin krank, und meine Pulse schlagen fieberhaft — meines Oheims Herz hat kein wohlwollendes Gefühl für mich: wie könnte die Nähe einer Mutter mich beglücken, wie würde sie jedes Leiden mildern und verscheuchen! Ha! Welcher Gedanke erhellte wie ein Blitz meine Seele? Wenn Reinholds Mutter — wenn sie hier wäre — wenn die bleiche Frau“ —

Da öffnete sich die Thüre des Gemachs, nach welcher *Adeline*, bereits während dieses stillen Selbstgesprächs, die in Fiebergluth erglänzenden Blicke gewendet hatte, und herein trat mit trübem Antlitz und zu Boden gesenktem Auge Frau *Martha*.

„Du bist es!“ schrie die heftig gereizte Jungfrau, und stürzte sich zu den Füßen der erstaunten Wittve nieder: „Du bist *Reinholds* Mutter: sey auch die meinige!“

Befremdet und fast erschrocken sah Frau *Martha* auf das knieende Mädchen; während der ihr nachschreitende *Thomas*, welcher seine Soldatenkleidung mit einer bürgerlichen Tracht vertauscht hatte, ihr grinsend zuflüsterte:

„Laßt euch dadurch nicht irre machen! Das sind Verstellungskünste, und der Alte, wie das Mädchen, haben es darum nicht weniger auf das Verderben eures Sohnes abgesehen.“

„Sie raset im Fieber!“ rief *Morelli*, und sprang eilig von seinem Lager empor. Mit *Thomas* Hülfe trug er die Jungfrau, welche die Besinnung verloren hatte, und in tiefer Ohnmacht lag, auf das Ruhebett, und bat dann die Wittve, ihm einige Erquickungsmittel zu senden, die Pflege seiner Nichte aber, welche nur der Ruhe bedürfe, ihm ganz allein zu überlassen. *Thomas* stimmte in dieses Begehren des Mechanikers ein. Auf sein Anbringen verließ Frau *Martha* das Gemach, jedoch nicht ohne einige Blicke voll Verdacht und Mißtrauen auf ihn

und Morelli zu richten. Die Lage des armen Mädchens, das sie unmöglich so sehr in der Verstellungskunst geübt glauben konnte, wie Ehrenfrieds Vertrauter vorgab, hatte ihr ganzes Mitgefühl erweckt. Dabey war über Adelinens Lippen ein Name gegangen, der ihr vor allen auf der Welt theuer war, der ihr in dem Munde einer Unbekannten höchst auffallend erscheinen, und sie auf eine wunderbare Weise ergreifen mußte.

Nachdem die Wittwe die verlangten Stärkungsmittel durch Thomas in das Gemach des Mechanikers gesendet hatte, theilte sie ihrem Bäschen die seltsame Begegnung mit, welche sie mit der Fremden gehabt hatte, und sprach ihre Theilnahme an der Leidenden unverholen aus.

„Laßt euch nicht täuschen,“ fiel Elfe eifrig ein, die nun in Allem einen gegen den von ihr inniggeliebten Ehrenfried, zu dessen Verderben ersonnenen Anschlag befürchtete: „wenn dieser alte Herr, mit dem tückisch lauern den Blicke, und die Jungfer, die sich so sonderbar benimmt, es in böser Absicht auf den Ehrenfried angelegt haben, so werden sie sich auch wohl im Voraus eine genaue Kunde über euch und euer Hauswesen verschafft haben. Traut ihnen nicht! Diesesmal gebe ich dem Thomas recht, und halte für das Beste, daß ihr seinen Rath befolgt.“

Frau Martha schüttelte ungläubig das Haupt; doch war sie deshalb nicht minder um Ehrenfried besorgt, dessen geheimnißvolles Treiben gewiß auf ge-

fahrvolle, den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufende Unternehmungen gerichtet war. Sie seufzte tief auf und sagte dann:

„Das Unheil, welches über ihn einbrechen wird, ist die Frucht seiner eigenen Schuld; aber das arme kranke Mädchen trägt gewiß kein Arg gegen irgend Jemand im Herzen. Dem Alten möchte ich selbst nicht trauen; doch soll sie deshalb in keiner Art ver säumt werden!“

Wie oft aber die Wittwe auch im Laufe des Tages versuchen mochte, zu der Leidenden zu gelangen, so ward sie bald von dem, vor der Thüre des Gemachs wachhaltenden Thomas, bald von dem heraustretenden Morelli selbst, mit der Entschuldigung abgewiesen: Adeline schlummre, und bey ihrer Unpäßlichkeit, die nur von allzugroßen Beschwerden der Reise herrührte, sey das beste Arzneymittel diese Ruhe, welche man — wolle man nicht anders der Jungfrau absichtlich schaden — durchaus nicht stören dürfe. Frau Martha mußte sich mit dieser Weisung begnügen, und mochte, um nicht auf des Mädchens körperliches Befinden etwa nachtheilig zu wirken, nicht gern in einer ernstern und bestimmten Art Einlaß in das Krankenzimmer verlangen. Fort und fort aber erklang in ihrer Seele der Name, welchen die Fremde genannt hatte, und sie vermochte die Unruhe nicht zu unterdrücken, welche sich von jenem Augenblicke an in ihrem Innern angesiedelt hatte.

Gegen den Abend desselben Tages zeigte sich auf der, von Kehl nach Straßburg hinüberführenden Rheinbrücke eine ungewöhnliche Lebendigkeit. Reiter in kriegerischer und bürgerlicher Tracht, flogen herüber und hinüber; Fußgänger jedes Standes und Geschlechtes lustwandelten an beiden Seiten der breiten Schiffbrücke, unter der die Fluth des majestätischen Stromes, an den festliegenden Grundnachen sich brechend, in schäumenden Wellen sich weiterdrängte.

Die bewegliche Volksmenge schien hier von einem und demselben Gegenstande der Neugierde angezogen, und die Wandelnden blieben sämmtlich, wann sie bey dem an die deutsche Seite anstoßenden Brückenende angelangt waren, ein Weilchen harrend stehen, indem sie mit aufmerksamen Blicken in den Ort Kehl hineinsahen: ob nun endlich der lange erwartete Trauerzug mit der Leiche des französischen Feldmarschalls, der in einer der letzten Schlachten geblieben war, und nun nach seinem Erbbegräbnisse in Frankreich übergeführt werden sollte, sich zeigen werde. Aber die Sonne neigte sich immer tiefer, und die Dämmerung begann schon, ihren weiten düstern Mantel über den wogenden Strom und das ruhige Land auszubreiten, und noch war keine Spur des ersehnten Schauspiels zu erspähen. Da sahen die guten Einwohner von Straßburg, welche dem seligen Herrn Feldmarschall bis hierher entgegen zu gehen für gut gefunden, die Kuppel ihres riesigen Münsters in den Strahlen der von ihr scheidenden Abendsonne golden erglühen, und

hielten es nun für das Beste, sich schnell auf den Heimweg zu machen, damit sie nicht bey etwaniger Verspätung die Thore der Festung verschlossen finden, und dann genöthigt seyn möchten, ein Nachtlager bey Sternschein unter den Wällen zu suchen.

Es ward nun ruhiger auf der Brücke; aber immer wandelten noch einzelne Spaziergänger aus Rehl auf und nieder, welche die Frische des milden Sommerabends hier genossen und die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, den hohen Verstorbenen auf seinem letzten irdischen Ehrengange, der leider ein Rückzug seyn mußte, ein Stückchen Wegs zu geleiten. Die Ehrenwache, welche da, wo die Brücke von der deutschen Seite her betreten wird, aufgestellt war, hatte auf Befehl ihres, der langen Verzögerung überdrüssigen Commandanten, die Gewehre abgelegt, und stand um den graubärtigen Tambour versammelt, der den Feldzug in Egypten mitgemacht hatte, und auf der schwarzbehängten Trommel sitzend, Wunderdinge von den Pyramiden und ihren Geheimnissen berichtete. Am Eingange der Brücke und auf dieser selbst, längs den beiden Seiten, wurden nun Pechkränze angezündet, deren rothflammendes Licht die Wellen des Flusses in rastloser Beweglichkeit widerspiegelte.

„Wie ich euch sage,“ fuhr der gesprächige Tambour in seinen Mittheilungen fort „wohl tausend Fässer mit Napoleondor's liegen in den Katakomben der Pyramiden, wo die alten egyptischen Könige sie ver-

graben haben, noch unangerührt und dem kühnen Sucher überlassen.“ —

Da wurde plötzlich seine Rede durch den Ruf der Schildwache und ein Waffengeräusch unterbrochen, welches die Annäherung der Marschallsleiche und ihrer Eskorte verkündete. Die Stimme des Commandirenden ertönte: in einem Augenblicke stand der Posten unter Waffen, und der dumpfe Wirbel des trommelnden Veteranen rollte nun so unablässig, wie früher seiner geschwägigen Zunge die bereits zu unzähligen Malen wiederholte Erzählung seiner Abentheuer entströmt war.

Der Trauerzug, der nun bald so nahe war, daß ihn das Licht der brennenden Pechkränze erhellte, schritt nicht ernst und langsam, wie es seine Würde doch eigentlich erfordert hätte, sondern mit einer seltsamen, allen Zuschauern auffallenden Behändigkeit einher. Vorher ritt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, ein Offizier, der auf den Commandanten der Wache lossprengte, und sich bey diesem mit kurzen Worten, und durch Darreichung seiner Ordre als den Adjutanten Delolay auswies, welcher beauftragt sey, den toten Marschall zu seinem Familienbegräbnisse zu begleiten, und ihm die letzte militärische Ehre zu bezeigen. Während diese Auskunft gegeben wurde, und auf einen Wink des wachhaltenden Offiziers die Trommel verstummt war, hatte der Trauerzug selbst die Brücke betreten, und eilte, ohne bey der salutirenden Ehren-

wache auch nur einen Augenblick zu verweilen, unaufhaltsam vorwärts.

„Das ist keine Art, einem französischen Marschall, und wenn's auch nur ein verstorbener ist, das Ehrengelcit zu geben!“ flüsterte der alte Tambour einem seiner Nebenmänner zu: „das würde dem seligen Helden das Herz abstoßen, wenn er mit ansähe, wie man nur bemüht ist, die Sache in möglichster Eile abzuthun! Sacre nom de Dieu! Ich habe ihn gekannt, ich habe neben ihm getrommelt bey Eylau und Austerlitz —“

„Glaub's gerne!“ unterbrach ihn der Nachbar: „Aber eine ansehnliche Größe und Corpulenz muß er gehabt haben, und da ist's kein Wunder, daß ihn so leicht die erste beste Kanonenkugel getroffen. Seht nur die Breite des Leichenwagens, und wie hoch es unter dem schwarzen Tuche aufgethürmt ist. Meiner Seele! Ihrer sechs, sollte man denken, hätten da Platz!“

In diesem Augenblicke sprengte in gestrecktem Gallop der Führer des Zugs vorüber: die hohen Schwunghfedern seines Huts wogten glänzend im Scheine der Pechkränze, über sein Antlitz flog ein Lächeln des Hohns; eine Geberde des Triumphs und der Lust über irgend ein gelungenes Unternehmen konnte oder möchte er nicht bezwingen. Bald hatte er die Soldaten erreicht, welche mit niedergesenkten Gewehren vor und neben der Leiche eilig, aber schweigend hinzogen. Noch befand sich der Zug nicht in der Mitte der Brücke.

Der Offizier mahnte jetzt zu noch größerer Eile, und zum Erstaunen der Zuschauer, welche vom Ufer aus gefolgt waren, wurden nun die Pferde vor dem Leichenwagen sogar mit Kolbenstößen zu einem muntern Trab genöthigt. Die Begleiter selbst setzten sich in einen leichten Trott, und verloren den kostbaren Leichnam nicht aus den Augen.

Indessen hatte, gleich nachdem der Zug vorüber, und dessen Führer ihm nachgesprengt war, die Ehrenwache am Eingange der Brücke sich angeschickt, ihren Posten zu verlassen, und diesen den bereits harrenden Douaniers einzuräumen, welche hier gewöhnlich ihren Standpunkt hatten, und nur für diese besondere Gelegenheit durch Linienсолдaten ersetzt worden waren. Da ertönte auf's Neue das Geräusch schnell herannahender Reiter und ihr Waffengeklirr. Der Ruf der Schildwache wurde laut und heftig beantwortet, und mit Sturmeseile flog auf einem hohen Rappen ein Offizier in reich gestickter, mit vielen Ordenszeichen bedeckter Uniform heran, dem zwey ebenfalls berittene Gensdarmen folgten.

„Was ist dort?“ rief mit starker und gebieterischer Stimme der Neuangekommene dem Commandanten der Wache zu; „was bewegt sich dort auf der Brücke im dichten, dunkeln Haufen?“

Betreten näherte sich der Wachhabende dem Reiter, und berichtete, daß es der Leichenzug des in einer der letzten Schlachten gebliebenen Marschalls sey, der

unter dem Befehl des Adjutanten Delolay sich nach der Erbgruft des Verstorbenen begeben.

„Hölle und Teufel!“ tobte der Offizier, und riß seinen Degen aus der Scheide: „das ist ein abscheulicher Betrug! Mir folgt der Leichenzug; ich selbst bin der Adjutant Delolay.“

Tief bohrte er nach diesen Worten seinem Rosse den Sporn in die Seite, und sprengte von seinen Begleitern gefolgt, im ungezügelten Laufe dem Zuge nach.

Da erkannten die Douanenbeamten mit Einem Mal die Täuschung, welche hier getrieben worden, da ahneten sie, daß der gespielte Betrug sie angehe, und daß irgend ein reiches Gut ihren Harpyenklauen entwischt sey.

„Das ist ein Streich der Schmuggler!“ ertönte es, wie aus Einem Munde, und im nämlichen Augenblicke stürmten auch schon die Douaniers auf die Brücke hinaus, hinter den Gensdarmen her.

„Sacre nom!“ rief der Veteran aus Egypten: „sagte ich es nicht gleich, daß das Volk einem Marschall der großen Armee nicht die gebührende Ehre zu erzeigen wüßte? Nun findet sich's, daß es keine Soldaten sind, sondern Spitzbuben, und der vermeinte Marschall ist am Ende nichts Anderes, als ein Ballen Tabak.“

Alle lachten; der Offizier gebot Ruhe. Seiner militärischen Würde hielt er es nicht für angemessen, sich in die Angelegenheiten der Douaniers zu mischen;

doch glaubte er, unter den obwaltenden Umständen noch ferner seinen Posten behaupten, und den Verlauf der Sache abwarten zu müssen.

Der Zug auf der Brücke hatte, während dieses am Ufer sich zutrug, seinen Weg so eilig als möglich fortgesetzt; allein er war noch weit vom jenseitigen Strande entfernt, als schon zu dem Ohre seines Führers das, auf der hölzernen Brücke hohl wiedertönende Getrappel der heranjagenden Kasse, und das wüthende Geschrei der ergrimnten Douaniers drang.

„Verdammt!“ sprach er verbissen vor sich hin: „schon so nahe am Haven, und dennoch Schiffbruch!“

Er selbst schlug jetzt mit der flachen Klinge auf die Pferde los, welche den Leichenwagen zogen; diese aber vermochten trotz aller Anstrengung, ihren Schritt nicht noch mehr zu beschleunigen. Da sah er schon ganz nahe den herbensprengenden Offizier, die ihm folgenden Gensdarmen, und den nachstürmenden Haufen der Douaniers. Er erkannte, daß sein klug vorbereitetes Unternehmen gescheitert, daß hier nur noch an eigene Rettung und Sicherheit zu denken sey.

„Alles ist verloren!“ schrie er den Seinigen zu: „aber den Spürhunden soll's auch nicht zu Gute kommen, und ihre Nasen sollen vergebens die verlorene Bitterung aufgefunden haben! Schneidet die Stränge an den Pferden durch, und schleudert den Wagen mit Allem, was darauf ist, in den Strom. Dort —“ fügte er hohnlachend hinzu — „mögen die Fische sich

an dem corpulenten Reichname Sr. Excellenz, des Herrn Marschalls, ergötzen!“

Die guten Leute, welche, um das Schauspiel des Zugs noch ein Weilchen zu genießen, diesem vom Lande aus gefolgt waren, geriethen in ein nicht geringes Entsetzen, als sie das seltsame Gebot vernahmen. Ohne Zögern aber ward dieses von den Untergebenen des Führers in's Werk gesetzt. Bald rannten die Pferde, ihrer Banden entledigt, und mit einigen derben Schlägen vorwärts getrieben, dem jenseitigen Ufer zu. Nun war man sogleich bemüht, den schwer beladenen Wagen an den Rand der Brücke zu drängen, um ihn von dort in den Fluß zu stürzen. Da aber waren die Verfolger schon zur Stelle, da sprengten die heranjagenden Gensdarmen die um den Wagen beschäftigten Männer aus einander, da stürmten die Douaniers mit wilden Drohungen herbey, und von der andern Seite der Brücke, nach welcher die Bedrängten noch ihre Flucht hätten richten können, ertönte ein dumpfes, unheilverkündendes Geräusch.

„Auch das noch!“ fnirschte der Führer des Zugs, indem er sich hoch im Sattel emporrichtete, um die gefährliche Lage zu überschauen, in der er sich mit den Seinigen befand. „Auch das herrliche Gut wird in die Hände der Buben fallen, und es bleibt mir nichts übrig, als meinen Freunden das Zeichen zur schleunigen Rettung zu geben! Verdammt er Unstern! Heillos'er Zufall, der den sinnreichsten Plan vereitelt!“

Mit einem felfam gellenden, Alles übertönenden Pfeifen, daß die Douaniers fogleich für ein unter den Schmugglern gebräuchliches Zeichen zum Rückzuge erkannten, benachrichtigte er die Seinigen von der Maßregel, zu der ihn die Gefahr des Augenblicks nöthigte. Da warfen diese mit ungemeiner Behendigkeit die militärischen Hüte und Mäntel ab, welche sie kenntlich machten, und, unter den Letztern eine gewöhnliche bürgerliche Kleidung tragend, drängten sie sich eilig durch die bestürzte Menge hindurch, nach einem weiter vorwärts befindlichen Punkte der Brücke, wo mehrere Nachen unbemerkt angelegt hatten, welche die Flüchtigen fogleich aufnahmen. Auch ihr Anführer wollte ihnen dahin folgen, allein indem er sich eben anschickte, den Platz, den er bisher eingenommen hatte, zu verlassen, sprengte ihm sein Hauptgegner, der Offizier in der reich gestickten Uniform, in den Weg.

„Bist du der Schurke, der sich für den Adjutanten Delolay ausgiebt?“ schrie dieser mit unverhaltener Wuth: „herab mit dir vom Pferde! In den Staub mit dir, elender Betrüger! Bittre: ich selbst bin Delolay!“

Eine dunkle Gluth legte bey diesen Schmähworten seines Feindes sich über das Antliz des nun seiner Rolle enthobenen Schmugglerhauptmanns. Auch in seiner Hand blinkte drohend das scharfe Eisen; auch er hielt es zu Schutz und Trutz mächtig erhoben.

„Du selbst bist ein Schurke!“ entgegnete er mit wildem Grimme dem Adjutanten: „ein Tyrannen-

Knecht, ein elender Sklave der Unrechtmäßigkeit! Glaubst du, ich schlage mein Leben um ein paar jämmerlicher Thaler willen in die Schanze? Du irrst. Der Freiheit und dem Rechte weih' ich meine Dienste; die Unterdrückung bekämpf' ich mit List oder Gewalt!"

Der Adjutant schäumte vor Wuth; seine Zunge versagte ihm den Dienst. Nur mit Mühe brachte er die Worte hervor:

„Verächtlicher Wurm! Du wagst meinen Kaiser zu lästern?“ Zugleich hob er den Degen, und führte einen heftigen Stoß auf die Brust seines Gegners, welchen dieser jedoch mit großer Behendigkeit abwehrte.

„So hab' es denn!“ rief nun der Schmugglerhauptmann, den der Wunsch, die erlittene Beschimpfung zu rächen, jede Rücksicht auf eigene Sicherheit aus den Augen setzen ließ. Bey diesen Worten schwirrte seine Klinge durch die Luft, und fiel gewichtig auf das Haupt des Offiziers nieder. Da sah er, wie dessen Hut in zwey Hälften gespaltet zu Boden stürzte, da nahm er wahr, wie jener selbst, machtlos, sich ferner auf dem Rosse zu erhalten, im Sattel hin und herschwankte.

„Ehrenfried: Bruder! Um Gotteswillen, was thust Du?“ rief eine bekannte Stimme den Schleichhändler an.

Erbleichend starrte dieser auf einen Reisenden hin, der eben aus einer durch das Getümmel aufgehaltene Postkutsche gesprungen war.

„Nuch dich führt das Unglück her in diesem Augenblicke?“ entgegnete er mit Bitterkeit. „Laß ab von mir! Ich will dich nicht kennen, und wer mich hier kennt, der verräth mich!“

Allein schon hatten mehrere der herbeyeilenden Douaniers den Ruf des Reisenden vernommen. Sie sahen den ihnen wohlbekannten, kühnen und listigen Schleichhändlerchef von seinen Leuten verlassen, und dachten nun einen wohlfeilen und leichten Gang zu thun. Schüsse fielen aus ihrer Mitte; Kugeln piffen an dem Haupte des Bedrohten vorüber. Da erkannte der Schmuggler, daß ihm nur wenige Augenblicke noch zur Rettung frei ständen, daß schimpfliche Strafe oder vielleicht ein schmachvoller Tod die Folge der geringsten Verzögerung sey. Mit einer heftigen Bewegung warf er sein Pferd herum; dann stieß er ihm den Sporn in die Seite, und nöthigte es zu einem mächtigen Sprunge, der ihn von dem Rande der Brücke in den fluthenden Strom hinabtrug.

„Er ist verloren!“ rief jener Reisende, indem er sich zu der Stelle hindrängte, welche der Schmuggler auf eine so kühne Weise verlassen. Flüche und Schimpfreden der Zollbeamten, schallten diesem nach; sie sandten mehrere Kugeln hinter ihm her, keine aber traf, und sie mußten zu ihrem großen Verdrusse sehen, daß ihr Feind glücklich und unbeschädigt eins der Boote erreichte, in welchem seine Genossen ihn erwarteten, sich mit einem leichten Schwunge in dieses warf, und das Roß, welches ihn bis hierher getragen, dem Spiele

der Wellen überließ. Mit einem Jubelgeschrey beantworteten die Schleichhändler die Verwünschungen der Douaniers. Dann entfernten sie sich rasch aus der noch immer gefährvollen Nähe, und bald verschwanden die schnell hinwegrudernden Boote in dem Dunkel der Nacht.

Als der Reisende sah, daß der Anführer der Schmuggler glücklich seinen Verfolgern entgangen war, schöpfte er tief Odem, und seine Brust hob sich leichter. Er beugte sich nun zu dem Adjutanten Delo-
lay nieder, der, von dem erhaltenen Schläge betäubt, vom Pferde gesunken war und besinnungslos am Boden lag. Sein Antlig war blutig, allein die Klinge war glücklicherweise schräg gefallen, und hatte, indem sie mit der Fläche den oberen Theil des Hauptes stark und betäubend getroffen, nur eine lange Streifwunde an der einen Seite hinterlassen. Der Reisende hatte den Zustand des Verwundeten bald erkannt, und wollte sich eben zu seinem Wagen begeben, um aus diesem ein stärkendes Arzneymittel, das er bey sich führte, zu holen; als er sich von einem der Gensdarmen festgehalten sah, der ihn geradezu für seinen Arrestanten erklärte, weil er sich durch seine Aeußerungen und durch sein Betragen des Einverständnisses mit den Schleichhändlern verdächtig gemacht habe. Vergebens berief er sich auf seine Papiere, aus denen ersichtlich, daß er als Gesandtschaftssecretär in Diensten einer mit Frankreich befreundeten Macht stehe, und in Angelegenheiten derselben reise; vergebens versicherte er,

daß seine Aufträge von der höchsten Wichtigkeit seyen, und keinen Aufschub duldeten; der Gensdarm erklärte: diese Untersuchung gehe ihn nichts an, und er müsse es der Behörde, an welche er ihn abzugeben habe, überlassen, seine Einwendungen zu würdigen. Der Reisende sah sich demnach in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, wiederum seine Kutsche zu besteigen, in welche auch der noch immer ohnmächtige Delolay gebracht wurde, und von einigen Gensdarmen begleitet, nach Straßburg zurückzukehren.

Während er zu dieser kurzen, aber seine Pläne mannichfach durchkreuzenden Rückfahrt sich entschließen mußte, brachten die Douaniers die auf dem vorgebliebenen Leichenwagen gefundene ungeheure Beute an verbotenen Waaren in Sicherheit. Der reiche Fang tröstete sie über die gelungene Flucht des Schmuggler-Hauptmanns, und als sie bey der Brückenwache anlangten, rief ihnen der graubärtige Tambour lachend entgegen:

„Gelt, Kinder, das ist der erste Marschall, der euch in die Hände fällt? Haltet ihn nur recht fest, und gebt ihn nicht frey auf's Ehrenwort! — So ein Held, der sich nach dem Gewichte und der Elle verkaufen läßt, weiß viel von Kriegsgesetzen und Kriegsmanier!“

Es war Mitternacht, als Adeline aus einem tiefen und stärkenden Schläfe erwachte. Mit Befrem-

dung blickte sie in dem von einer matt brennenden
 Nachtlampe nur wenig erleuchteten Zimmer umher,
 das sie erst nach einiger Zeit wieder erkannte, indem
 sie sich der Begebenheiten erinnerte, welche sie hierher-
 geführt. Ihr Oheim lag auf einem Sessel hingewor-
 fen, und seine schweren Odemzüge verkündigten, daß
 auch er den Folgen der Reisebeschwerden und der Ers-
 schöpfung nicht habe widerstehen können. Dennoch
 schien sein Schlummer sehr unruhig; ein böser Traum
 mochte ihn quälen, und allerlei dumpfe, unverständ-
 liche Laute gingen von Zeit zu Zeit über seine Lippen.
 Dabey verzogen sich seine ohnehin scharf gezeichneten
 Züge oft auf eine schmerzhafteste Weise, und sein bleiches,
 tief gefurchtes Antlitz erhielt dann etwas Grauenhaftes,
 vor dem A d e l i n e innerlich erbeben mußte. Lieben
 konnte sie den Mann nicht, der sich immer kalt und zu-
 rückstoßend, oft bitter und höhnisch gegen Sie erwiesen,
 und der seinem eignen Geständnisse zu Folge, durch
 strafhafte Handlungen dem Gesetze verfallen war; aber
 zum Danke fühlte sie sich gegen den verpflichtet, der
 sie, als eine frühe Waise, dem Glende und der Ar-
 muth entrissen hatte. Mit Theilnahme blickte sie zu
 ihm hin und sagte vor sich:

„Welche Macht hat doch der Schlaf, daß er durch
 die Wahnbilder seiner Träume dieses starre Herz em-
 pfindlich berühren kann, dem die Wirklichkeit, wie
 sie auch ernst und drohend hereinbricht, keine wahre
 Aeußerung eines Gefühls abzubringen vermag! Er
 ist mein Oheim, der nächste Verwandte, den mir der

Tob auf Erden gelassen hat, aber er selbst will mir fremd bleiben; gleich einer Sclavin fesselt er mich an sein rastloses Wanderleben, dessen geheime Zwecke ich nicht ergründe, und sein Wille muß mir als Gesetz gelten, selbst da, wo des Herzens Wunsch und heiße Neigung widerspricht!“

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und aus ihrem Auge quoll eine Thräne. Dann versank sie in ein tiefes Nachdenken, in welchem sie erst nach einiger Zeit durch ein Geräusch unter den Fenstern ihres Gemachs gestört wurde. Eine geflüstertlich unterdrückte Mannsstimme rief zu wiederholten Malen den Namen „Thomas“ und fügte endlich, als noch immer keine Antwort erfolgen wollte, hinzu: „Hast Du denn ganz das Gehör verloren, Schlaftrug, und willst fortträumen, bis die Blauröcke kommen, Dich unsanft zu erwecken zum Spaziergange ins Zuchthaus?“

Udeline horchte ängstlich auf. Ein Geräusch vor der Zimmerthüre, als erhebe sich ein Mensch vom Boden und schleiche draußen hin und her, vermehrte ihre Bangniß. Alles Unheimliche ihrer Lage stellte sich mit Blitzesschnelle ihrem Geiste dar.

„Wenn es doch wäre? Wenn wir unter Räuber gerathen wären, unter Bösewichter, die, um der Entdeckung und der Strafe ihres Verbrechens zu entgehen, uns zu tödten beschlossen hatten?“ so fragte sie sich selbst.

Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Den Dheim zu erwecken, konnte ihr zu nichts dienen: welche Vertheidigung vermochte der alte, schwache Mann, waffenlos, wie er war, einer Uebermacht von Angreifenden entgegenzusetzen? Sie versuchte, ihr Lager zu verlassen. Dieses gelang über Erwarten, und Adeline fühlte, daß der ungestörte Schlummer ihr alle Kräfte zurückgegeben habe. Leise schlich sie nun ans Fenster, und öffnete dieses mit der größten Vorsicht. Da hörte sie, wie nicht weit von ihr ebenfalls ein Fenster geöffnet wurde, und kurz darauf der Mann, der sie am Morgen in dieses Haus geführt, mit gedämpftem Tone hinuntersprach:

„Teufelsbraten: was treibst Du für einen Lärm? Willst Du mir das Wild aufschrecken, das ich hier hegen muß für den tollen Friedel? Sprich leise und sag': Wie ist es? Haben sie Alles glücklich hineingebracht ins französische Nest? Geben die Feuerzeichen von den Bergen gute Nachricht?“

„Nichts, nichts!“ entgegnete die Stimme von unten. „Es muß Alles verunglückt seyn, und kein Feuerzeichen ist zu erblicken weit und breit. Ich war oben auf dem Felsenkamm, und hab' mir bald die Augen aus dem Kopf gelugt, um in der Nähe oder der Ferne nur den Schein von einem Feuer zu erspähen, aber auf den Höhen bleibt's dunkel, und in der Ebene will keine Rakete auffahren, wie es doch seyn mußte, wäre dem Friedel sein Streich gelungen. Gewiß ist Alles entdeckt worden, und sie stecken zusammen

tüchtig im Pfeffer. Sieh Acht: ehe der Abend kommt, sind die Blauröcke da, um das ganze Nest auszuheben. Was mich betrifft, ich salvire mich bey Zeiten, und fahre ein funfzig Klafter tief in die Gottesgrube. Da sieht mich keine Christenseele, und soll ich Dir Gutes rathen, so thue mir's nach."

„Das ich ein Narr wäre!“ versetzte der Andere.
„Du hast vielleicht zu tief in's Brantweinglas geschaut und deshalb nicht gesehen, was sich Dir dicht vor der Nase zutrug. Das ist zuviel verlangt, daß ich einem Burschen wie Dir, der den ganzen Tag über sich nicht von der Flasche trennen kann, auf's Wort glauben soll; dem Friedel wäre sein herrlicher Plan verunglückt! So leicht gebe ich meinen Antheil an dem Gewinn nicht auf, und bleibe lieber der ungläubige Thomas, bis die Blechmützen sich an der Walbspitze zeigen. Dann ist's noch Zeit genug zum Reißaus in's Dickicht, wo ich eben so sicher bin, wie Du in Deinem Bergwerke.“

„Thue, was Du willst!“ schallte es von unten.
„Ich für meinen Theil bleibe meinem Vorsatze getreu, und halte es mit der Güte Gottes.“

Hier endigte das Gespräch. Adeline bemerkte, daß der letzte Sprecher sich entfernte, und der andere das Fenster schloß. Für den Augenblick schienen sie und ihr Oheim nichts zu fürchten zu haben, allein die Aeußerungen ihres Wächters ließen ahnen, daß in der nächsten Zukunft irgend eine Absicht an den Tag treten werde, welche jener tolle Friedel gegen sie im

Schilde führe. Die frische Nachtlust wehte die Jungfrau durchschauend an; ihr Gemüth war von trüber Besorgniß erfüllt. Indem sie leise das Fenster zuschob, und nach ihrem Lager schlich, hörte sie, daß auch Thomas wieder an seinen Posten zurückkehrte, und sich auf den Boden vor der Zimmerthüre niederlegte.

Voll banger Zweifel lauschte *Abeline* auf dieses Geräusch. Was konnte, was mußte das Ergebnis aller dieser räthselhaften Ereignisse seyn? Da rief es ganz vernehmlich draußen auf dem Gange vor dem Gemache: „Kuckuck!“ und von einem sanften Hauche belebt erklang eine Flöte in lustigen, muth-erweckenden Melodien.

Abeline war über den unerwarteten Ruf, der ihr in diesem Augenblicke der höchsten Beunruhigung wie eine Stimme der Warnung erschien, so bestürzt, daß sie wankte, und, um sich aufrecht zu erhalten, einen Zweig des Gesträuchs ergriff, mit welchem das Gemach ausgeschmückt war. Da rauschte es in allen Zweigen, das aufgeschreckte Gefieder flatterte ängstlich hin und her, und ein verworrenes Geschrey der verschüchterten Vögel erfüllte das Zimmer.

„Sind sie da?“ schrie der erweckte *Morelli*, indem er aussprang, und mit schrecklich verzerrem Antlitz die Nichte anstarrte: „Wollen sie mich holen zum Sandhügel, daß er mein Blut trinke, und den Körper des alten *Morelli* aufnehme, um ihn zu bewahren bis zum jüngsten Tage? Thoren! Narren!

Erst müssen sie mir beweisen, daß ich schuldig bin, und das Taschenbuch liegt doch gut verborgen im Schwarzwalde, wo es nun und nimmermehr gefunden wird, wenn nicht Satan selbst sein Spiel treibt!"

Durch die Flötenmusik, welche noch immer fortbauerte, und Adelinens süßen Trost und milden Frieden ins Herz goß, erhielt die Jungfrau ihre Fassung wieder. Der Alte aber horchte noch eine Weile schweigend und mit gespannter Geberde auf die Töne, bis auch er endlich völlig zu sich kam, und nachdem sein Antlitz den gewöhnlichen Ausdruck strengen Ernstes und finsterner Kälte wieder angenommen hatte, zu der Nichte sagte:

„Ey! Du scheinst ja wiederum recht gesund und wohl auf? Sonst würde es Dir wahrlich nicht in den Sinn kommen, die Nachtwandlerin zu spielen, und in toller Lust das Gefieder aufzuscheuchen, daß es Deinem alten Oheim die kümmerliche Nachtruhe stört!"

Ohne auf den unverdienten Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, Etwas zu erwiedern, berichtete die Jungfrau dem Oheim Alles, was sich seit ihrem Erwachen begeben. Mit anscheinender Gleichgültigkeit hörte der Alte, indem er das Gemach auf und niederschritt, Adelinens Erzählung. Als sie geendigt hatte, warf er sich wieder nachlässig in den Sessel und sagte mit kaltem Lächeln:

„Was will das Alles heißen, und was hat es groß zu bedeuten? Die Leute treiben ein geheimes und

verdächtiges Handwerk, soviel ist gewiß! Schwerlich aber ist's auf uns hauptsächlich abgesehen. Gelüstete ihnen nach unsern Habseligkeiten, so hätten sie sich wahrlich nicht die Mühe genommen, uns hierher zu schleppen, wo viele Augen ihr Thun bewachen; oben im Waldgebirge, umhüllt von mitternächtlicher Finsterniß, wär's ihnen bequemer gewesen. Nein! Nein! Die Furcht vor Räuberey ist unnütz und lächerlich! Eine andere Absicht, die ich nicht zu enträthseln vermag, liegt unserer Gefangenschaft zum Grunde. Böses kann es gerad nicht seyn; das Aergste bleibt immer der unwillkommene Aufenthalt. Was nun Deinen Warner, den edeln Kuckuck betrifft, und das läppische Flötengedudel, das zu meinem Troste endlich aufgehört hat; so solltest Du bedenken, daß Du im Schwarzwalde bist, wo in jeder Bauernhütte wenigstens eine Kuckuckshuhr sich viertelstündlich vernehmen läßt, und ein Flötenwerk die ganzen Stunden herableiert. Jetzt genug! Schlaf noch hinweg, was von Mattigkeit in Dir steckt. Lange kann diese Ungewißheit nicht dauern, und dann geht's gleich wieder auf die eilige rastlose Reise!"

Morelli fand bald in seinem Lehnsessel den unruhigen Schlummer wieder, in dem ihn Adeline gestört hatte. Die Jungfrau aber floh der Schlaf, und sie zählte die Stunden bis zum anbrechenden Morgen an dem sich einsörmig wiederholenden Kuckucksrufe und am Flötenspiele ab. Endlich kam der Tag. Heiter und freundlich begrüßte die Frühsonne

das wachende Mädchen. Da regte es sich auch in den Zweigen und Blüthen, und Lerche und Grasmücke begannen einen lustigen Morgengesang. Vor dem Hause erklang von einer weiblichen Stimme ein munteres alemanisches Lied. Adeline kannte das Lied; süße Erinnerungen stiegen in ihrer Seele auf, und erfüllten ihre Phantasie mit den lieblichsten Bildern. Reinhold hatte es oft gesungen: Reinhold, dessen Liebe das unschätzbare Gut ihres Lebens war, er, in welchem sie, bey der das männliche Geschlecht durch den Dheim auf keine empfehlende Weise vertreten wurde, den ersten Mann hatte lieben und achten gelernt. Sie eilte ans Fenster. Am Brunnen vor dem Hause stand ein blühendes Mägdelein und schöpfte Wasser. Es war Else. Sie hatte das anmuthige Morgenlied angestimmt, und sang es mit frischer, jugendlicher Stimme laut hinaus in die heiter erwachte Natur. Adeline öffnete das Fenster und lächelte zu dem Mägdelein hinab. Da wendete sich dieses, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, um, und gewahrte die Fremde. Elsen's Gesang verstummte, und indem sie mit vorwurfsvoller und argwöhnischer Miene emporblickte, eilte sie schnell in's Haus.

Adeline seufzte und sagte bey sich: „In welchem seltsamen Verdachte stehe ich denn hier, daß ich als ein Gegenstand des Schreckens und des Widerwillens erscheinen muß?“

Sie versank in tiefes Sinnen, und ihre Blicke hingen an den Bergen, von denen sich ein weißlicher

Duft in die Tiefen herabsenkte, um die im milden Frühlichte erglänzenden Gipfel, mit ihren riesigen Fichtenkränzen und den freundlich hinabreichenden Wiesen, zu enthüllen. Der unruhige Schlummer ihres Oheims dauerte fort. Lange stand sie am Fenster, ohne sich eines deutlichen Gefühls bewußt zu werden. Da trat die bleiche ältliche Frau aus der Thüre des Hauses und richtete die schwermüthigen Augen auf Adelinen.

„Was weilt Ihr doch da oben in dem dumpfigen Gemache, während der anmuthige Morgen, den die lieben Heiligen mit aller Herrlichkeit ausgeschmückt, so freundlich zum Lustwandeln einladet?“ sprach sie nach einer Pause mit mildem Ernste. „Kommt herab und ergeht Euch mit mir. Ein solcher Morgen, im Freien auf unsern Bergeshöh'n zugebracht, erfrischt Leib und Seele.“

Die überraschte Jungfrau war unschlüssig, was sie antworten sollte. Nach einigem Zögern entgegnete sie:

„Ich wage es nicht. Der Oheim möchte zürnen!“

„Das ist ein Andres!“ erwiederte die Wittwe. „Wenn Euch ein Pflichtgebot zurückhält, will ich Euch nicht weiter zureden. Ich dachte etwa, Ihr scheutet den Wächter vor eurer Thüre; dessen Strenge würde mein Wort wohl zu mildern wissen!“

Nach diesen Worten setzte Frau Martha ihren Weg ins Gebirg fort. Adeline hatte kaum ihre

Einladung abgelehnt, so gereute es sie auch schon. Mit Macht erwachte wiederum der Gedanke in ihr, diese sanfte und dabey so kummervolle Frau könne die Mutter ihres Reinhold seyn; das Schicksal habe sie zu ihr geführt, damit sie endlich in die Brust einer Freundin ihr schmerz erfülltes Innere ausschütten könne, und in mild entgegenkommender Theilnahme süßen Trost und neues Vertrauen schöpfe. Wer weiß: Frau Martha, die Bielerfahrne, wäre vielleicht durch Rath und That ihrer Liebe zu Hülfe gekommen und hätte diese zum höchstsehnnten Ziele geführt. Welchen kostbaren Augenblick hatte sie verloren, welche herrliche Gelegenheit versäumt! Eine trübe Ahnung folgte ihr, daß diese nicht wiederkehren werde, daß nun Alles verloren sey. Sie suchte ihr Ruhebett, und verhüllte das thränenbedeckte Antlig in die Kissen.

Als Morelli erwachte, und die Nichte in diesem Zustande sah, ward er von keiner theilnehmenden Empfindung bewegt. „Liebesthorheit!“ sagte er bey sich: „Mädchenlaunen!“ Sein Inneres ward von schrecklichern Gefühlen gepeinigt, die sich jedoch durch keine Aeußerung, durch keine Geberde verriethen. Die Furie der Todesfurcht hatte ihre Krallen in sein Herz geschlagen: er hatte Ursache, vor ihr zu zittern, er selbst hatte sein Leben gegen einen hohen Preis auf das Spiel gesetzt.

Erst spät erschien Thomas mit einigen Erfrischungen im Zimmer der Gefangenen. Stumm und finster trat er ans Fenster und warf spähende Blicke

nach dem Gebirgswege, den sie gestern herabgekommen waren. Da fuhr er plötzlich entsetzt und erbleichend zurück.

„Hölle und Teufel!“ rief er aus, „So war es doch keine Lüge, und Geld und Gut ist hin, und Alles ist entdeckt!“

Erschrocken sah ihn *Abeline* an; befremdet trat *Morelli* zu ihm an's Fenster, das er in diesem Augenblick heftig zurückschob.

„Friedel, Du bist es wirklich!“ schrie *Thomas* einem Manne entgegen, der in einen schlechten Oberrock gehüllt war, und jetzt mit hastigen Schritten und keuchend das Haus erreicht hatte. Der Mechaniker erkannte den Mann. Es war derselbe, von dem in der gestrigen Nacht sein Wagen angehalten, und nach diesem Hofe gesendet worden war. Damals trug er eine reiche Offizierskleidung. Das hinderte den Alten nicht, die Lüge zu erkennen, die er sich wohl eingepägt hatte.

„Ist denn Alles verloren?“ fuhr *Thomas* fragend fort: „Habt ihr denn gar nichts davongebracht: nicht die herrlichen Goldarbeiten, nicht die kostbaren Spigen?“ —

„Dummer Schnack!“ fiel mit einem erzwungenen Lachen der Andere ein. „Wir haben Viel gerettet: unsre eigene werthe Person, und das war ein Großes bey diesem verdamnten Schock, wo in zehn Minuten mehr Pulver auf der Rheinbrücke verpufft worden ist, als sonst in einem Jahre. Mich wollten der Herr

Adjutant Delolay höchst selbst in Beschlag nehmen; aber ich habe ihn geworfen, daß er wohl sobald nicht wieder ans Aufstehen denkt. Frisch, Bursche!" so wandte er sich zu Morelli's Kutscher, der herbegetreten war, und ihn verwundert anschaute: „Spann' ein, im Augenblicke und so schnell als möglich! Jetzt geht's an die Weiterreise. Und Ihr, alter Herr," rief er dann zu Morelli hinauf: „macht Euch fertig. Ihr habt die Blauröcke so gut zu fürchten, wie ich, und ehe eine halbe Stunde vergeht, können sie hier seyn. Ein Plätzchen in Euerm Wagen müßt Ihr mir schon einräumen. Bloß deshalb ließ ich Euch hier verwahren: daß Ihr's nur wißt!"

„Um aller Heiligen willen, Ehrenfried: was ist mit Dir?" sagte die bleiche Frau, welche von ihrem Gange ins Gebirg zurückgekommen war, und nahe zu dem Sprechenden hintrat.

„Nichts, Mutter!" entgegnete dieser verbissen: „die Luft bekommt mir nicht gut hier, und ich muß in die Fremde, wo ich frei athmen kann und frei leben!"

„Schon wieder willst Du fort?" jammerte Else, die, als sie seine Stimme hörte, sich schnell herbe gedrängt hatte: „Beym heil'gen Anton! Das ertrag ich nicht."

„D, es erträgt sich Viel in der Welt, Schatz!" erwiderte wildlachend Ehrenfried. „Was liegt auch groß dran? Andre Städtchen, andre Mädchen! Auch Du wirst einen andern Bräutigam finden, und

dann den unbändigen Friedel, der Dir doch nichts zu Sinne machen konnte, bald vergessen!“

Mit diesen Worten eilte er ins Haus, wohin ihm die bekümmerte Mutter und das weinende Mädchen folgten.

Morelli trat frohlächelnd vom Fenster zurück; Thomas stürzte mit einer Verwünschung aus dem Gemache.

„Du hast es gehört,“ sagte der Mechaniker zu Abeline: „wir werden sogleich abreisen. Rüste Alles; bring Deine Packereien in Ordnung, damit durch uns keine Zögerung entsteht!“

„Wie, mein Oheim?“ versetzte die Jungfrau, indem sie den Alten bestürzt anstarrte: „Sie wollen mit diesem verdächtigen Menschen reisen? Sie wollen sich diesem unbändigen Manne anvertrauen?“

„Der schadet uns nicht!“ entgegnete mit einem seltsamen Lächeln Morelli: „den kenne ich genau; von ihm haben wir nichts zu befürchten.“

„Sie kennen ihn?“ rief Abeline verwundert, und sprang hastig auf: „So sagen Sie: was treibt er? Wer ist er?“

„Gar nichts so Besonderes, wie Du vielleicht glaubst, Kind!“ antwortete der Mechaniker: „er ist das, was man im gemeinen Leben einen Schleichhändler oder Schmuggler zu nennen pflegt: ein Mann, der in einem kleinen Kriege gegen die Verfügungen des großen Kaisers lebt; ein Wagehals, der, was dieser der großen Nation in Löffeln zumißt, ihr freigebig in

Scheffeln mittheilt. In jeder Hinsicht also ein Mann von Ehre, Kind, dem du Hochachtung schuldig bist.“

Abeline verstummte vor dieser Erklärung ihres Oheims. „Wie Gott will!“ dachte sie, und ergab sich in Alles. Immer weiter sollte sie sich von dem theuern Reinhold entfernen, in eine unbekante Fremde ziehen, einer geheimnißvollen Zukunft entgegen, deren Bestimmungen ganz von dem Willen des harten Mannes abhingen, welchem sie das Schicksal unterworfen hatte!

Der Wagen war vorgefahren; Morelli führte die Nichte hinab. Beide fanden Ehrenfried schon ihrer harrend. Er hatte seine schlechte Kleidung mit einem anständigen Reisegewande vertauscht und grüßte Abelinen mit großer Artigkeit, den Mechaniker aber leicht hin. Elfe stand heftig weinend zur Seite, die Wittwe war nirgends zu erblicken. Schweigend nahmen Morelli und seine Nichte ihre Plätze in der Kutsche ein. Ehrenfried warf dem Kutscher einen leichten Mantelsack zu, und wollte jenen Beiden eben folgen, als ihm Thomas mit finsterner Geberde in den Weg trat, und trozig zu ihm sagte:

„Ich soll es Dir also geradezu glauben, daß bey dem Streiche gar nichts gewonnen worden sey, und soll hier in Deinem Auftrage unthätig geseßen, und Dir die Rüchlein gehütet haben, für nichts und wieder nichts? Daraus wird nichts, Friedel, und Du mußt Dich jetzt wenigstens auf eine honette Art von

1827. E

mir loskaufen, wenn ich Dich ruhig ziehen lassen soll!"

„Als ob ich Deiner Erlaubniß dazu bedürfte!“ lachte Ehrenfried höhniſch auf: „Fast hätte ich Lust, Dich für Deine Berwegenheit zu züchtigen, aber Du bist ein armer Teufel, und da kömmt es mir auf ein Almosen nicht an!“

Berächtlich warf er dem Thomas ein paar Geldstücke zu, welche dieser gierig aufraffte.

„Schönen Dank!“ erwiderte der gewesene Bergknappe, und sein Antlig verzog sich dabei auf eine höhniſche Weise: „Geld ist Geld, und ob Du es ein Almosen nennst oder einen Ehrenpfennig, gilt mir völlig gleich! Aber sieh Dich vor! Dort oben am Gebüsch regt sich's, und ehe Du hier fortkommst, sitzen sie Dir schon auf dem Nacken.“

Mit diesen Worten entfernte sich Thomas auf das schleunigste, und flog mit Blitzesschnelle in den nahen Wald. Indem Ehrenfried mit dem einen Fuße den Wagentritt bestieg, erkannte sein scharfes Auge, daß der Reiter, der im angestrengtesten Laufe von der Höhe heranjagte, weder eine Militärperson, noch ein Gensdarm sey.

„Ohne Sorge!“ sagte er zu dem lauschenden Morelli: „Der Thomas ist ein Hase, und hat eine Mücke für einen Elephanten angesehen. Den Reiter, der da naht, kenne ich wohl. Er kommt als Freund, und nicht als Feind.“

Morelli wagte dennoch nicht, sich aus dem Kutschenschlage zu lehnen. In tiefes Sinnen verloren, saß Abeline, theilnahmlos an dem, was um sie her vorging. Der Reiter hatte indessen das Gehößt erreicht. Rasch sprang er von seinem Pferde, das, der ungeheuern Anstrengung erliegend, welche es aufgewandt zu haben schien, jetzt kraftlos zusammensank.

„Bruder, Ehrenfried, rette Dich!“ rief ademlos der Ankömmling: „Die Verfolger sind mir auf den Fersen. Kein Augenblick ist zu verlieren. Ich bleibe zurück, und schütze die Mutter.“

Bey dem Klange dieser Stimme erwachte Abeline aus ihrem träumerischen Zustande. Daß war er, diese Worte konnte kein Anderer gesprochen haben, als er, dessen Bild ihr Herz belebte, und ihre ganze Seele ausfüllte!

„Reinhold, mein Reinhold!“ schrie sie auf, und wollte sich aus dem Wagen stürzen.

„Nicht von der Stelle!“ zischelte ihr Morelli ins Ohr, indem er sie unsanft zurückhielt. Ehrenfried hatte sich in die Kutsche geschwungen, und auf seinen Befehl jagte der Rossführer im wilden Fluge davon. Vergebens jammerte Abeline, vergebens flehte sie zu dem harten Oheim um einen Augenblick Verzug: kalt ermahnte sie Morelli, ruhig zu seyn, während Ehrenfried noch einige Grüße zurückwinkte, und von dem, was in dem Wagen geschah, nichts vernahm.

„Was war das?“ rief der Ankömmling, indem er der Kutsche, welche in diesem Augenblicke um eine Waldspitze bog, nachstarrte: „Abeline rief meinen Namen, ihrer Stimme ängstlicher Laut traf mein Ohr! Wäre es möglich? Könnte sie sich in jenem Wagen befinden, der von mir hinweggeilt, und nun meinen Blicken schon entschwunden ist?“

Frau Martha trat weinend aus dem Hause. Als sie den Ankömmling erblickte, breitete sie ihre Arme aus und sagte mit tiefer Rührung:

„Sei gesegnet, mein Reinhold, und komm an das Herz Deiner Mutter, die ein ungerathenes Kind verliert, um ein wohlgerathenes zu gewinnen. Der Himmel selbst führt Dich her in dieser Stunde!“

Aber nicht so innig, wie sie es gehofft hatte, erwiderte der Sohn die Umarmung der Mutter. Er bestürmte sie mit Fragen über Ehrenfrieds Reise-gesellschaft, und war nun bald durch die Aufschlüsse, welche Frau Martha ihm gab, überzeugt, daß er nicht geirrt habe, daß Morelli und seine Nichte es gewesen, die als Ehrenfrieds Gefangene unter dem Dache seiner Mutter verweilt hatten. Sehnsuchtsvoll schweifte sein Blick nach dem Waldsaume, hinter dem die Reisenden verschwunden waren. Wie trieb ihn doch sein Herz mit Allgewalt zur schleunigsten Nachfolge, wie stürmte es doch in seinem Innern, und wie wurde doch seine Brust ganz von dem Wunsche erfüllt, der Heißgeliebten nachzueilen! Aber eine heilige Pflicht hielt ihn zurück. Als er nach jener Begebenheit auf



der Rheinbrücke zu dem Präfecten in Straßburg geführt wurde, gelang es ihm bald, sich durch Vorzeigung seiner Papiere, und Berufung auf seinen diplomatischen Charakter, die Freyheit wieder zu verschaffen. Aber er hatte vernommen, daß ein schweres Gewitter über dem Haupte der Seinigen sich aufthürme! Ehrenfried war den Zollbeamten als einer der erfahrensten, und kühnsten Schmuggler zu wohl bekannt, als daß über seine Person der mindeste Zweifel hätte obwalten können. Der letzte verwegene Versuch auf der Brücke hatte die Gefährlichkeit des unternehmenden Schleichhändlers in ihrer ganzen Größe gezeigt. Man wendete sich, ohne Zeit zu verlieren, an eine Landesbehörde, um die Auslieferung seiner Person und genaue Nachforschung nach verbotenen Waaren an seinem Aufenthaltsort zu verlangen. Beides war zugestanden, und sogleich eine Abtheilung von Gensdarmen und Zollwächtern nach der einsamen Wohnung der Frau Martha abgesandt worden. Reinhold sah ein, daß unter diesen Umständen nicht allein Ehrenfried, sondern auch das Eigenthum seiner Mutter, und diese, bey ihrem Alter und ihrer Kränklichkeit, vielleicht selbst in großer Gefahr schwebte. Es gelang ihm, einen Gegenbefehl auszuwirken, der den früheren dahin beschränkte, daß nur der Schmugglerchef einzubringen sey, die anbefohlene Untersuchung aber unterbleiben solle. Auf abkürzenden Gebirgspfaden eilte er dem Commando vor. Er traf bey der Wohnung seiner Mutter gerade noch zeitig genug ein,

um die Flucht des geächteten Bruders zu beschleunigen, und eine Spur der geliebten Abeline zu finden, welche nebst ihrem Oheim unerwarteter Weise aus Paris, wo Reinhold damals durch seine Dienstverhältnisse gefesselt gewesen, verschwunden war. Reinhold konnte wohl ahnen, weshalb Morelli in geheimnißvoller Eile jene Hauptstadt verlassen hatte. Der Mechaniker selbst hatte, indem er ihn zu einer Pflichtverletzung verleiten wollte, als deren Preis Abelinens Besitz im Hintergrunde gezeigt wurde, ihn einen deutlichen Blick in sein gefährliches Treiben und in seine verwickelten Verhältnisse thun lassen. Sein Verlangen aber war von Reinhold entschieden abgelehnt worden. Daher Morelli's Zorn gegen den jungen Mann, dem er nun den Zutritt in seine Wohnung versagte. Daher die Strenge, mit der er Abelinen nöthigte, jede Gemeinschaft mit dem Geliebten abzubrechen. Wer aber vermag gegen die Schlangenlist und Taubeneinfalt der Liebe sich zu wahren? Abeline und Reinhold sahen sich ins geheim und befestigten durch innige Bethuerungen ewiger Treue ihren Bund. Als nun aber das theure Mädchen ihm plötzlich entführt war, als ihn die Gewißheit ihrer Entfernung tief darniederbeugte; da hielt ihn keine Macht länger in Paris zurück. Sein Gesandter bewilligte ihm einen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, wohin Morelli allem Vermuthen nach sich gewendet hatte, und damit nichts ihn in seinem Fluge aufhalte, ließ Reinhold sich

einen Courierpaß ausfertigen. Wir haben gesehen, wie jenes seltsame Ereigniß auf der Rheinbrücke dennoch eine Unterbrechung seiner eiligen Reise bewirkte, wie er die Geliebte nur wieder fand, um sie wieder zu verlieren!

Einige Augenblicke schwankend in dem Entschlusse, den er zu nehmen habe, blieb Reinhold schweigend an der Seite seiner Mutter stehen, welche des Sohnes Hand gefaßt hielt und sie liebevoll drückte. Da fielen seine Augen auf das Pferd, das ihn hierher gebracht, und das sterbend am Boden lag.

„Und wenn ich auch wollte!“ seufzte er für sich: „wenn ich auch in dem glücklich erlangten Schutzbrieft der Mutter eine Versicherung ihres Eigenthums und ihrer Ruhe zurücklassen wollte: es wäre dennoch unmöglich!“

Indem er nun gefaßt und zärtlicher, als vorher, die Liebkosungen Frau Martha's erwiderte, trat er mit ihr in das friedliche Haus, wo ihm tausend süße Erinnerungen der Kindheit tröstend entgegenkamen.

Den ersten Augenblick, in welchem sich Morelli und Ehrenfried auf ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Reise allein befanden, benutzte der Letztere zu einer Unterredung, deren Inhalt dem Mechaniker ebenso unerwartet, als wichtig war.

„Mein Herr Morelli,“ begann Ehrenfried mit einem sonderbaren Lächeln das Gespräch: „Sie haben es bey dem ungemeinen Scharffsinne, den ich während unserer kurzen Bekanntschaft an Ihnen zu erkennen die Ehre hatte, nun schon längst heraus, daß Ihr Reisegesellschafter nichts mehr und nichts weniger war, als ein Schmuggler, und gegenwärtig in dem freien Stande eines Landflüchtlings sich befindet. Wenn Sie aber glauben, daß auch bey mir noch irgend ein Zweifel über Dero persönliche Verhältnisse obwalten könne, so irren Sie sehr. Belieben Sie nur gefälligst diese Documente, welche Sie in jener Nacht unserer ersten Bekanntschaft mit schöder Berachtung von sich geworfen, wieder an sich zu nehmen, und aus dem Umstande, daß sie in meinen Händen waren, sich von meiner Kenntniß Ihrer verdienstvollen Wirksamkeit zu überzeugen!“

Hastig griff der Mechaniker nach dem ihm wohlbekannten Taschenbuche, welches der Schwarzwälder ihm darbot. Er öffnete es sogleich, und indem er mit forschenden Blicken dessen Inhalt durchlief, sagte er mit möglichster Gleichgültigkeit in Stimme und Geberde:

„Kleinigkeiten! Unbedeutende Notizen zu meinem Privatgebrauche! Das Ding muß, ohne daß ich es wahrgenommen, aus dem Wagen gefallen seyn. Jedenfalls bin ich für die Rückgabe sehr verbunden.“

„Aus dem Wagen gefallen?“ Wiederholte Ehrenfried, und richtete seine Blicke bedeutungsvoll

auf den Mechaniker. „Freylich,“ fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen Morelli das Taschenbuch zu sich steckte, und dann, den Schwarzwälder mit anscheinender Gemüthsruhe anblickte, spöttisch fort: „Freylich mußte ein Portefeuille mit solchem Inhalte, wie dieses, einen Fall aus dem Wagen thun, wenn auch nur in der Ferne treue Diener des unüberwindlichen Kaisers wahrzunehmen waren. Aber, mein Herr Morelli, Sie spielen vergeblich Comödie mit mir! Manche Schifferschrift birgt wohl Ihr geheimnißvolles Büchlein, die ich nicht zu enträthseln vermochte; allein was mir aus den übrigen Papieren klar geworden, reicht völlig hin, Sie mir genau bekannt zu machen, und mir die Ueberzeugung zu geben, daß wenn Einer von uns sich der Gesellschaft des Andern zu schämen hat, Sie dieses nicht sind!“

„Was soll das heißen?“ entgegnete Morelli kalt, aber befremdet. „Sie sprechen in solcher beleidigenden Art zu mir? Sie, den ein Wort aus meinem Munde der Strafe der Gesetze, der Schande und dem Elende preis giebt? Sie, den allein meine Großmuth“ —

„O der lächerlichen Großmuth!“ unterbrach Ehrenfried den Mechaniker. „Hinter ihr verbergen sich Eigennuß und Selbstsucht, und ein Thaler wird weggeworfen, um einen Louisdor zu gewinnen. Das Schicksal, das mich erwartet, wenn ich in die Hände meiner Feinde gerathen sollte, kenne ich.

Tausendmal habe ich es überdacht, tausendmal dessen Vorstellung vor meine Seele geführt! Das Loos der Galeerensclaven ist schrecklich, aber ein starkes Gemüth, das nur seine eigenen Grundsätze sich zur Richtschnur dienen läßt, weiß auch das zu tragen und zu überwinden. Sie, mein Herr Morelli, würden es freylich im Falle der Entdeckung weiter bringen, und sind vielleicht stolz darauf. Einen Strick um den Hals des Spions, heißt es, und hinauf mit ihm an den ersten besten Baum, der stark genug ist, das Gewicht des Sünders zu tragen! Sie erbleichen? — Sie schwanken? Wo ist nun die Ruhe, mit der Sie sich brüsteten? Wo der Dünkel, mit dem Sie auf mich herabsahen? Doch fürchten Sie nichts: ich trage keineswegs Lust, Sie an den Strick, und mich an die Ruderbank zu liefern. Schmuggler und Spion sind treffliche Cumpane, aber ganz gleich sind sie nicht in allen Fällen, und am wenigsten in dem unsrigen!“

Eine Todtenblässe hatte sich in der That über das Antlig des Mechanikers gelegt. Seine Glieder bebten, und er mußte sich einige Augenblicke lang niedersetzen, um sich wieder zu erholen. Nach einer kurzen Ruhe schien er seine Fassung wiedererhalten zu haben. Er machte einige Gänge durch das Zimmer, blieb dann dicht vor dem Schwarzwälder stehen, und sagte:

„Glauben Sie, was Sie wollen! Seyn Sie meinwegen überzeugt, ich sey das, was sie nannten. Wir haben einander nicht zu fürchten; der Umtausch

unserer Geheimnisse sichert uns gegenseitig. Aber wozu die thörichte Einbildung Ihres edlern Standpunctes? Weßhalb der zu nichts führende Wahn: ein Sch mug gler sey etwas Besseres, als ein Spion?

„Sie verlangen eine Erklärung?“ versetzte Ehrenfried: „Hier ist sie! Um eines jämmerlichen Gewinnes willen dienen Sie den Absichten Anderer, täuschen und mißbrauchen das Vertrauen derer, die sich Ihnen sorglos hingaben, suchen durch Trug und Bestechung sie zur Pflichtwidrigkeit zu verleiten, und endigen damit, denen, die sie abgesandt, unvollkommene Aufschlüsse zu geben, welchen das Leben von tausend Unschuldigen, das Glück und der Frieden unzähllicher Familien zum Opfer gebracht wird. Liegt in dem Hintergrunde Ihres Treibens nicht etwas wie Meuchelmord und Verrath an der gesammten Menschheit?“ — „Was habe ich gemein damit?“ fuhr der Schwarzwälder fort, indem er sich stolzer emporrichtete: „Ich führe einen offenen Krieg gegen die Ungerechtigkeit des Gesetzes, gegen einen verhaßten Gewalthaber, dem ich allein Nachtheil bringe, indem ich Tausenden, die unter seiner Geißel bluten, nütze. Nie habe ich meine Hände mit dem Gewinn befleckt, den meine Unternehmungen ausgeworfen. Ich leitete Alles; die Frucht blieb meinen Genossen. Keine andere Triebfeder meiner Handlungen giebt es, als Haß und Rache. Ich war Gehülfe eines reichen Kaufmanns in einer großen Stadt am Rhein; durch eine Verfügung des Machthabers ward der Mann,

der mich wie ein Vater liebte, ein Bettler. Nur kurze Zeit überlebte er dieses Mißgeschick. Da stand ich an seinem Grabe und gelobte, nach Kräften seinem Verderber zu schaden, und entgegenzuwirken. Dieses als Soldat zu thun, zeigte sich keine Möglichkeit: der Krieg wüthete damals in Rußland, und an den Grenzen von Portugal. Mir blieb keine Wahl. Ich betrat den Weg, der mir am Nächsten lag, und ward Anführer eines Haufens kühner und unternehmender Schmuggler. Meiner Thaten will ich mich nicht rühmen; allein der Krieg, den ich auf meine eigne Hand, bald mit List, bald mit Gewalt führte, scheint mir so gerecht, wie jeder andre. Noch einmal: nie habe ich auch nur das Mindeste von der Beute berührt, und wenn mich auch die Welt mit dem Range eines Freblers am Geseße brandmarkt, so trage ich doch ein stolzes Selbstbewußtseyn von Ehre und Rechtlichkeit in mir.“

Je feuriger Ehrenfried während dieser Rede geworden, desto mehr waren Ruhe und Kälte in das Innere des Mechanikers zurückgekehrt.

„Sie gefallen sich in seltsamen Irrthümern, mein junger Freund!“ sprach jetzt Morelli mit freundlichem Lächeln. „Unsere Ansichten weichen allerdings sehr von einander ab. Sie fühlen noch zu tief; allein das ist ein Fehler, der sich mit den Jahren giebt und“ — fügte er, des Schwarzwälders Hand traulich ergreifend, hinzu — „ich hoffe, daß später, wenn Sie einmal Herr Ihrer närrischen Grillen geworden sind, noch ein-

mal was Rechts aus Ihnen wird, nämlich ein tüchtiger — Spion!"

Unwillig riß Ehrenfried seine Hand aus der seines Reisegefährten, dann verließ er mit einem verächtlichen Blicke auf den Mechaniker, der diesem ein nichts sagendes Lächeln entgegensezte, das Gemach. —

Abeline ertrug die Beschwerden der Reise, welche eilig und ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde, in Ergebung und stiller Duldung. Sie lebte den Gefühlen ihres Herzens: sie war glücklich in der Erinnerung, sanft gerührt in milder Sehnsucht und freudig bewegt in einer neu erwachten tröstenden Hoffnung. Seit sie wußte, daß Ehrenfried Reinholds Bruder sey, blickte sie den Reisegefährten, der sich ihnen aufgedrungen, nicht nur ohne Furcht, sondern selbst mit einem stillen Wohlgefallen an. Ein geheimnißvolles magisches Band schien ihr die Nähe Ehrenfrieds, das sie fort und fort freundlich an den Geliebten fesselte, von dem sie getrennt war; in dem Antlize des Mitreisenden suchte und fand sie Spuren der Aehnlichkeit mit Reinhold. Sie dachte sich die dunkle bräunliche Farbe, welche Ehrenfrieds Angesicht in Folge mancher Beschwerde und des Lebens im Freien angenommen hatte, hinweg; ihre Phantasie milderte das Schrofte und Rauhe in den Zügen; die oft wilde Gluth des Auges war sie bemüht, als ein sanftes, wohlthätiges Feuer zu erblicken, und dann konnte sie oft stundenlang sich glücklich fühlen in dem süßen Traume: es sey ihr Reinhold, der ihr gegenüber sitze, der nun

ein für allemal ihr angehöre und mit ihr die Reise durch das Leben mache in glücklicher Eintracht, in Freude und Seeligkeit! Wer möchte lächeln über die Selbsttäuschungen des armen Mädchens, dem die Wirklichkeit keine Freuden gewährte, dem für die strenge Versagung jeder irdischen Wonne kein Trost, keine Entschädigung blieb, als — der Wahn?

Es wurde ihr um so leichter, den früher gefürchteten Ehrenfried als einen geheimen Vertrauten ihres Herzens zu betrachten, da dieser selbst während der Reise allen Anstand eines gebildeten Weltmannes an den Tag legte, ihr mit Achtung begegnete, und sie oft gegen die Härte Morelli's mit einer Würde und Kraft in Schutz nahm, welche auf den Mechaniker einen ihr unbegreiflichen Einfluß übten. Zum erstenmale sah sie sich in einem freien Verhältnisse gegen ihren Oheim; noch nie hatte sie so sehr wie jetzt empfunden, daß dieser seinen Rechten über sie eine zu große, ihm nicht zukommende Ausdehnung gegeben hatte.

Aber ein junger Mann von der Leidenschaftlichkeit und den reizbaren Gefühlen Ehrenfried's konnte nicht lange in der Gesellschaft eines so anmuthigen Wesens, wie Adeline, leben, ohne von der Macht ihrer Schönheit, von dem Zauber ihres klaren Geistes und der Innigkeit ihres Gemüths, zur Bewunderung und von dieser zu einer glühenden Neigung hingerissen zu werden. Ehrenfried hatte in seinem bisherigen wildbewegten Leben der Liebe nie einen tiefen Sinn untergelegt: seinem Bäschen Elise hatte

er Neigung und Hand gewidmet, weil ihn die Bande der Gewohnheit an sie fesselten, weil ihn das blühende Aeußere des Mädchens anlockte; er wollte sie heirathen, so viel stand fest bey ihm: aber er glaubte sich deßhalb eine anderweitige Liebelei nicht versagen zu müssen, und am wenigsten jetzt, da seine Aussichten, ein friedlicher Hausvater zu werden, so sehr getrübt und weit hinausgestellt waren. Dabey versetzte ihn Adelinens freundliches Benehmen, ihre Blicke, die so oft mit unverkennbarer Theilnahme auf ihm ruheten, in die angenehme Täuschung, sie finde ein persönliches Wohlgefallen an ihm, und er meinte nun, er würde ein großer Thor seyn, wenn er diese Neigung seiner schönen Reisegefährtin unbenutzt ließe.

In einem kleinen Städtchen des heiteren Frankenslands sahen sich die Reisenden, da im Augenblicke keine Postpferde zu erhalten waren, genöthigt, einige Stunden zu verweilen. Morelli saß mürrisch am Fenster der kleinen Wirthsstube und blickte gedankenlos die gegenüberliegenden Häuser an. Adelinen lockte der heitre Tag ins Freie. Sie begab sich in den dicht am Hause gelegenen Blumengarten und überließ sich hier ihren Gedanken und Empfindungen, die immer ihre Beziehung auf den entfernten Reinhold behaupteten. Sie fühlte sich heute besonders weich gestimmt, und suchte vergebens eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, die endlich, jeden Zwang überwiegend, in einen unaufhaltsam rinnenden Thränenstrom hervorbrach. Noch schwammen Zähren in ihrem Auge und rollten in Per-

len die Wangen herab, als unerwartet und überraschend Ehrenfried aus einem Laubgange ihr entgegentrat.

„Sie weinen,“ Adeline? „sagte er betroffen und mit einer Milde im Tone, welche das Mädchen auf das Lebhafteste an Reinholden mahnte, dessen sanfte und wohl lautende Stimme noch immer in ihrem Innern wiederklang. „Wer ist so hart und grausam, Ihnen Thränen auszupressen?“ fuhr er dann heftiger fort. „Sollte Ihr Oheim wiederum den bösen Geiste, der ihn beherrscht, auch gegen Sie Raum gelassen haben? O, sagen Sie es mir! Ich habe Mittel, diesen Dämon zu bannen, ich vermag ihn unschädlich zu machen!“

„Sie irren!“ versetzte Adeline, und trocknete ihre Thränen; „der Kummer, den ich empfinde, ist nicht neu; das Leiden, welches meine Brust erfüllt, ward in der Vergangenheit gesäet, und ist zum Verderben aufgegangen, für mein ganzes Leben.“

„Das soll nicht seyn!“ rief Ehrenfried stark und mit einer Geberde des Unwillens aus. „Nein, Mädchen!“ sprach er dann sanfter und indem er mit zärtlichen Blicken Adelinen ansah: „Dein Leben soll nicht vergiftet seyn, durch die Frucht der bösen Saat, die Du sicher nicht ausgestreut hast. Vertraue Dich mir! Siehe, es giebt nichts so Großes, so Gefährliches, wozu ich nicht den Muth hätte für Dich. Ich will das Verderben fern halten von Deinem Daseyn; ich will Deinen bösen Oheim zähmen, daß sein Wille Dir unterthan wird, will jedes Unkraut, das in Deinem Pfade wuchert, vertilgen, und Dir die Zu-

Kunst ausschmücken mit Blüthen der Freude und des Glücks. Ja, Mädchen, vertraue mir: sey die Meinige!“

Bei diesen letzten Worten hatte sein Arm *Abeline* umschlungen. Erblichend und ihren Sinnen kaum trauend blickte diese ihn an.

„Glaubst Du,“ fuhr er fort, indem er sie stärker an sich preßte: „Dein Oheim werde sich meinem Verlangen widersetzen? O nein! Er kennt seinen Vortheil, und wagt das nicht. Sein gefahrvolles Wirken liegt offen vor meinen Blicken dar. Ich habe ihm einen Spiegel vorgehalten, in dem er mit Entsetzen sein eignes Bild erschaute, und der selbst das Herz dieses grauen Sünders mit Schrecken erfüllte. Er muß wollen, sage ich Dir!“

„Und was denken Sie von meinem Oheme?“ fragte stammelnd *Abeline*, die noch immer nicht ihre Fassung wieder gewonnen hatte. „Welche Absichten legen Sie ihm bey?“

„Was ich von ihm weiß, ist feste Ueberzeugung;“ antwortete der Schwarzwälder, „und könnte denn Dir, reizendes Mädchen, verborgen geblieben seyn, was er im Stillen brütete und erstrebte?“ sprach er weiter. „Solltest Du zum Mindesten nicht geahnt haben, daß er als Spion einer mit Frankreich kriegenden Macht in dessen Hauptstadt lebte, dort kein Mittel scheute, seine Zwecke zu erreichen, und nun mit wichtigen Papieren versehen, auf der flüchtigen

Rückkehr zu seinen Oberen begriffen ist? Dort hofft er zu ernten.“

„Halten Sie ein!“ unterbrach *Abeline*, indem sie sich mit Hefigkeit seinen Armen entwand, den Sprechenden. „Ich weiß genug, ich weiß nun Alles! Heiliger Gott! So ist denn auf diese Weise die dunkle Tiefe des Geheimnisses, das wie ein drohendes Gespenst mich umschwebte, endlich ergründet! So ist es denn klar, daß mein Schicksal von dem Willen eines Mannes abhängt, den ich verabscheuen, den ich verachten muß! Ha! Nun erkenne ich auch die Pflichtverletzung, für welche mein Oheim mich Ihrem Bruder verkaufen wollte; nun weiß ich auch, worum *Reinhold* von mir entfernt wurde, weshalb der Oheim ihn haßt! Ganz entfaltet vor mir liegt das Gewebe des Verraths und des Betrugs, das mich umspinnt; ich selbst lerne erst jetzt mich kennen: was bin ich mehr, als ein willenloses Werkzeug in der Hand eines“ —

Sie sprach nicht aus; Thränen und Schluchzen erstickten ihre Stimme. Theilnehmend und erstaunt betrachtete sie *Ehrenfried* eine Weile lang, ohne ein Wort zu sagen. Dann ergriff er sanft ihre schlaff herabhängende Rechte, und hob an:

„Unglückliches Mädchen!“ Wahrlich: hätte ich gewußt, daß ein wohlthätiger Schleier Dir noch die wahre Gestalt Deines Verwandten verberge, ich hätte ihn nicht hinweggezogen! Aber Du sprachst von meinem Bruder? Du nanntest *Reinhold*? Dein Oheim wasse ihn und halte ihn entfernt von Dir, sagtest Du?

Welches seltsame Verhältniß liegt hier im dunkeln Hintergrunde verborgen?"

„Sie sollen, Sie müssen Alles erfahren!“ erwiderte *Adeline*, und trocknete ihre Thränen. „In Paris lernte ich *Reinhold* kennen. Mein Oheim selbst führte ihn in unser Haus; wahrscheinlich dachte er, den Vertrauten eines großen Gesandten unter der Larve der Freundschaft zu Offenbarungen zu vermögen, die er von dem ehrliebenden *Reinhold* nicht um Gold zu erkaufen hoffen durfte. Seinem Scharfblicke blieb es nicht verborgen, daß unsre Herzen sich bald verstanden, daß eins nur in dem andern, eins nur für das andere lebte. Er schien unsre Liebe zu begünstigen. Manche trauliche ungestörte Stunde brachte ich mit *Reinhold* hin, in der er mir von seiner Heimath, seiner trefflichen Mutter und dem wilden, aber dabey im Herzensgrunde guten *Ehrenfried* erzählte. Dann besprachen wir auch unsere Zukunft: wie wir im treuen Verein mit einander leben und sterben, wie wir das Glück der Häuslichkeit uns bereiten wollten! In des Oheims Einwilligung setzten wir keinen Zweifel, und es wurde endlich beschlossen, daß *Reinhold* bey ihm um meine Hand anhalten solle. Was eigentlich in der nun erfolgten Zusammenkunft der beiden Männer besprochen wurde, und weshalb mein Oheim plötzlich *Reinhold*s entschiedener Feind geworden, das hat jetzt erst Ihre schreckliche Entdeckung mir offenbart. Genug: mein Oheim zeigte mir kalt an, daß *Reinhold* unser Haus nicht wieder betreten werde,

daß ich jede Gemeinschaft mit ihm abbrechen müsse, daß er nie der Meinige werden könne! Meinen Thränen setzte der hartnäckige Mann das erbitternde Lächeln des Hohns, meinem Flehen einen tief verwundenden Spott entgegen! So hat er selbst durch das grausame Gift seiner feindseligen Begegnung alle Verwandtenliebe in meinem Herzen getödtet. Es gelang Reinholden, eine geheime Zusammenkunft mit mir zu veranstalten. Er wollte mir nicht gestehen, was des Oheims Gesinnungen so plötzlich umgewandelt; nur so viel ließ er mich ahnen, daß er einer Untreue an seiner Pflicht selbst nicht das höchste Glück seines Lebens verdamfen möge. Wir besprachen eine wiederholte Zusammenkunft; wir schöpften neue Hoffnung. Da erweckte mich einst mein Oheim mitten in der Nacht und kündigte mir an, daß wir augenblicklich abreisen müßten. Die Gefühle, mit welchen ich mich von Paris entfernte, vermag ich nicht zu schildern! Wie wir in das Haus Ihrer Mutter gekommen, wissen Sie am besten! Dort ging durch meine Seele eine süße Ahnung, als sey ich in befreundeter Nähe, und was die Erinnerung aus den Reden des Geliebten aufbewahrt, das zeigte sich ansprechend und bedeutungsvoll in der Wirklichkeit. Aber erst dann, als ich Reinholds wohlbekannte Stimme vernahm, als ich hörte, wie er den Bruder zur Flucht und Rettung mahnte und der Mutter zum Schutze zurückzubleiben versprach: dann erst ging die Wahrheit lebendig vor meinem Geiste auf, und es ward mir ein Augenblick der Freude, der nur zu schnell vor-

überflog. Jetzt habe ich dem Bruder Reinholds mein Inneres ganz enthüllt. Er ist der einzige Vertraute meiner Liebe und gewiß! er wird dieses Vertrauen nicht mißbrauchen.“

Ehrenfried hatte des Mädchens Rede aufmerksam angehört. Als sie des zwischen ihr und seinem Bruder bestehenden Verhältnisses zuerst gedachte, ließ er langsam ihre Hand aus der seinigen sinken und seine Augen suchten den Boden. Ein kurzer Kampf entstand in seinem Innern; bald aber war dieser entschieden, und als Adeline geendigt hatte, sagte er mit leuchtenden Blicken:

„Beym Himmel!“ Adeline: Sie sollen sich nicht in mir geirrt haben. Toll und wild ist wohl Ehrenfried, aber schlecht nicht! Armer Bruder!“ fügte er dann vor sich hin sprechend, hinzu: „Du warst der Erwählten Deines Herzens nahe, ohne es zu wissen — Du hättest sie wiedersehen, Du hättest mit ihr ziehen können, wäre nur ein günstiger Zufall Dir zu Hülfe gekommen, und hätte sie Dir verrathen.“

„Glauben Sie mir,“ sprach mit einem schönen Feuer Adeline: „er hat meine Stimme vernommen, er wußte, daß ich in dem Wagen saß, der sich von ihm entfernte; aber die Erfüllung einer großen und heiligen Pflicht hielt ihn zurück, mir zu folgen. Die Gefühle, welche ihn hierzu veranlaßt, ehre ich; sie sind es, die ich in ihm liebe und aus denen allein eine treue Gegenliebe erwachsen kann!“

„Es mag wohl so seyn, wie Sie sagen!“ versetzte in sich gekehrt der Schwarzwälder: „Er wird gut machen, was ich verborben; er wird die Mutter und ihr Eigenthum schirmen gegen Handlanger des Gesetzes, welche ich herbeygerufen. Ja! er ist, was ich nicht bin: ein guter Sohn, ein Freund des Friedens und des stillen Glücks. Darum verdient er auch Sie, *Abeline*, und Sie sollen die feine werden, so wahr ich sein Bruder bin und so wahr ich in der Zukunft besser seyn will, als ich es war in der Vergangenheit. *Reinhold* und *Abeline*! Dieses Bündniß will ich gründen und befestigen; auch damit habe ich dann etwas Gutes gethan, und dem Bruder das Opfer vergolten, das er der kindlichen Pflicht gebracht.“

„Da trat *Morelli* hinter einem Gebüsch hervor, wo er bisher verborgen gestanden und einen Theil der Unterredung mit angehört hatte.“

„Und des Oheims Wille bedarf keiner Berücksichtigung?“ lachte er höhnißlich zu *Ehrenfried* hin. „Man karrtet das Spiel hübsch im Stillen unter sich ab, dann wird plötzlich Trumpf gezogen, und der verschüchterte Alte giebt Alles verloren und zieht mit einer langen Nase ab? Man könnte sich verrechnet haben! Niemand sollte sich selbst vergessen, und es mißachten, wie er im tollkühnen Wagniß sich selbst verlieren kann!“

Abeline wendete ihr Antliß von dem Manne ab, über dessen Wirksamkeit sie nun nicht mehr im Dunkeln war, der, von einem grauenvollen Lichte erhellt, jetzt in seiner ganzen Verworfenheit vor ihr da stand. Als

Ehrenfried ihn erblickte, richtete sich seine hohe Gestalt stolzer empor und indem er mit dem Vollgewichte des Uebermuths herabsah, den er den Mechaniker bisher empfinden lassen, entgegnete er diesem mit aller Verachtung, welche er in Stimme und Geberde an den Tag zu legen vermochte:

„Wiederum ein Fehlschuß, mein werther Herr Morelli! Glauben Sie nicht, daß ich im Stande wäre, sie an den Galgen und mich auf die Galeere zu bringen, um Adelinen frei zu machen und meinem Bruder, der so hoch über Ihnen steht, wie der redliche Mann über dem Schurken, ein Glück zu verschaffen, das Sie stören wollen, und das er so reichlich verdient? Sie sehen: es ist nicht gut, mich zu reizen! Jedenfalls ersuche ich Sie, Adelinen von nun an als die Braut meines Bruders zu betrachten und zu behandeln: ich werde sie als solche gegen Sebermann zu schützen wissen.“

Mit diesen Worten ergriff er den Arm der schweigenden Jungfrau und führte Sie zu dem Wagen, der schon reisefertig vor der Thür des Gasthofs stand. Eine Hölle im Busen und mit Blicken, in denen ein Gewitter dräute, folgte Morelli. —

Die Reise wurde ohne Hinderniß fortgesetzt. Die Pässe des Mechanikers waren in bester Form; auch Ehrenfried hatte, ehe er jenen verwegenen Streich auf der Rheinbrücke unternahm, sich für jeden Fall Papiere zu verschaffen gewußt, welche ihn gegen eine Entdeckung von dieser Seite sicher stellten. Uebrigens

nahmen, seit Ehrenfried Adeline für die Braut seines Bruders gegen Morelli erklärt hatte, die Verhältnisse unter den Reisenden eine andere Gestalt an, als sie bisher gehabt hatten. Früher war durch den Mechaniker Alles geordnet worden, jetzt übernahm Ehrenfried diese Sorge. Adeline genoß, von dem Bruder ihres Reinhold mit großer Achtung behandelt, einer Freiheit, wie sie diese noch nicht gekannt hatte, und ohne daß sich ihr Oheim den Verfügungen des Schwarzwälders, der eine unbedingte Oberherrschaft behauptete, im Geringsten widersetzt hätte. Morelli war zu vorsichtig und zu klug, um in der gefährlichen Lage, in der er sich befand, einen Feuerkopf wie Ehrenfried zu reizen. Dieser ging ja denselben Weg, wie er; dieser hätte Ein Ziel mit ihm! Es war nämlich des Schwarzwälders Absicht, eine Abtheilung der verbündeten Heere zu erreichen, welche damals im August 1813, nachdem der Waffenstillstand aufgehündigt war, sich der Elbe und den Grenzen Böhmens näherten, um den gemeinschaftlichen Feind in seiner Hauptstellung zu bedrängen. Ehrenfried wollte dann Kriegsdienste nehmen, gleichviel bey wem: wenn es nur gegen die Franzosen ging! Dort, schloß Morelli seine Ueberlegung, habe ich ihn nicht mehr zu fürchten, dort kann mir auch seine Nähe nichts nützen, wie das doch während der Reise wohl der Fall seyn dürfte! Wie bald soll es dann ein Ende nehmen mit der geträumten Brautseligkeit der Jungfer Nichte! Wie bald sollen dann die Rechte, welche der Tollkopf

sich gewaltsam angemast, zu Nichts werden, und wieder an den zurückkehren, dem sie allein gebühren. Nein, nein, mein Herr Reinhold! Sie werden nun und nimmermehr Adelinens Gatte! Glauben Sie, ich könnte die tausend Louisdors vergessen, welche ich für die Offenbarung zahlen mußte, die ich doch von ihnen umsonst hätte erhalten können? Glauben Sie, die Verachtung, mit der Sie auf mich herabsahen, als ich thöricht genug war, Sie meines Vertrauens würdig und reif zu halten, sey spurlos an meinem Innern vorübergegangen, und habe nicht die Saat zu Haß und Rache gestreut? Sie möchten irren! Ich bleibe Ihr geschwornener Widersacher und die Zeit wird kommen, wo ich vor Ihrem brutalen Bruder die lästige Larve abwerfen kann und wieder Herr meines Willens und meiner Handlungen bin.

Diesen Betrachtungen zu Folge betrug sich Morelli gegen Ehrenfried, wie gegen seine Nichte, mit einer Ruhe und freundlichen Nachgiebigkeit, welche in der That die Letztere glauben machte, der Oheim habe seine feindselige Gesinnung gegen Reinhold geändert, und halte es nun auch für das Beste, in eine Verbindung zu willigen, in der allein das Lebensglück seiner Nichte erblühen konnte. Ehrenfried aber ließ sich nicht täuschen; er hatte den Charakter Morelli's hinlänglich durchschaut, um hinter dieser Ruhe eine still gehegte Tücke, hinter dieser Freundlichkeit einen hämischen, seine wohlwollenden Absichten für des Bruders Liebe durchkreuzenden Plan zu

ahnen. Aber auch der Schwarzwälder stand im Innern gerüstet gegen seinen Gegner; auch er trug einen Entwurf im Sinne, mit dessen Ausführung er den Angriffen des Mechanikers zuvorzukommen gedachte.

Morelli hatte übrigens ganz richtig berechnet, daß die Gesellschaft eines so kräftigen, und muthigen Mannes, wie Ehrenfried, ihm auf der Reise durch die vielen Heerhaufen französischer Krieger, welche der Elbe zueilten, mancherley Vortheile gewähren würde. Der Gelegenheiten, bey welchen sich dieses bewährte, waren nicht wenige, und wer weiß, zu welchen für beide Männer nachtheiligen Entdeckungen manche Entdeckung geführt haben würde, wenn nicht der Schwarzwälder der Zudringlichkeit eine kühne Zurückweisung, der Anmaßung eine ernste Festigkeit entgegengesetzt hätte. Immer aber wußte er dabey jede Aeußerung so zu stellen, daß der Gegner nicht beleidigt wurde, und am Ende von Ehrenfried's anständigem Muthе gewonnen, versöhnt weiter zog.

Die Reisenden erreichten endlich ein sächsisches Städtchen, wo sie sich vor der Hand zu einem unbestimmten Aufenthalte entschließen mußten, da ihnen bey der Nähe der feindlichen Heere, der französische Commandant die Weiterfahrt nicht gestatten wollte. Die Schlachten bey Dresden, an der Ratzbach, bey Dennewitz und Culm waren geschlagen, aber sie wurden als eben so viele Siege der großen Armee verkündigt, und Niemand konnte erkennen, nach welcher

Seite das Zünglein der Siegswaage schwankte. Morelli trieb sich unruhig umher in dem Städtchen, lauschte, horchte und forschte nach allen Seiten hin. Aber auch ihm blieb die Wahrheit verborgen; bis er endlich durch einen Zufall erfuhr, daß eine feindliche Truppenabtheilung jenseits des Gebirgs, nur eine Tagereise von dem Städtchen aufgestellt sey. Von diesem Augenblicke war er eifrig bemüht, einen künftigen Boten zu finden, dem er eine Sendung an den Befehlshaber jenes Postens anvertrauen könne. Nach vielen vergeblichen Bemühungen glaubte er den rechten Mann gefunden zu haben. Der Bote war der Gegend genau kundig, und versprach, den Brief, welchen ihm Morelli einhändigte, richtig zu überbringen, indem er versicherte, ihn solle auf den geheimen Gebirgspfaden, welche er einzuschlagen gedanke, gewiß kein Franzose erspähen. Trotz seines Alters und der hier nothwendigen beschwerlichen Fußwanderung, hätte der Mechaniker selbst versucht, sich zu seinen Freunden durchzuschleichen; allein er konnte es nicht über sich gewinnen, Adeline ganz der Willkür Ehrenfrieds zu überlassen, der gewiß diese Gelegenheit benützt haben würde, das Verhältniß zwischen ihr und seinem Bruder zu befestigen.

Wie geheim auch Morelli die Absendung jenes Boten gehalten hatte, so war sie doch von dem Schwarzwälder bemerkt worden. Dieser warnte den Oheim Adelines, und machte ihn darauf aufmerksam, daß sie selbst so nahe am Ziele ihrer Wünsche,

dennoch durch die geringste Unvorsichtigkeit sich in das Verderben stürzen könnten. Der Mechaniker aber leugnete Alles, meinte lachend, Ehrenfried sehe Gespenster, und brachte es wirklich dahin, seinem Reisegefährten den Gedanken an eine auf diese Weise veranlaßte Gefahr auszureden.

Indessen schenkte Abeline dem Bruder ihres Reinhold von Tage zu Tage ein größeres Vertrauen. Die Unthätigkeit, in der Ehrenfried nothgedrungen leben mußte, stimmte ihn weich, und ließ seinen bessern Gefühlen eine Uebergewalt über die stürmischen zu, die ihn so lange beherrscht hatten. Er gedachte mit Rührung seiner Mutter, mit tiefer Innigkeit seines Bruders, und mit neu erwachender Liebe der schwer beleidigten Else. Wie wehe that ihm jetzt der Kummer, den er der redlichen Frau Martha zubereitet; wie schmerzte ihn die Entbehrung, welche seinetwegen Reinhold sich auferlegen mußte, indem dieser das sehnsuchtsvolle Herz bezwang, und die Geliebte ziehen ließ, um gegen die Mutter des treuen Sohnes Pflicht zu erfüllen; wie reute ihn jetzt die Härte, mit der er Elsen behandelt, die ihn doch so wahr und innig liebte, und der er im theuern Schwure Hand und Herz gelobt! In aller Lieblichkeit trat das Bild des anmuthigen Mädchens vor seine Seele, und erfüllte sie mit einem liebevollen Sehnen, wie er es nie vorher gekannt.

„Abeline!“ sagte er eines Tages zu dieser:
 „ich erkenne, ich fühle es lebhaft, daß mich der Um-

gang mit Ihnen besser gemacht hat. Wie ich Ihnen dafür danken kann, weiß ich, und beym Himmel! es ist keine leere oder übertriebene Versprechung, wenn ich die Gründung Ihres künftigen Glücks über mich nehme. Aber ich habe Vieles gut zu machen; nicht bey meinem Bruder allein: auch bey meiner Mutter und bey Elfen. Reinhold's kindliche Liebe, der er sich mit der Aufopferung seines Theuersten hingegen, die Treue und Innigkeit, welche Sie ihm widmen, hat mir einen Spiegel gezeigt, in dem ich zu meiner größten Demüthigung erkannt habe, wie viel mir fehlt, um ein guter Sohn zu heißen, wie schmachlich es ist, als ein Treuloser und Wortbrüchiger gegen ein Weib dazustehen, das meine laut ausgesprochene Neigung mit der seinigen vergolten, und nun in Thränen die Stunde bejammert, in der es meinen leichten Schwüren und Versprechungen vertraut! Diese Schande kann ich nicht ertragen; ich muß sie von mir abwälzen. Noch heute schreibe ich meinem Bruder. Er soll hierher eilen, wo ich Sie ihm entgegenführen, und dann sagen will: Da, Bruder, nimm sie zur Gattin hin, die Dir ihr harter Dheim nun nicht mehr versagen darf, die ich Dir freudig erworben und kühn bewahrt! Sie soll Dir vergelten, was Du gethan an der Mutter, sie soll die Schuld mit abtragen, die Du auf mein Haupt gehäuft! Und wenn er dann kommt auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht, wenn er der Mutter Verzeihung, und Elfen's Versicherung mitbringt, daß sie trotz meines Leichtsinns,

troß meiner oft rauhen Entgegnung ihres liebevollen Hingebens, dennoch ihre Herzensneigung mir erhalten hat, und das treue Gemüth fort und fort mir zuwendet: dann, *Abeline*, sehe ich auch meinen Glückstern sich wieder erheben, und ich werde ein Gut erlangen, dessen Herrlichkeit ich jetzt erst zu ahnen angefangen habe: den Frieden des Innern.“

„Wie, mein Freund,“ versetzte *Abeline* mit leuchtenden Blicken: „*Reinhold* sollte herkommen? Die schönste Hoffnung meines Lebens, die ich nur unsicher aufgefaßt, die ich nur zagend genährt, könnte erfüllt werden? Sie wollen ihm schreiben, sagen Sie; aber dürfen Sie auch das wagen? Kann nicht ein Brief zum Verräther an Ihnen werden, und Sie ins Verderben stürzen?“

„Auch das habe ich bedacht,“ antwortete *Ehrenfried*, „und ein Auskunftsmittel gefunden, diese Gefahr zu vermeiden. Ich lege den Brief an meinen Bruder einem andern Schreiben bey, das ich an *Thomas*, den Bergknappen, richte. Unter dieser Aufschrift sucht Niemand etwas Besonderes, da *Thomas* nie des Schmugglens verdächtig werden konnte, indem er wegen seiner List und Gewandtheit immer nur als geheimer Rundschafter gebraucht wurde. So wird Alles gut gehen, und selbst der Aufenthalt in diesem Städtchen, den ich noch vor Kurzem so sehr verwünschte und unerträglich fand, muß unsern Absichten dienen.“

„Thomas, nannten Sie den Mann, dem Sie die wichtige Botschaft anvertrauen wollen?“ fragte nachsinnend das Mädchen: „wohl erinnere ich mich seiner, aber sein Aeußeres schien mir nicht gemacht, eine gute Meinung von ihm einzulösen. In seinem Auge lag etwas Lauerndes, Boshafes“ —

„Kein Schwarzwälder verräth den andern!“ unterbrach Ehrenfried Adelinen. „Ich kenne den Thomas von Kind auf, und weiß nur Eine Leidenschaft an ihm: die Habsucht. Gern wird Reinhold ihn reichlich für die frohe Nachricht belohnen, welche er überbringt; dann hat Thomas kein weiteres Begehren mehr, und die Sache ist für ihn vergessen und abgethan. Lassen Sie mich machen, Adeline! Schon zu lange habe ich nur immer für mich gehandelt, ohne Anderer zu achten und zu gedenken, und es ist die höchste Zeit, daß dieses selbstfüchtige Wesen ein Ende nimmt.“

„Ich kann, ich mag Sie nicht von dem zurückhalten, was Sie im Sinne tragen;“ erwiderte Adeline. „Es stimmt zu sehr mit den heißesten Wünschen meines Herzens überein, als daß ich dagegen seyn könnte. Aber noch eine Bitte habe ich an Sie, die Sie mir gewähren müssen! Ihr längerer Aufenthalt an diesem Orte ist mit der größten Gefahr verknüpft. Auf Ihren Schritten lauert der Verdacht, über Ihrem Haupte hängt ein dräuendes Schwert! Wenn nun dieser verhängnißvolle Brief abgegangen ist, der meinen Reinhold herbeyruft, der mit

ein längst ersehntes und kaum mehr gehofftes Ziel verbürgt; wenn Sie die Pflicht des Bruders gegen *Reinhold*, die des Sohns gegen Ihre Mutter, die des Verlobten gegen *Else* erfüllt haben: dann entfernen Sie sich auf das schleunigste von hier. Sie sind jung und kräftig. Ihnen muß es ein Leichtes seyn, das Gebirg zu erklimmen, und auf entlegenen Pfaden dorthin zu gelangen, wo Sie sicher sind, und Gelegenheit finden, in einer guten und gerechten Sache Ihre Kräfte zu verwenden. Ja, *Ehrenfried*, Sie müssen dieses Verlangen erfüllen, um aller derer willen, die Ihnen theuer sind, und die wiederum auch Sie lieben. Jede Stunde, die Sie länger hier verweilen, wird meine Angst um Sie vermehren, ich werde denken, daß Sie nur durch mich hier zurückgehalten werden, daß Sie meinetwegen Ihre Freiheit und Ihr Wohl auf das Spiel setzen! Nehmen Sie diese Pein von mir. Wenn der Brief fort ist, lassen Sie uns scheiden, und fliehen Sie an einen Ort, wo nichts mehr für Sie zu fürchten ist!"

„Nimmermehr!“ entgegnete bestimmt und entschlossen der Schwarzwälder. „Ich verlasse Sie nicht, ehe nicht *Reinhold* hier eingetroffen ist, Sie von meiner Hand empfangen hat, und ihr Oheim außer Stand gesetzt ist, seine tyrannische Willkür ferner gegen Sie zu üben. Das habe ich mir gelobt in jener ernstesten Stunde. Das ist ein gutes und rechtes Gelübde, und ich will es an die Stelle dessen treten lassen, das ich einst leichtsinnig und übereilt einem Ver-

storbenen geleistet. Ich setze mein Leben daran, es zu erfüllen, und gehe ich auch darüber zu Grunde, so werde ich es nimmermehr bereuen, und werde froh seyn in dem Bewußtseyn, doch auch etwas Gutes gethan zu haben, das mir ein liebevolles Andenken bey den Meinigen hinterläßt.“

Alle Versuche Adelinens, den Entschluß Ehrenfrieds zu erschüttern, waren fruchtlos. Mit aller Innigkeit der Gefühle, die, seitdem er in Adelinens Nähe lebte, sich in seinem Innern angesiedelt hatten, schrieb er an Bruder, Mutter und Verlobte. Die Empfindungen für das Edlere und Bessere hatten nur in ihm geschlummert; durch Reinholds und Adelinens Beyspiel waren sie erweckt worden. Indem die Ergüsse seines Herzens, welche er dem Papiere anvertraute, hier eine feste Gestalt annahmen, erkannte er freudig, welche Umwandlung in kurzer Zeit mit ihm vorgegangen war. Er kam sich fast wie ein Fremder vor, dessen Gesinnungen er zu ehren genöthigt war: so entstand in ihm die wahre Selbstachtung, welche nur das eigene Gute schätzt, das Zweydeutige sorgfältig prüft, und sich wohl hütet, das Verwerfliche mit einem gleißenden Mäntelchen zu umhüllen. Er gestand seine Verirrungen; er zeigte offene und tiefe Reue. Elise konnte dieser aufrichtigen Sprache der nun für immer festbleibenden Liebe nicht widerstehen; die Mutter mußte verzeihen, wenn Sie nun des Sohnes Wiederkehr zur Pflicht und zum Rechte erkannte. Das fühlte Ehrenfried leben=

dig, und mit dieser Ueberzeugung gewann er eine Heiterkeit der Seele, die ihn in diesen Tagen der Gefahr wunderbar erquickte und stärkte. Wie er es sich vorgesetzt hatte, wurde das Päckchen an den Bergknappen Thomas überschrieben, und diesem eine ansehnliche Belohnung für dessen baldige und richtige Beförderung zugesichert. So ging es in Ehrenfrieds Heimath ab.

Tage und Wochen verstrichen; aber weder eine Antwort, noch Reinhold selbst traf ein. Abeline wurde von Unruhe und Besorgniß ergriffen, und wie sehr Ehrenfried auch bemüht war, die Wolken, welche ihr liebliches Antlitz trübten, zu zerstreuen, so wollte ihm doch das nicht gelingen. Auch Morelli ging seit einiger Zeit finster und gedrückt umher. Er hatte seinen vertrauten Boten noch zum Ostern in das Lager der Feinde gesendet, allein von seinem letzten Gange war dieser nicht wieder zurückgekehrt. Vergeblich tröstete sich der Mechaniker mehrere Tage lang mit der Hoffnung, die Rückkehr des Mannes sey nur durch zufällige Umstände verzögert worden, und er werde ihn doch endlich erscheinen sehen; der Bote kam nicht, und Morelli war nun allen Qualen preisgegeben, welche die Furcht der Entdeckung, oder des Verrathes durch den Boten selbst, mit sich führte. Seine Gefühle waren um so peinlicher, da er sie starr in sich verschloß, und Niemand hatte, dem er sie hätte mittheilen, und von dem er Trost und Beruhigung hätte erwarten können. Den

Schwarzwälder, der eine drohende und herrische Stellung gegen ihn angenommen hatte, betrachtete er als seinen ärgsten Feind; auch von Adelinen, gegen die er sich schuldbewußt fühlte, glaubte er sich gehaßt, ohne daß er bedachte, wie die Jungfrau, obschon sie seine Handlungsweise nimmer billigen möchte, doch stets den Bruder ihrer Mutter in ihm sehen würde. Sein ganzes Wesen war auf das heftigste angegriffen. Er sah ein, daß bey den ohnehin zunehmenden Schwächen des Alters sein Körper nicht lange mehr dem Einflusse der Leidenschaften, welche die Gefahr seiner Lage rege machte, widerstehen könne, und beschloß, sich um jeden Preis durch einen entscheidenden Schritt aus diesem peinigenden Verhältnisse zu befreien.

Indessen neigte sich das Zünglein der Kriegswage zu Gunsten der gegen Frankreich Verbündeten. Das französische Heer zog sich von der Elbe zurück, und schien seine Hauptstellung mehr im Mittelpuncte Sachsens nehmen zu wollen. Die große Beweglichkeit der Truppenmassen, die hin und her geschoben wurden, die ungemeine Spannung in allen Verhältnissen der Krieger, ihrer Einlagerung und ihrem Unterhalte, das Näherdrängen der mächtigen Gegner: Alles verkündete den baldigen Eintritt eines entscheidenden Zusammentreffens der Heere, dessen Folgen auch für unsere Reisenden von der höchsten Wichtigkeit seyn mußten.

Wie sehr auch Ehrenfried den Untergang der auf Deutschland lastenden fremden Obergewalt wünschte; so hatte er doch, wenn jetzt durch einen Haupt-

schlag diese schöne Hoffnung erfüllt wurde, den Mechaniker wieder zu fürchten, der von keinem Drange der Umstände mehr beherrscht, dann gewiß Adeline seine Härte aufs Neue empfinden lassen, und wiederum zwischen sie und Reinhold als ein feindseliger Dämon treten würde. Dahin waren dann seine liebsten Hoffnungen, vereitelt war sein wohlersonnener Plan, und er konnte dem lieben Bruder das Opfer nicht vergelten, welches dieser mit treuem Kindeßsinne gebracht! Und mit jeder Stunde lagerten sich neue Haufen französischen Kriegsvolks in und um das Städtchen, und mit jeden Augenblicke vermehrte sich die Wahrscheinlichkeit, daß einer der nächsten Tage über das Verhängniß der Völker entscheiden werde. Reinhold kam nicht; Briefe aus der Heimath konnten nun nicht mehr eintreffen, denn der Lauf der Posten war theils gestört, theils gänzlich gehemmt. In stillem Ingrimme schlich Ehrenfried umher. Adeline überließ sich ganz ihrem Kummer, und eine völlige Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich ihrer. Bisher hatte Ehrenfrieds tröstende Zusprache sie noch beruhigt. Jetzt war auch dessen Vertrauen- und froher Muth gebrochen, und in seiner finstern Miene glaubte sie den Untergang ihrer theuersten Wünsche erkennen zu müssen.

Da hielt an einem stürmischen und regnerischen Octoberabende eine Kutsche vor dem Hause, welches die Reisenden bewohnten. Adeline war allein in ihrem Zimmer. Von einer schönen Hoffnung ergrif-

fen, sprang sie von ihrem Sitze auf, und eilte nach der Thüre, vor der sie in diesem Augenblicke das Geräusch eines Nahenden vernahm.

„Er ist's!“ stammelte sie, und legte die Hand auf das hochklopfende Herz. Der Schreck der Freude hatte sie so heftig bewegt, daß sie sich einem Schwindel nahe fühlte, und sich wieder niedersetzen mußte.

Aber es war nicht die edle Gestalt, nicht das milde blühende Antlitz des Ersehnten und Geliebten, was *Abeline* erblickte, als sich nun die Thür öffnete, und der, welcher so schöne Hoffnungen in ihr rege gemacht, hereintrat. Höhnisch lächelnd stand *Morelli* vor der Getäuschten, und sagte mit eisiger Kälte:

„Der Wagen, der unten hält, ist für uns bestimmt. Wir müssen fort von hier in diesem Augenblicke; denn die Gefahr wird dringender, und wir haben schon zu viel Zeit verloren, um in einem unnützen Aufenthalte auch nur noch eine Stunde verschwenden zu können. Das Nöthigste ist bereits gepackt. Das Uebrige lassen wir zurück. Dort am Ziele unsrer Reise finden wir reiche Entschädigung für jeden Verlust. Gib mir Deinen Arm, *Abeline*, Dein Oheim wird Dich von nun an zu leiten wissen.“

Diese letzten Worte sprach der Mechaniker mit einem bedeutungsvollen Nachdrucke. *Abeline* bemerkte das nicht. Der Anfang von ihres Oheims Rede hatte sie so sehr überrascht, und sie so plötzlich von dem Gipfel ihrer Hoffnungen in das Elend der Entsagung gestürzt, daß sie betäubt da saß, und in

sprachloser Erstarrung zu Morelli aufblickte. Ach! schon so lange hatte sie geahnt, daß es so kommen müsse, daß selbst Ehrenfrieds wohlgemeinte Thätigkeit für ihr Glück und ihre Liebe keine Früchte tragen, daß endlich doch der starre Wille, die Tücke und List des Oheims siegen, und die süß lockende Frucht vernichten werde, ehe sie noch segensreich sich in ihr Leben hinabgesenkt! Aber als nun der gefürchtete Augenblick hereinbrach, als nun keine freundliche Täuschung, keine liebe Wahrscheinlichkeit, keine anmuthige Hoffnung mehr im Herzen der Armen das ohnehin nur schwach glimmende Fünfchen des innern Friedens nährte; als die grausame Wirklichkeit nun unbeugsam vor sie hintrat, und das Opfer des Theuersten erheischte, als es klar vor ihrem Geiste stand, daß mit dem Schritte aus diesem Hause Reinhold für sie verloren sey auf ewig und immerdar: da waren ihre Seelenkräfte unter der Last des eindringenden Glends gelähmt, da starrte sie betäubt den Mann an, der ihr mit kaltem Hohne den Jammer ihres künftigen Daseyns verkündet, da war es ihr einige Augenblicke lang, als träume sie nur schwer, und ein plötzliches Erwachen müsse sie von dem grauenhaften Traumbilde erlösen, das ihre Pulse stocken machte, und ihr Herzblut in Eis verwandelte.

Morelli erkannte die heftige Gemüthsbewegung des Mädchens, und ahnete deren Quelle. Ohne daß ein theilnehmendes Gefühl in seinem Innern rege geworden wäre, blickte er mit kalter Strenge die Richte

an, und sprach nach einem kurzen Stillschweigen weiter:

„Du zögerst? Welche Gründe kann es geben, die Dich zum Ungehorsam gegen den Bruder Deiner Mutter berechtigen? Trogest Du vielleicht auf den Beystand eines Andern, dem Du Muth und Kraft genug zutrauest, daß er meine Absicht vereiteln, und Dich wider mein Gebot zurückzuhalten vermöchte? O, ich habe mich vorgesehen, und wo ich nicht mit Güte ausreiche, da werde ich Gewalt anzuwenden wissen.“

Adeline hatte sich erholt. Sie wollte dem höhnnenden Oheim die Tiefe ihres Schmerzes, den Anblick ihres wunden Herzens nicht preisgeben, um nicht seinen Triumph zu vergrößern und zu verherrlichen. Alle Seelenkraft, deren sie fähig war, bot sie auf, allen Muth, der einem reinen Herzen innewohnt, suchte sie zu sammeln, damit sie stark erscheine in dieser verhängnißvollen Stunde, damit kein äußeres Zeichen den Schmerz und die Zerrissenheit des Innern verrathe.

Mit mühsam erkämpfter Ruhe erhob sie sich von ihrem Sitze, und indem sie stolz vor den Oheim hintrat, sagte sie:

„Ich kenne die Pflichten, welche mir Verwandtschaft und Verhältnisse gegen Sie gebieten, und werde sie erfüllen; aber ich werde auch andern Pflichten genügen und nicht, wie ich bisher gethan, in einem dumpfen Schweigen verharren, wenn ich diese verletzt sehe. Warum soll Ehrenfried von unserer Ab-

reise nichts wissen? Warum soll ihm, der uns so manchen dankenswerthen Dienst geleistet, für den eben wohl der Aufenthalt an diesem Orte mit jedem Augenblicke unsicherer und gefährlicher wird, nicht frey gestellt werden, uns zu begleiten?"

„Du hast recht, *Abeline*,“ versetzte leichtthin der Mechaniker, „und ich mißbillige Deine Gesinnungen nicht. Wäre *Ehrenfried* gerade zur Stelle, so würde ich ihm, wie wenig er es auch im Ganzen durch sein Betragen um mich verdient hat, diesen Vorschlag machen; so aber treibt er sich, wer weiß wo, umher, und der Drang der Umstände erlaubt mir nicht, ihn aufzusuchen oder ihn zu erwarten. Die Nothwendigkeit gebietet: wir müssen gleich abreisen!“

Abeline sah wohl ein, wie wenig es des *Dheim* Ernst mit dieser Aeußerung sey; allein was konnte sie nun, da er scheinbar so bereitwillig in ihre Ansichten eingegangen war, noch entgegen? Mit einem unterdrückten Seufzer bereitete sie sich, an *Morelli's* Arm das Gemach zu verlassen und sich zu dem harrenden Wagen zu begeben, als plötzlich rasch die Thüre aufgerissen wurde und mit funkelnden Augen und zornglühendem Antlitze *Ehrenfried* selbst hereinstürzte.

„Gottlob! Da ist er!“ rief *Abeline*, indem sie schnell sich von *Morelli's* Arm los machte, und mit neuerwachtem Vertrauen sich dem Eintretenden näherte. Ein finsterner Blick des Mechanikers empfing ihn; doch war dieser im Augenblick wieder ver-

schwunden, und das gewöhnliche nichts sagende Lächeln schwebte wieder auf dem Antlitz des Alten.

„Was soll das heißen? Welches verrätherische Spiel wird mit mir getrieben?“ redete Ehrenfried den Oheim Adelinens hart an: „da wird hinter meinem Rücken die heimliche Abreise eingeleitet, und meines Bruders Braut, die unter meinem Schutze steht, sollte entführt werden, gewiß wider ihre Neigung und ihren Willen? Daraus wird nichts, mein Herr Morelli! Da habe auch ich ein Wort mit zu sprechen, das in Ihre Ohren schallen soll, wie ein Donnerschlag, und Ihnen das Gelüst vertreiben wird, mich zu hintergehen, und meiner hintennach zu spotten.“

Angstvoll betrachtete Adeline die beiden Männer: der eine vertheidigte ihres Lebens Glück und süßeste Hoffnung; der andere stand zu ihrem Verderben gerüstet diesem gegenüber, und ach! dem Willen des letztern sich zu unterwerfen, war ja eine heilige Pflicht, der sie sich nicht entziehen konnte.

„Ich will nicht untersuchen, mit welchem Rechte Sie sich eine Herrschaft über meine Handlungen und über meine Richte anmaßen;“ versetzte mit scharfer Stimme der Mechaniker auf Ehrenfrieds trostige Anrede. „Im Uebrigen irren Sie, wenn Sie glauben, daß ich aus Furcht vor Ihnen eine heimliche Entweichung veranstaltet hätte, um mich von Ihnen etwa los zu machen. Sie haben freie Wahl, sich uns anzuschließen oder nicht! Die Gesellschaft eines so muthigen Mannes, wie Sie, kann mir auf einer so

gefährvollen und beschwerlichen Reise nur vortheilhaft seyn!“

„D ich durchschaue Sie, mein Herr, und ich weiß Ihre Lobeserhebung zu würdigen!“ entgegnete spöttisch lachend der Schwarzwälder. „Sie denken, wenn Sie nur erst drüben sind bey denen, die Sie in so ehrenvollen Aufträgen gebraucht, so wollen Sie sich wohl meiner entledigen, und die Kette ist dann zerrissen, an der ich Sie wie ein gefährliches Unthier gefangen hielt. Dahin kommt es nicht, mein Herr, und ich dulde durchaus nicht, daß Adelinen von Ihnen irgend ein Zwang angethan wird.“

„Ein Zwang?“ sagte mit erkünstelter Bewunderung Morelli. „Wer denkt daran? Adeline mag freien Willen haben! Sprich selbst, Mädchen: Willst Du bey diesem Manne zurückbleiben, oder die Pflicht erfüllen, zu der Dich der Bruder Deiner Mutter auffodert, und dem Letztern folgen? Die Jungfrau richtete einen schmerzvollen Blick auf Ehrenfried, dann antwortete sie fest und entschlossen:

„Ich weiß, was mir ziemt, mein Oheim, und bin erbötig, Sie zu begleiten. Sie haben freylich, als Sie mich dem edeln Reinhold zum Preis eines Verbrechens aussetzten, Ihr väterliches Recht auf mich verwirkt, und das verwandtschaftliche Band, das uns an einander knüpfte, für immer gewaltthätig getrennt; aber meiner Mutter habe ich am Sterbebette geschworen, Ihren Willen zu ehren, und diesem Schwur will ich treu bleiben in Allem, was nicht dem Rechte

und der Tugend zuwiderläuft. Kommen Sie, mein Oheim, ich bin bereit.“

„Und dennoch dulde ich es nicht!“ rief Ehrenfried mit Heftigkeit, und hielt Adelinen zurück.
„Einem Wahn, einem falschen Pflichtgefühl soll meines Bruders Glück nicht aufgeopfert werden. Zum letztenmale, mein Herr Morelli: wollen Sie den Gedanken an diese plötzliche Reise aufgeben oder nicht?“

„Nein!“ versetzte entschieden der Mechaniker.

„Gut!“ sagte Ehrenfried ergrimmt, indem er zwischen Adelinen und ihren Oheim trat.
„Sie wollen nicht? — So sollen Sie. In diesem Augenblicke rufe ich die französischen Offiziere herbey, welche mit uns dieses Haus bewohnen. Ich erkläre unnumwunden, welches saubere Handwerk Sie treiben, ich klage mich selbst an und überliefe uns Beide dem Gerichte. Dann ist Adeline frey, dann hat Ihre Tyrannei ihr Ziel gefunden, und ich stehe Ihnen dafür, daß mein Bruder nicht lange säumen wird, die Braut heimzuführen!“

„Um Gotteswillen“ — fiel Adeline mit erbleichendem Antlitz und gerungenen Händen ein.

„Still Kind! Das ist Alles so schlimm nicht, wie es aussieht!“ unterbrach sie der Oheim. Hierauf sprach er zu Ehrenfried gewendet, mit unerschütterlicher Kälte: „Wiederum verrechnet, mein junger, hitziger Freund! Freylich würde der werthe Bruder die Jungfer Braut, wie Sie meine Richte zu nennen belieben, dann ohne den bösen und widerwilligen

Dheim finden; aber es käme darauf an, ob er dann auch noch Gelüst trüge, sie heimzuführen in sein schwarzwäldisches Idyllenleben. Die Herren Offiziere der großen Armee wissen eine solche Beute zu schätzen, und das unbeschirmte Mädchen wäre ihnen der willkommenste Fang von der Welt! "

„Unmensch! Tückischer Bösewicht!“ schrie im tief Innersten ergrimmt Ehrenfried auf und machte eine drohende Bewegung gegen den Mechaniker hin.

Da stürmte es die Treppe hinan im dichten schweren Hauf; da dröhnten gewichtige Schritte auf dem Gange, da rauschten Waffen an der Thüre des Gemachs, und als die darin Befindlichen erst den Ueberfall gewahrten, war dieses bereits mit französischen Bewaffneten gefüllt.

„Im Namen des Kaisers!“ rief eine Stimme, welche Ehrenfried kannte, „nehmt diesen Schurken gefangen!“

Der Adjutant Delolay stand vor dem Schwarzwälder. Noch brannte in dunkelrother Gluth auf seiner Stirn die Narbe der Wunde, welche Ehrenfried bey dem Ereigniß auf der Rheinbrücke ihm geschlagen. Schnell gefaßt, riß der kühne Jüngling ein Pistol aus seiner Brusttasche und richtete es auf seinen Gegner; allein indem er es abdrückte, ward er von hinten niedergeworfen und der Schuß ging in die Decke. Mit einem Schrei sank Adeline ohnmächtig und besinnungslos auf einen Sessel. Der Mechaniker, der unbemerkt zu bleiben wünschte, schlich in einen Winkel des Zimmers.

„Habe ich Dich endlich, Bube!“ sagte der Adjutant, und seine Blicke ruheten mit tückischem Wohlgefallen auf dem Gefangenen. „Als eine Gunst hatte ich es mir erbeten, Dich verfolgen und einfangen zu dürfen, und das Glück war mit mir im Bunde, daß es mich auf Deine rechte Fährte gebracht hat und Dich nun der Rache übergiebt, der Du nicht entgehen sollst. Freilich hast Du auch nun wieder eine Brücke zu überschreiten; aber unter und neben ihr rauscht kein rettender Strom und kein Rachen liegt an, noch einmal Dein verwirktes Leben in die Freiheit zu tragen, denn die Brücke des Todes hat nur Einen Ausgang, nur Ein Ziel — und das liegt jenseits! Hinweg mit ihm in den Kerker, und morgen vor's Kriegsgericht!“

Ehrenfried wollte sprechen, aber seines kräftigen Widerstandes ungeachtet, wurde er, ehe er noch dazu kam, von den Soldaten, die sich seiner bemächtigt hatten, hinweggeschleppt.

Jetzt erst gewährte Delolay den Mechaniker, der sich langsam von dem Plaze, den er bisher eingenommen, nach einer Seitenthüre zurückgezogen hatte, und eben im Begriff stand, durch diese sich aus dem Zimmer zu schleichen.

„Halt da, mein Herr!“ rief der Adjutant, indem sein Auge den Alten scharf und durchdringend betrachtete. „Ich habe Sie in der Gesellschaft eines sehr gefährlichen Menschen gefunden, eines Bösewichts, der wegen verruchten Meuchelmordes an mir, einem Offizier der großen Armee, der Strafe des Gesetzes

verfallen ist. Unter diesen Umständen erscheinen auch Sie höchst verdächtig, und wahrlich Ihr Benehmen dient nicht dazu, Sie zu rechtfertigen! Ich muß Sie bitten, mir Ihre Papiere vorzulegen!“

Mit freundlicher Geschmeidigkeit und unbefangener Geberde hatte sich Morelli, als Delolay ihn anredete, diesem genähert. Ohne Zögern überreichte er dem Offizier seinen Paß.

Schweigend überflog der Adjutant das Papier; seine Stirn verfinsterte sich und sein Antlitz nahm einen seltsamen Ausdruck an, welchen Adelinens Oheim, der den Offizier aufmerksam beobachtete, vergebens zu enträthseln bemüht war.

„ Sie nennen sich den Mechaniker Morelli? “ hob Delolay, nachdem er den Paß wieder zusammengelegt und zu sich gesteckt hatte, an: wie wäre es aber, wenn ich Sie genauer kenne, als Sie selbst sich kennen wollen, wenn ich zum Beyspiel bestimmt wüßte, daß Sie kein Anderer sind, als der verunglückte Kaufmann Morell aus dem Braunschweigischen, der sich nur deshalb in einen Mechaniker verwandelt und das italienische i beygelegt hat, um desto unscheinbarer und unverdächtiger in Frankreich verweilen und einer gegen uns feindlichen Macht als Spion dienen zu können? Nicht wahr, mein Herr Mechaniker, das sind Neuigkeiten, die Sie nicht sonderlich erbauen, aber an ihrer Wahrheit ist nicht zu zweifeln, und ich bringe sie ganz frisch aus dem Hauptquartiere mit!“

„Das ist ein Irrthum!“ stammelte Morelli, aber seine Gebeine durchschauerte Fieberfrost und in Todesangst erstarrte sein Herz.

„Ein Irrthum?“ höhnte der Adjutant, der sich an der Qual seines Opfers und dessen vergeblicher Bemühung, sie vor den Augen seines Peinigers zu verbergen, weidete: „der könnte nur auf Ihrer Seite seyn, indem Sie sich selbst verkannten, und unter einem Namen in Umlauf brachten, der Ihnen nicht zukommt! Wir aber kennen Sie hinlänglich, um uns durch Sie nicht mehr irre machen zu lassen, und zum Ueberflusse wird Ihnen der letzte Bote gegenübergestellt werden, den Sie mit geheimen Aufträgen an den Feind sandten, der aber unvorsichtig genug war, um unsern Vorposten in die Hände zu laufen.“

Bernichtet stand Morell, wie auch wir nach dieser Entdeckung ihn nennen wollen, vor dem Adjutanten. Seine Hände hingen schlaff herab, seine Kniee schlotterten, sein Haupt neigte sich auf die Brust und über sein Antlitz flogen krampfhaftige Zuckungen.

„Frisch auf, Kammeraden!“ rief jetzt Delolay den zurückgebliebenen Soldaten zu: „bemächtigt euch dieses Herrn und führt ihn in das Gefängniß zu dem Andern. Das ist ein guter und unerwarteter Fang, für den wir Lob und Dank ernten werden! Durchsucht ihn auf das genaueste und auch den unten stehenden Reisewagen! Was sich von Papieren vorfindet, wird mir überliefert. Ich selbst werde indessen hier

nachforschen. Da haben wir ja zwei Schelme auf einen Schlag und sie mögen nun morgen oder übermorgen zusammen eine bleierne Nuß knacken, die ihnen wenig Freude machen wird! Fort mit dem Spion! Sein Anblick widert mich.“

Morell war in eine gänzliche Muthlosigkeit verfallen und der Zustand seines Geistes wirkte lähmend auf seinen Körper. Er wollte einige Worte vorbringen, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst. Er konnte nicht gehen; man mußte ihn hinwegtragen.

Bald hatte der Adjutant die wenigen, im Zittermer befindlichen Gegenstände durchsucht, aber nichts von Erheblichkeit gefunden. Als er sich entfernen wollte, fiel sein Auge auf die noch immer ohnmächtige *Abeline*. Der Anblick des schönen bedauernswürdigen Mädchens, das in einem der beiden Gefangenen den Freund und Beschützer oder gar einen nahen Verwandten verloren haben mochte, rührte ihn. Sein Herz war sanften Empfindungen zugänglich und nur, wo seine Ehre angegriffen schien, wie ihm das in seinem Verhältnisse zu *Ehrenfried* dünkte, oder wo die Pflicht zu strengen Schritten mahnte, wie gegen den, keine Schonung verdienenden Spion, konnte er sich einer wilden Leidenschaftlichkeit und einer unerschütterlichen Härte hingeben.

Seine Versuche, das bleiche anmuthige Kind in's Leben zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. Von seinem Berufe gedrängt, durfte er nicht länger verweilen. Er rief die Hauswirthin, eine wohlwollende und mit-

leidige Frau, herbey, und übergab ihrer Sorgfalt die Bewußtlose. Dann eilte er mit schnellen Schritten aus dem Hause, in dem er glücklich den lange vergeblich erforschten, tief verhaßten Feind, und mehr noch, als diesen, einen Verräther an seinem Kaiser und seinem Vaterlande, gefunden hatte.

Der Spion und der Schmuggler waren in ein und dasselbe Gefängniß gebracht worden. Mit schweren Ketten in den Winkeln ihres Kerkers angefesselt, wurden sie durch einen weiten Raum getrennt, so daß sie einander nicht nahe kommen und berühren konnten. Jeder sah in dem Andern den Veranlasser seines Verderbens, Jeder trug bitterm Groll und tödtlichen Haß gegen seinen Gefährten im Herzen. Ehrenfried war überzeugt, Adelinens Oheim habe ihn geradezu verrathen; doch die Ankunft der Wache so berechnet, daß sie erst nach seiner mit der Nichte heimlich vollzogenen Abreise erfolgen werde. Zu seinem Unglück sey entweder die Abfahrt verzögert worden, oder die Wache früher eingetroffen, als er vermuthen können: genug, er selbst war mit in die Schlinge gefallen, die er dem Schwarzwälber gelegt, er selbst war bey näherer Untersuchung als das, was er wirklich war — als ein feindlicher Spion, erkannt worden. Düster und in sich gekehrt saß der Schwarzwälber auf dem moderigen Strohlager, das sich in seinem Winkel vorfand. Kein Laut ging über seine Lippen, aber

die Gefühle, welche er, wenn sie ausbrechen wollten, in sein Inneres zurückdrängte, waren von der schmerzlichsten und bittersten Art. Ach, wie gern hätte er Alles, selbst das Uergste, den schmachvollen Tod, dem er entgegensah, ertragen, wenn es ihm nur gelungen wäre, Adelinen zuvor in Reinholds Arme zu führen, wenn er die Gewißheit von der Mutter Verzeihung, die Ueberzeugung von Else's treu und freundlich bewährter Neigung gehabt hätte!

Anderß, wie um Ehrenfried stand es um den Alten. Dieser war aus seiner Schwäche zu den wildesten Fieberphantasien erwacht. Er riß an seinen Ketten, er nagte mit den Zähnen daran, er stieß Berwünschungen gegen das Höchste und Heiligste aus. Mit der Wuth eines Rasenden schmähte er auf Ehrenfried, und aus seinen verwirrten Reden ließ sich erkennen, daß er, indem er durch diesen an der schleunigen Abreise verhindert worden, ihm die Schuld seines Unglücks vorwerfe.

„Aber ich will Dir vergelten, Du reißendes Thier aus dem Schwarzwalde,“ tobte er gegen ihn hin. „Du hältst Dich zwar für mehr, als mich: Du glaubst, Du wärst der Wolf, und ich sey das Lamm, das geduldig seinen Nacken Deinem zerfleischenden Rachen hingeben müsse. Das Blättchen soll sich wenden; wenn die Seelen vom Körper getrennt sind, und die deine dann in hochmüthiger Vergessenheit sich empor-schwingen will zum Himmel, dann hänge ich mich an sie, und reiße sie hinab in den Abgrund, wo ich mei-

ne guten Freunde habe, die mir dann schon helfen werden, sie festzuhalten, sie zu martern und zu peinigern nach Gelüst! Dann geht's an ein frohes Leben, und die Blut, die mir jetzt durch die Adern stürmt, und sich zum Kopf hindrängt, wo sie zu einem einzigen großen Feuerballen wird, überleuchtet dann die Flamme der Hölle; Satan selbst muß hinab von seinem Throne und ich werde sein Erbe!"

Seine Rede ging in ein gräßliches convulsivisches Lachen über. Diesem folgte ein ängstliches Wimmern, und dann trat eine völlige Erschlaffung aller Lebenskräfte, eine dumpfe Betäubung ein, welche wohl eine kurze Stille von Seiten des Kranken zur Folge hatten, ihm aber nur neue Kraft zu wiederholten Ausbrüchen des Fieberparoxysmus gaben. So ging es im furchtbaren Wechsel die ganze Nacht hindurch, und ein minder kräftiger Mann als Ehrenfried hätte wohl unter solchen Umständen, und bey der tiefen Finsterniß, welche die Gefangenen umgab, sich eines Grauens nicht erwehren können.

Der Groll, welchen der Schwarzwälder gegen seinen vermeintlichen Verderber empfunden, wich einem tiefen Mitleiden. Ehrenfried wollte zu Morell hin, und ihm in seiner schrecklichen Lage Hülfe und Beystand leisten; allein die Ketten hielten ihn zurück. Nun versuchte er durch lautes Rufen die Gefängnißwärter aufmerksam zu machen, daß Einer von ihnen herbeykomme und dem Leidenden einen Arzt zuführe; aber man hörte ihn nicht oder wollte

ihn nicht hören. Da sah er sich denn genöthigt, in einer gänzlichen Unthätigkeit zu verharren, und den hülflosen Alten seinem Glende zu überlassen.

Aber welcher Ton schlug plötzlich, als Morell gerade in stummer Betäubung lag, an des Schwarzwälders Gehör! Beym Himmel, ja! Das war Kanonendonner, der durch die Stille der Nacht aus weiter Ferne herüberdrang, das war ein Zeichen von der Annäherung derjenigen, die allein noch Rettung bringen konnten in der höchsten Noth! In Ehrenfried's Brust stockte der Athem; mit der höchsten Spannung lauschte er hinaus in die Nacht und in die Ferne. Da donnerte es aufs Neue und späterhin noch einmal, und nun stand es klar vor Ehrenfried's Seele, daß dieses Signalschüsse gewesen seyen, welche irgend ein nahe, entscheidendes Ereigniß verkündet. Gleich darauf vernahm er auch das Geräusch verworrener Stimmen auf den Straßen, das dumpfe Rollen schwer beladener Wagen und das Hin- und Hersprengen der Roffe auf dem Pflaster. Jedes neue Geräusch entzündete ein neues Hoffungslicht, von jeder fern ertönenden Stimme bemühte er sich etwas Verständliches zu erlauschen; jedoch vergebens. Und als es endlich noch lauter in den Straßen ward, als er nun dachte, es könne ihm an einer Aufklärung nicht fehlen; da brach seines Gefährten Fieberwuth aufs Neue aus, und das Getöse in der Nähe verschlang die willkommne Hoffungsstimme aus der Ferne.

Gegen den Morgen hin wurde der Kranke ruhiger; Ehrenfried glaubte, er schlafe. Außerhalb hatte sich der Lärm vermehrt, und als nun das erste Grauen des beginnenden Tags durch die kleinen Gitterfenster des Kerkers hereinbrach, ließ sich auch der Kanonendonner wieder vernehmen, näher und anhaltender, als früher. Gern hätte Ehrenfried seinem bedauernswerthen Gefährten die, wenn auch noch sehr trübe und unsichere Aussicht auf Rettung bemerkbar gemacht, die sich ihnen zeige; allein als er zu Morrell hinblickte, fand er diesen zwar nicht schlafend, aber von allen Spuren einer völligen Geistesverwirrung so erkennbar bezeichnet, daß er wohl einsah, wie vergeblich sein Bemühen seyn würde.

Todtenbleich, mit nichts sagenden, glänzenden Augen und ein kindisches Lächeln auf den Lippen, saß der Kranke mit dem Oberleibe emporgerichtet, auf seiner Strohschütte. Er lächelte immer nach dem Gitterfenster hin und sagte endlich in einem singenden Tone: „Abeline? — Wer ruft mir doch diesen Namen zu? — War es der Morgenstrahl, der durch jenes Gitter bricht? — War sie es selbst vielleicht, die hinangeflettert ist, um den Oheim, der es nicht an ihr verdient, zu beklagen und zu trösten? — Nein, nein! schrie er mit einemale gräßlich auf, indem er emporsprang und furchtbar mit seinen Ketten rasselte: „Es war der Geist ihrer Mutter, der zu mir sprach; es war die Gestorbene, die mich fragte, ob ich auch meinem Schwur treu geblieben,

den ich ihr am Sterbebette geleistet, ob ich dem Kinde ein liebender Vater, ein treuer Führer auf der Bahn des Lebens gewesen sey? Weh mir, daß ich es nicht war! Ich habe meinen Eid gebrochen und für einen Meineidigen giebt es keine Gnade am Tage des Gerichts, die Pforten der ewigen Güte bleiben ihm verschlossen!“

Das starre Herz, welches jedem ernst mahnenden Eindrücke des Lebens getroßt, war unter der Gewalt der Krankheit gebrochen und die überreizte Phantasie hatte das Gewissen aus dem Schlafe gerüttelt, dem es sich, kein anderes Recht, als den eigenen Willen anerkennend, in kalter Selbstsucht überlassen. Erschöpft und weinend wie ein Kind sank der Leidende auf sein elendes Lager zurück. Ehrenfried rief ihm zu; allein erschien es nicht zu hören, und wieder kam über ihn eine tiefe anhaltende Ohnmacht.

Draußen aber wogte das immer lauter werdende Getöse in den Straßen auf und nieder, und der furchtbare Kanonendonner, der in immer heftigern Schlägen rasch auf einander folgte, ließ ahnen, daß der Engel des Todes über einem Schlachtfelde walte und seine schwarzen Loose hinabstreue auf Tausende. Ehrenfried sah in ihm den Boten eines neuen Lebens. Jeder Kanonenschuß war für ihn der Ruf zu neuer Hoffnung und zu neuem Vertrauen auf das bald anbrechende Licht der Freiheit, und tief im Hintergrunde seiner Seele regte sich eine stille Freude über den Triumph des Vaterlands, das seine Wiedergeburt zu

Kraft und Selbstständigkeit im Jubel des Schlachtdonnerts feierte und bewährte.

„O Reinhold, o mein Bruder!“ rief er unwillkürlich aus: „komme nur Du an das Ziel Deiner Wünsche: rette und beglücke Adelinen, und ich will ja dann gern, wenn es so seyn muß, verblutet haben unter den Händen der mordgierigen Feinde, denn ich sterbe mit der süßen Ahnung, daß der Tag des Gerichts hereingebrochen ist für die Unterdrücker und Gewalthaber!“

Da raschelte es unheimlich und murmelte es dumpf an der Thüre des Kerkers, und nachdem sie unter dem Geräusch der hinweggeschobenen schweren Kiegel geöffnet worden, trat eine Wache herein, um die Gefangenen vor das schnell gebildete Kriegsgericht zu bringen.

Bald hatte man sich überzeugt, das Morells körperlicher und geistiger Zustand es unmöglich mache, ihn zum Verhör zu stellen. Ehrenfried allein wurde abgeführt und befand sich in wenigen Augenblicken vor seinen Richtern. Hier, sah er sogleich ein, war weder Güte, noch Gerechtigkeit zu erwarten. Denn sein unversöhnlicher Feind, der Adjutant Delolay, führte den Vorsitz, und aus seinem schadenfrohen, tückischen Lächeln sprach Mordlust und hämische Freude über die Befriedigung der lang genährten Rachsucht.

„Nicht mich wird die Sonne der Freiheit, die dem Vaterlande aufgeht, erfreuen!“ dachte der Schwarzwälder bey sich. „Mein Loos ist geworfen,

und wenn die siegreichen Schaaren der deutschen Brüder hereindringen, so werden sie meinen Leichnam kalt und starr auf dem Sandhügel finden, der mein Blut getrunken. Meine Gegner kennen den Drang der Zeit und treiben den Todeszeiger vorwärts. Immerhin! Sie sollen mich nicht schwach sehen. Mit dem Muthe eines freien Mannes, der keine Todesfurcht kennt, will ich ihnen entgegenstehen.“

Und so that er auch. Er läugnete nicht, daß er, ohne im Dienste einer feindlichen Macht zu stehen, einen Offizier der großen Armee verwundet, daß er auf eben denselben, als er ihn im Namen des Kaisers verhaften wollen, sein Pistol abgefeuert habe. Ohne Ruhmredigkeit, kalt und gefaßt, legte er sein Bekenntniß ab, das den Richtern mehr als hinlänglichen Grund gab, ihn als einen mit den Waffen in der Hand betroffenen Rebellen zum Tode zu verurtheilen. Binnen einer Stunde sollte, unter den obwaltenden Umständen, der Spruch im Hofe des Kerkergebäudes vollzogen werden. Von der Schuld, welche der Schwarzwälder, indem er das gefährliche Handwerk der Schmuggerei getrieben, auf sich geladen hatte, war keine Rede; man beachtete um des größern Verbrechens willen das geringere nicht. Auch über Morell wurde, obgleich er nicht vernommen werden konnte, der Stab gebrochen. Er sollte mit Ehrenfried zugleich erschossen werden. Die Papiere, welche man bey ihm gefunden hatte, erwiesen sein Vergehen

so klar und deutlich, daß keine weitere Untersuchung für nöthig gehalten wurde.

„Das ist ein anderer Spaß, als der auf der Rheinbrücke!“ sagte mit Hohn der Adjutant Delolay, als die Wache im Begriff war, den Schwarzwälder abzuführen: „Wo ist jetzt ein Roß, das mit euch dahinstürmte durch Eisenthüren und Mauern, und den verwegenen Mörder in Sicherheit brächte?“

Ehrenfried erwiederte nichts; mit einem Blick der tiefsten Verachtung wendete er sich von dem Adjutanten ab. Aber noch einmal sollte die Ruhe seines Gemüths gestört und sein Herz zu wehmüthigen Empfindungen bewegt werden! Durch die Thüre des Saales stürzte händeringend und bleich eine Frauengestalt herein: es war Abeline. Ihr schönes Haar hing entfesselt um das blasse Antlitz herab, ihr Auge schwamm in Thränen, und indem sie, ohne Ehrenfried zu bemerken, nach Delolay hinschwankte, rief sie schluchzend:

„Sie haben mir meinen Oheim entrißen; Sie müssen mir eine Bitte gewähren! Er ist krank, er ist dem Tode nahe. Lassen Sie mich zu ihm, daß ich ihn pflege in seiner letzten Stunde und so das Gelübde erfülle, das ich der sterbenden Mutter geleistet!“

„Führt sie zu ihm!“ sprach Delolay erweicht, und winkte einem jüngeren Offizier, seinem Auftrage Folge zu leisten.

Ehrenfried war bereits im Gefängnisse wieder angelangt, als Abeline hereineilte und an der

Seite ihres Oheims niedersank. Dieser erkannte sie selbst in seiner fortbauernenden Geistesverwirrung. Er lächelte ihr kindisch zu, streichelte ihre Wangen und sagte:

„Ey, Adelinchen, bist Du es? Das ist ja schön von Dir, daß Du mich besuchst hier in meinem Sommerpallaste. Komm her! Wir wollen mit einander spielen und recht fröhlich seyn. Ich habe Dir so bisher wenig Freude gemacht im Leben, aber nun soll es angehen, und Du sollst Alles haben, was Du wünschest!“

Er spielte mit ihren Locken, er faßte ihre Hände und drückte sie innig und sehr. Adeline war von dem trostlosen Zustande des Verwandten auf das heftigste ergriffen; aber sie bot alle ihre Kräfte auf, um sich zu fassen. Von ihren Händen empfing er einen stärkenden Labetrank, welchen der mitleidige Gefängnißwärter herbeybrachte; sie minderte die brennende Blut seines Hauptes mit kühlendem Wasser.

Indessen hatte sich, schon während Ehrenfried noch vor seinen Richtern stand, der Kanonendonner immer näher herankommend vernehmen lassen. Jetzt wurden sogar Flintenschüsse hörbar und ein regelmäßiges Musketenfeuer, von verwirrtem Geschrei und anderm wilden Lärm unterbrochen, schallte aus den Straßen herauf. Die Wache, welche Ehrenfried in das Gefängniß zurückgeführt hatte und seitdem anwesend geblieben war, gab durch stumme Geberden ihre steigende Unruhe zu erkennen. In der Brust des

Schwarzwälders regte sich kräftig ein neues Hoffnungsgefühl.

„Freiheit! Freiheit!“ sagte er halblaut vor sich: „wie kann doch der Gedanke an dich allen Reiz, alle Liebe des Lebens zurückbringen!“

Man hatte den Todgeweihten seiner Bande entledigt. Von Zweifeln stürmisch bewegt, ging er mit großen Schritten in dem Gemache auf und nieder.

Plötzlich aber wurde die Thüre heftig aufgerissen. Der Adjutant Delolay mit Staub und Blut bedeckt, den blutigen Degen in der Hand, stürzte herein.

„Hinab mit ihm!“ rief er der Wache zu, indem er auf Ehrenfried deutete: „Sogleich vollstreckt das Urtheil an ihm, sonst ist es zu spät, und der Bube wird gerettet! Den Spion laßt liegen, der ist gerichtet; der Tod hat ihn gezeichnet und erspart uns eine Dosis Pulver und Bley! Fort mit dem Rebellen!“

Da erstand in dem Schwarzwälder mit einemmale die Lust zum Leben in ihrer ganzen Macht, und mit der Kraft eines Verzweifelten widersetzte er sich im gewaltigen Ringkampfe den Soldaten, die ihn hinwegzuschleppen trachteten. Mehrere Minuten vergingen hierüber. Delolay wurde ungeduldig. In den Gängen des Hauses ließ sich ein wildes Getöse hören: Thüren wurden erbrochen, rauhe Stimmen wurden laut. In seiner Bedrängniß erkannte sie Ehrenfried: es waren Töne des Himmels, deutsche Worte aus deutschem Kriegermunde!

„Und er soll dennoch nicht befreit werden — der Bube, der meine Ehre beschimpft hat!“ knirschte der Adjutant, indem er sich herandrängte und seinen Degen auf Ehrenfrieds Brust zückte.

Da trümmerte unter einem gewaltigen Kolbenstoße die Thüre des Gefängnisses, welche von Innen verriegelt worden war, zusammen, und, ehe noch Delolay seine blutige Absicht ausführen konnte, waren er und die Seinigen von der Ueberzahl der hereinströmenden deutschen Krieger überwältigt und gefangen.

Der Schwarzwälder sah sich befreit; aber erschöpft von der ungeheuern Anstrengung, die er im ungleichen Kampfe aufgewendet hatte, war er im Begriffe, zu Boden zu sinken, als er sich plötzlich von zwei starken Armen umfaßt und aufrecht gehalten fühlte.

„Bruder! Mein Bruder!“ rief eine bekannte Stimme. „Ich habe Dich wieder, aber wo ist Adeline, wo ist ihr Dheim?“

In Reinholds treues Antlitz, der in deutscher Offizierkleidung vor ihm stand, blickte der überraschte Ehrenfried. Die Freude gab ihm seine Kräfte zurück. Er führte den Bruder zu Morells Lager, wo ihm Adeline durch Thränen entgegenlächelte.

„Wie?“ sagte der Geistesabwesende, „das ist ja wohl Reinhold? Nun es ist gut, daß Ihr kommt. Ich erwarte Euch schon lange, und jetzt könnt Ihr Hochzeit machen mit Adelinen, wann Ihr wollt!“

Vor allen Dingen schickte man sich an, den Kerker zu verlassen, in welchem nun Delolay und die Sei-

nigen als Gefangene zurückblieben. Morell wurde wieder in seine vorige Wohnung gebracht, um hier von Abeline gepflegt und von dem geschicktesten Arzte des Städtchens behandelt zu werden. Auch Reinhold und sein Bruder begaben sich dahin. Zu seiner großen Freude bemerkte Ehrenfried in den Straßen keine französischen Soldaten mehr; allenthalben lagerten deutsche Krieger oder suchten in den Häusern Quartier. Reinhold berichtete, daß eine dreitägige Schlacht geschlagen worden, in welcher Blut in Strömen geflossen, aber auch Deutschlands Freiheit errungen worden sey. Die große Armee war besiegt und zerstreut, ihre Trümmer befanden sich auf der wildesten Flucht nach dem Rhein hin.

Abeline zeigte eine wehmüthige Bärtlichkeit gegen den Geliebten. Die Schrecken der letzten Zeit, die Theilnahme, welche sie dem unglücklichen Oheim widmete, machten ihr Herz unfähig, sich dem Genuße einer reinen und ungetrübten Freude hinzugeben. Der Arzt hatte den Zustand des Kranken höchst bedenklich gefunden: „Hoffnung,“ so sagte er, „könne er für jetzt durchaus nicht geben; am neunten Tage müsse die Krisis entscheiden!“

Während Morell in einem unruhigen Schlummer lag, empfing Abeline und Ehrenfried aus Reinholds Munde eine vollständige Erklärung alles dessen, was ihnen in der jüngsten Zeit räthselhaft erschienen war. Nicht Abelinens Oheim, sondern Thomas, dem Ehrenfried so rücksichtslos ver-

traut, hatte den Letztern verrathen. Der Bergknapp kannte den Adjutanten Delolay persönlich, da er es gewesen, der ihm zum Behufe des Unternehmens auf der Rheinbrücke listiger Weise die Orden entwandt, mit welchen Ehrenfried die Wache getäuscht. So fand er leicht Gelegenheit, dem ergrimmten Franzosen, der dem Beleidiger seiner Ehre auf das eifrigste nachforschte, zu begegnen und ihm das Geheimniß von Ehrenfrieds Aufenthalt um eine bedeutende Geldsumme zu verkaufen. Nach einigen Tagen schon gereuete ihn der Verrath an dem Freunde und Landsmanne. Er eilte zu Frau Marthen, eröffnete dieser Alles und übergab ihr des Sohnes Schreiben. Da aber entstand große Noth in dem Herzen der Wittwe und der liebenden Elfe. Reinhold hatte bereits, gleich nachdem er die Mutter von dem unwillkommenen Besuche der Gensdarmen befreit, wiederum die Heimath verlassen. Er richtete seine Reise nach dem Kriegsschauplatz, da er hoffen konnte, in dessen Nähe den alten Morell, dessen Absichten ihm bekannt waren, aufzufinden. Unterwegs aber vernahm er, daß auch der Monarch, dem er diente, öffentlich dem Bunde gegen Frankreich beygetreten sey. Nun änderte er seinen Entschluß. Er eilte in die Residenz seines Herrn, begehrte und erhielt hier Erlaubniß, sich als Freiwilliger dem Heere einer bereits gegen Frankreich im Felde stehenden Macht, derselben, von welcher Morell besoldet wurde, anzuschließen. Auf diese Weise gedachte er

dem Vaterlande und seiner Liebe zugleich zu dienen. Bey den vollgültigen Empfehlungen, mit welchen er sich versehen hatte, konnte es ihm nicht fehlen. Gleich nach seiner Ankunft in dem Hauptquartiere der bezeichneten Heeresmacht wurde er mit Offiziercharakter einem weit vorgeschobenen Truppenposten beygegeben. Vergebens aber forschte er nach einer Spur von Morell, von Adelinen oder von seinem Bruder. Eben so wenig ward ihm eine Nachricht von seiner Mutter, der er gleich seinen gegenwärtigen Aufenthalt und sein nunmehriges Verhältniß gemeldet hatte. Erst vor einigen Tagen war spät am Abende der Bergknappe Thomas, der um jeden Preis seinen Verrath an der Freundschaft wieder gut machen wollte, bey ihm eingetroffen und hatte ihm Alles entdeckt. Mit Entsetzen ward Reinhold bey dem Gedanken an die Gefahr, in der sein Bruder, in der Morell und selbst Adeline schwebte, erfüllt. Schon war Alles zu der nahen Schlacht gerüstet; mit unsäglichlicher Mühe erhielt er die Erlaubniß, sich zu der Truppenabtheilung verfügen zu dürfen, welche dem Aufenthaltsorte seiner Lieben am Nächsten stand und den Feind nach dieser Seite hin angreifen sollte. Wie er nun im Sturme des Kampfes mit seinen siegreichen Gefährten in das Städtchen eingedrungen und seinem, dem Tode schon geweihten Bruder Rettung in der höchsten Noth gebracht habe, ist bereits erzählt worden, und eine nähere Darstellung der einzelnen Umstände dürfte überflüssig seyn. Genug: die Brüder

hatten sich wieder, *Abeline* ruhte an der Brust des Geliebten, und wenn ihr schönes Auge oft von Thränen verdunkelt wurde, so galten diese dem armen Bruder ihrer Mutter, dessen gegenwärtiges Leiden sie völlig mit ihm versöhnt hatte.

Aber *Reinhold* mußte noch an demselben Abende wieder aufbrechen. Er gedachte, *Abelinen* unter dem Schutze *Ehrenfrieds* zurückzulassen; allein dieser machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte und sagte:

„Auch mich ruft's hinaus zu Kampf und Sieg gegen den Feind des Vaterlandes. Ich bleibe nicht zurück: ich ziehe mit Dir!“

„Du hast Recht!“ entgegnete nach einem kurzen Nachsinnen *Reinhold*, „und von meiner Seite wäre es strafbar, dem Vaterlande einen rüstigen Streiter entziehen zu wollen!“

Er sprach nun mit dem Arzte und erhielt von diesem die Versicherung, daß, wenn auch gegen alle Wahrscheinlichkeit *Morell* wieder aufkommen sollte, er doch noch lange Zeit das Zimmer hüten müsse und an eine Weiterreise desselben vor dem Ablaufe einiger Monate gar nicht zu denken sey. In dieser Hinsicht beruhigt, begab er sich hierauf zu der Hausbesitzerin, einer würdigen Matrone, und legte dieser die Sorge für *Abelinen* auf das dringendste ans Herz.

„Ich werde sie halten, als wäre sie meine Tochter!“ antwortete die edle Frau. Kein Uebel soll sie treffen, so lange sie unter meinem Dache weilt.“

Schwer und bang rauschte die Stunde der Trennung vorüber; doch auch ihr Schmerz ward ertragen, wie so mancher frühere. *Abeline* widmete sich nun aufs eifrigste der Pflege ihres Oheims; aber keine Kunst des Arztes, keine Sorgfalt der nichts vernachlässigenden Jungfrau konnte den ablaufenden Lebensfaden zurückhalten. Am Abende des neunten Tages, den der Kranke im schrecklichsten Fieberparoxysmus zugebracht hatte, versank er in einen tiefen Schlaf. Als er gegen Mitternacht aus diesem erwachte, sah er mit klaren Blicken, welche eine Rückkehr seiner Geisteskraft ankündigten, um sich, und sagte mit schwacher Stimme:

„*Abeline*, ich habe einen langen, schweren Traum gehabt, und jetzt fühle ich, daß in wenigen Augenblicken das Leben hinter mir liegen wird, wie ein Traum. Aber Vieles ist mir deutlicher geworden in jenem schweren Traume, als früher je im Leben. Ich habe vielfach gefehlt gegen Dich und gegen Andere. Vergieb mir! Auch *Reinhold* soll mir verzeihen! Sey glücklich mit ihm, wenn ich nicht mehr bin — und fluche mir nicht!“

Mit einem Seufzer sank er auf sein Lager zurück: er hatte vollendet. Still weinend kniete *Abeline* an der Leiche nieder und empfahl im heißen Gebete die geschiedene Seele der Gnade des Unerforschlichen. Nur mit Mühe konnte der Arzt sie bewegen, sich in ein anderes Zimmer zu der mitleidigen Hauswirthin

zu begeben, welche das Herz der tief Gebeugten durch sanften Trost und mütterliche Zureden erhob.

Als aber die irdische Hülle des Oheims nun in die kühle Brust gesenkt worden war und *Abeline* in trüber Einsamkeit das Mißliche ihrer Lage überdachte: wie sie hier fremd sey, ohne Freund und ohne Verwandte, und daß es nicht recht sey, der gütigen Frau, über welche der Krieg Noth und Bedürfniß mancher Art gebracht hatte, ferner zur Last zu fallen; da konnte sie sich in ihrem Innern eines Vorwurfs gegen *Reinhold* nicht erwehren, daß er ihre Zukunft nicht besser beachtet und sie ohne alle Hülfsmittel gelassen habe.

Aber schon im nächsten Augenblicke mußte sie diese Anklage zurücknehmen und dem Geliebten im Herzen Abbitte thun.

„*Abeline*, meine Tochter!“ rief eine befreundete Stimme, und *Abeline* sank in die Arme Frau *Martha's*, die von der Gedankenvollen nicht bemerkt, mit Elfen in das Zimmer getreten war.

Reinhold hatte, auf die Güte der Mutter vertrauend, sie schleunig berufen, daß sie in jeder Noth der Geliebten zur Seite stehe, und ihm diese bewahre für die friedliche Zukunft. *Abelinens* Sorgen waren gehoben: wo konnte sie eine bessere Zuflucht finden, als bey der Mutter ihres *Reinhold*? Mit dankbaren Gefühlen schied sie von der würdigen Frau, in deren Hause sie einen wichtigen Zeitpunkt ihres Daseyns erlebt hatte; mit frohen Hoffnungen eilte sie in

der Gesellschaft der Frau Martha und Elsen, welche sie bald wie eine Schwester lieb gewann, nach dem ländlichen Gehöft im ruhigen Schwarzwalde.

Als nun aber alle Schlachten gekämpft, alle Siege errungen waren, als der Friede sich segnend vom Himmel herniederließ auf einen ganzen Welttheil und viele deutsche Krieger, die für die heilige Sache gestritten, sich wieder um den heimathlichen Heerd versammelt hatten; als der Schwarzwald wieder im frischen Grün des Sommers prangte, die Wiese vor Frau Martha's Wohnung mit bunten und lustigen Blumen besäet war: da bewegte sich an einem heitern Sonntagsmorgen ein feierlicher Zug aus dem Gehöft über den Blument Teppich nach dem nahegelegenen Pfarrdörfchen hin, und an der Spitze des Zugs gingen, von Frau Martha andächtig gefolgt, zwei selige Brautpaare: Reinhold und Adeline, Ehrenfried und Else. Mit dem Segen der Kirche kehrten sie nach einigen Stunden zurück. Ein bereitstehender Reisewagen nahm den gerührten Reinhold und die weinende Adeline auf. Bald verschwand er um dieselbe Waldspitze, die einst Reinholden den Nachblick auf sein Theuerstes entzogen hatte. Mit Thränen im Auge sah Frau Martha dem Sohne nach, der, von seinem Fürsten zu einem wichtigen Staatsamte berufen, sich von ihr trennen mußte. Ehrenfried aber drückte zärtlich die junge Frau an seine Brust und sagte:

„Mein Glück ist größer, als ich es verdiene!
Aber beym Himmel! Deine Liebe soll Dich nie ge-

reuen, und ich will ein guter Gatte und ein friedlicher Hausvater werden.“

Er hat sein Wort gehalten. Noch genießen beide Paare der schönsten Banne, welche das Leben gewähren kann: der liebevollsten Eintracht und des häuslichen Friedens. Der Segen des Himmels ist ihnen nicht fremd geblieben; fröhliche Kinder spielen um glückliche Eltern.

Die Ehe aus Dankbarkeit.

Erzählung

von

Friedrich Laun.

Von der zahlreichen Gesellschaft, welche, durch die verwittwete Frau von Jung eingeladen, den Mittag auf dem Gute Heinrichshausen bey ihr verlebte, hatte sich nach und nach Alles verloren, bis auf den ehrwürdigen Greis, der das Predigtamt am Orte nun schon seit dreißig Jahren verwaltete. Eben trat er mit ihr aus der Glashür des Speisesaals. Die letzten Blicke der Sonne flammten auf der reichen mannichfaltigen Landschaft, wohin die hohe Lage des Schlosses eine entzückende Aussicht gewährte.

„Sie ist dahin!“ sprach Frau von Jung, nach der eben verschwundenen Sonnenscheibe deutend, mit jener Rührung, welche dieser Moment in fühlenden Herzen gewöhnlich hervorbringt.

„Sie hat ihren Lauf vollendet!“ erwiederte der Greis. „Wohl Allen, denen dieses gelungen ist!“

„Und doch, werther Freund, scheint mir auch

Ihre Stimmung von dem Scheiden des Tages ein wenig verdüstert.“

„Nicht davon, gnädige Frau, aber wohl von dem damit zusammenhängenden Gedanken, daß mancher Gute mitten in seinem irdischen Laufe unterbrochen wird.“

„Geschieht es aber dann nicht auch durch höhere Hand?“ — fragte die Gutsherrin.

„Allerdings!“ antwortete der Pfarrer. „Der Mensch ist jedoch ein freies Wesen. Seine Handlungen bestimmen die Vorsehung zu den ihrigen gegen ihn.“

„Wenn es aber ein guter Mensch ist, wie Sie annahmen, so müssen seine Handlungen ja wohl auch gut seyn.“ —

„Gut, nach seiner Ansicht, ja wohl! Allein, meine Gnädige, auch der gute Mensch ist ja leider oft dem Irrthum, der Leidenschaft, unterworfen. Unvermerkt wird sein Auge von ihr getrübt. Ganz Recht, wenn Sie sagen, daß er seiner Leidenschaft Herr bleiben soll. Aber die Leidenschaft ist die gefährlichste aller Buhlerinnen. Unter der Maske des Wohlwollens, der Berührung, kommt sie leisen Schrittes heran, bis sie ihn, gleich der Spinne die arme Mücke, also verstrickt hat, daß auf kein Entrinnen zu hoffen. —“

Frau von Jung war befremdet. So sehr sie auch liebte, über Gegenstände dieser Art mit dem verständigen Geistlichen zu sprechen und auch wohl zu streiten, so nahm sie doch diesmal einige Befangenheit, ja eine Art von Leidenschaft an ihm selbst wahr. Er schien

einen bestimmten Fall in Gedanken zu haben. Es war ihr sogar gewesen, als ob er bloß darum länger geblieben sey, weil er etwas auf dem Herzen hatte. Aufrichtig, wie immer, gab sie ihm dieß zu erkennen.

„Ist Ihnen nicht —“ fragte er da, und ein Seufzer stieg dabey aus seiner Brust — „nicht eine große Veränderung an dem Herrn von Markenheim aufgefallen?“

„Ja wohl, ja wohl!“ — erwiderte sie mit besonderer Theilnahme. „Dachte ich's doch, daß Sie diesen im Sinne haben könnten. Mein Gott, wie blaß und verstört war der junge Mann wieder heute Mittag! Wie schüchtern, wenn Jemand ihn anredete! Welch ein Mehlthau scheint in die so wundervolle Blüte gefallen zu seyn!“

Der Greis zuckte die Achseln und fuhr also fort: „Ich muß wohl mit Ihnen klagen, gnädige Frau, daß solch ein köstlicher Baum, unter dessen Schatten der ganzen Gemeinde so wohl geworden ist, mitten in seiner hoffnungsreichen Jugend verdorren soll. Sie erinnern sich gewiß, wie es war, als er zur Bewirthschaftung Ihrer Güter hierher kam. Alle meine Behren, alle Sorgfalt, die ich anwendete, konnten die Gemeinden nicht zu einem friedlichen Leben unter einander und mit der Gutsherrschaft bringen, weil die damalige Verwaltung gar zu feindselig einwirkte. Im ersten Jahre schon hatte die Milde und Umsicht des jungen Markenheim eine große Veränderung bewirkt. Jetzt ist das allgemeine Heil der Unterthanen so fest ge-

gründet, daß sie mit Freuden auch den Wohlstand der Gutsherrschaft immer zunehmen sehen. Wahrlich, gnädige Frau, ich würde Sie und ihre Unterthanen und mich selbst sehr bedauern, wenn der jetzige Wirthschaftsführer uns entrisßen werden sollte.“

„Wer nur wüßte, was gegen seinen krankhaften Zustand zu thun wäre! Mein Arzt“ — —

„Ist ein trefflicher, hülfreicher Mann am Krankenbette“ — fiel der Prediger ein. „Aber hier ist von etwas Anderm die Rede. Der einzige Arzt, den ich für ihn wüßte — —“

„Nun, werther Mann“? — fragte Sie ungeduldig, als er hier innehielt.

„Sie, gnädige Frau, Sie allein, würden ihm Leben und Gesundheit und Glück zurückgeben können.“

Frau von Jung starrte den Greis an, der sogleich mit Ruhe also fortfuhr: „Ja, meine Gnädige, ohne allen Zweifel sind Sie der Gegenstand aller seiner Wünsche. Und wie gar leicht wird die Sache erklärlich. Als Markenheim, mit einer überaus seltenen Kenntniß und Wissenschaft in so jugendlichem Alter, hierher zu Ihnen kam, war er zwanzig Jahr alt. Sie trugen — was allgemein anerkannt ist, erwähne ich hier nur, weil es zur Vollständigkeit meiner Darstellung gehört — Sie trugen die Dornenkrone einer höchst unglücklichen Ehe mit einer Würde, mit einem Heldenmuth, der Ihnen die Bewunderung aller Zeugen gewinnen mußte. Sollte sein schönes junges Herz nicht ganz besonders von der stillen Größe im Blicke

getroffen werden, welcher Sie hoch hinaushob über Alles, was Sie umgab? Gewiß, gnädige Frau. Immer, wenn ich damals den schlanken blonden Jüngling sah, wie er seine Ehrfurcht in einem Gruße, in einem Worte Ihnen zu Füßen legte, immer fiel mir da sogleich der sanfte Fridolin aus Schillers schöner Romanze ein. Mit Sehnsucht sog sein Auge an den Strahlen Ihres Blickes. Es folgte Ihnen, wie einer Heiligen, in der ein frommes Gemüth die Stellvertreterin des Himmels verehrt. — Damals hoffte ich, daß Ihre Tugenden, gnädige Frau, ihm zur Leuchte werden könnten, mit der er nach der künftigen Gefährtin seines Lebens suchen würde, daß, da er solch ein Idol hatte, die allenthalben rege Macht der Gemeinheit, und möchte sie in der schönsten Körperform einen Angriff auf sein Herz versuchen, diesem, durch Ihre Vollkommenheiten geläuterten Herzen gewiß nicht das Mindeste würde anzuhaben im Stande seyn. Mit Einem Worte, die Zukunft des jungen Mannes machte mir gar nicht bange. Er schien mir geborgen, weil alles Unwürdige keine Gewalt über ihn haben konnte. Gewiß gab der Trauerfall, der Ihnen den Wittwenschleier überwarf, seinen Gefühlen eine andere, eine bestimmtere Richtung. Ich fand das, als ich nach meiner damaligen langwierigen Krankheit wieder zum ersten Male hierher auf's Schloß kam. Von dieser Zeit an ward er der Gegenstand meiner besondern Beobachtung. — Seitdem sind anderthalb Jahre verflossen, und wenn er sich auch noch immer streng auf

dem Standpunkte der Verehrung erhalten hat, so ist dieß doch eine Verehrung, die Ihnen selbst Weh bereiten muß, weil sie ihn offenbar verzehrt. Ich glaubte vor einigen Tagen sein Vertrauen zu mir zu seinem Besten benutzen zu müssen. Da hörte ich denn auch aus seinen halben Worten schon Alles. Unstreitig fehlt ihm nichts, als daß er zu verzagt ist zu einem Geständnisse, das ihn auf den Gipfel des Glückes erheben könnte, wenn — —“

„Werther Freund,“ unterbrach ihn hier die Gutsbesitzerin „allerdings habe ich selbst zuweilen die Ahnung von so Etwas gehabt, wenn mein Auge plötzlich einen Blick auffing, den er nach mir richtete. Allein immer bemerkte ich auch zugleich, wie er in das rechte Gleis zurückkehrte. Ich schätze mich glücklich und auch ihn, wegen dieses richtigen Gefühls der Schicklichkeit. Denken Sie darauf, ehrwürdiger Mann, ihn dabey zu erhalten. Was ihm diese falsche Richtung gegeben hat, kann nichts weiter seyn, als sein zeitheriger Mangel an solchem weiblichen Umgange, durch den er von selbst seine jetzige Art der Aufmerksamkeit verloren haben würde. — Eine Reise könnte ihm, glaub' ich, wohl von Nutzen seyn. Ueberreden Sie ihn dazu. Ich werde mich herzlich freuen, ihn mit einer passenden Braut zurückkehren zu sehen. Warnen Sie ihn dabey vor der Thorheit, vor der Sünde, sein eigenes Leben durch seltsame Traumbilder zu vergiften. Er achtet Ihre Worte so hoch! —“

Mit Kopfschütteln antwortete der Prediger:

„Wozu dem die Warnung, sich vor dem Feuer zu verwahren, welcher schon mitten darin steht? Wozu der Rath, sich vom untergehenden Schiffe durch einen Sprung in's Meer zu retten, wenn dem Unglücklichen schon die Kräfte zum Schwimmen fehlen? — Gnädige Frau, einzig in Ihrer Hand liegt das Mittel zur Rettung dieses sonst gewiß Untergehenden.“

„Sie meinen also gar? —“

„Ich hatte bloß die Hoffnung, Frau von Jung, daß Sie doch vielleicht sich entschließen könnten, ihm Ihre Hand zu geben. Allerdings ist seine gänzliche Mittellosigkeit — —“

„Mittellosigkeit!“ unterbrach ihn die Gutsbesitzerin — „Entehren Sie mich nicht mit diesem Verdachte. Darin wahrlich liegt das Unpassende des Verhältnisses nicht, zu dessen Vertreter Sie sich eben aufwerfen. Nur zu gut weiß ich, wie viel ich, wie viel meine Unterthanen seiner Verwaltung schuldig sind. Alle Unebenheiten solcher Art werden durch sie völlig ausgeglichen. Auch sagt mein bereits niedergelegter letzter Wille, was in dieser Hinsicht für ihn geschehen ist. Aber, alter, ehrwürdiger Freund, wie möchten Sie, nach näherer Erwägung, wohl die Stiftung einer Ehe bey sich selbst verantworten, in der die Gattin den Jahren nach sehr gut die Mutter ihres Gatten seyn könnte?“

„Im Allgemeinen nicht, meine Gnädige, wiewohl gar manches Beyspiel einer guten Ehe solcher Art mich entschuldigen würde, aber in diesem ganz eigenen Falle gewiß.“

„Fühlen Sie denn nicht, lieber Pastor, wie so sehr seine Leidenschaft ihn selber täuscht, wie der Glanz, in welchem ich jetzt ihm erscheine, bloß ein Kind seiner eignen Einbildungskraft ist; daß die Wirklichkeit ihn unmittelbar mit dem Verhältnisse, dem Sie das Wort reden, ihm ihre ganze Armuth recht schmerzlich wird empfinden lassen; daß sein Schmerz mehr als zehnfach auf mich zurückfallen würde?“ —

„Ja, wenn körperliche Vorzüge die hauptsächlichste Anreizung gewesen wären! Aber, nein. Ihr Geist, ihr Herz, ist es, wodurch Sie ihn im Verklärungsstrahle erscheinen. Das verbürge ich Ihnen, ja ich verbürgte Ihnen das Glück Ihrer Zukunft, wenn Sie sich entschließen könnten.“

„Wiel gesagt, guter Pastor; gewiß mehr, als Sie bey Ihrem Silberhaare verantworten können. Und was, werther Freund, würde die Welt von der Sache urtheilen?“

„Gnädige Frau, wer, wie Sie, jederzeit vor seinen Handlungen das Urtheil des Gewissens darüber einholte, den kann die Nachrede der Welt oder der Gemeinheit, denn sie nur ist's, die in diesem Sinne darunter verstanden wird, nimmer wahrhaft zu stören im Stande seyn. Hier gilt es die Rettung eines wackern Mannes, des wahren Wohlthäters dieses Guts.“ —

„Dem ich die aufrichtigste mütterliche Zärtlichkeit zeither widmete!“ — sprach Frau von Jung, und zwei große Thränen rollten ihr aus den Augen.

„Und jetzt erst“ — fiel der Greis mit Feuer ein —

„ jetzt erst können Sie wahrhaft mütterlich an ihm handeln, wenn Sie auf die mütterlichen Gefühle für ihn Verzicht leisten. Denn was kann einer Mutter mehr am Herzen liegen, als die Rettung eines überaus trefflichen, vom Untergange bedroheten Sohnes?“ —

„ Wenigstens “ — so sprach nach tiefem Sinnen Frau von Jung — „ bin ich mir bey solch einem wichtigen Schritte Ueberlegung schuldig. Eine Bedenkzeit von vier Wochen kann wohl sogar Ihr Enthusiasmus kaum zu lang finden. “

Die Gutsherrin war nichts weniger als unthätig in dieser Zeit. Zu allgemeiner Bewunderung schickte sie auf Einmal Einladungen rings umher. In dem zeither so still gewesenen Schlosse floß der Geburts- und Jugendglanz eines weiten Umkreises zusammen. Man glaubte allgemein, daß ihr Zweck sey, aus der Blüthe der Jugend einen Bräutigam für sich selbst zu suchen. Wer das Unglück ihrer ersten Ehe nur irgend gekannt hatte, fand es gar nicht unnatürlich, daß sie auf eine reichliche Entschädigung dafür ausging. Es fehlte auch unter der männlichen Jugend gar nicht an solchen, welche sich den Kranz streitig zu machen suchten, um den, wie man glaubte, hier zu ringen war. Nicht allein durch ihre sehr ansehnlichen Besitzungen, sondern auch durch die außerordentliche Anmuth ihrer Person, zog die freundliche Wirthin das Auge selbst der jüngsten Männer an. Sie gehörte nämlich zu jenen seltenen, junonischen Gestalten, welche den Strahl der Jugend noch bey ziem-

lich vorgerücktem Alter behaupten. Der Wieder-
schein innerer Vollkommenheiten legte nur noch ein-
nen Zauber mehr darein, und wie sehr auch die Frauen,
die mit ihr in gleichen Jahren standen, sich abmühten,
diese Gleichheit Jung und Alt gelegentlich zu
verkündigen, so verfehlten sie doch ihren Zweck damit
auf die Ansichten der männlichen Jugend. Dabey war
unter Anderm die Grazie zu bewundern, mit welcher
sie sich endlich einmal, aber nur erst auf das instän-
digste Bitten, dem Tanze unterzog, den sie während
ihrer ganzen Ehe auch kein einzigesmal geübt hatte.
Eben so jedoch, wie Alles mit ihr seinen Zweck ver-
fehlte, so verfehlte sie auch den ihrigen mit Markens-
heim. Selbst wenn er am Arme der reizendsten Ju-
gend durch den Saal flog, suchte sein Blick allent-
halben nach der Hauswirthin und ruhte nicht eher,
bis er ihren Platz gefunden hatte.

Auch in die Residenz reisete sie und nahm ihn mit.
Dabey rühmte sie überall, welch ein Schatz ihr in dem
jungen Manne geworden wäre und was sie daher für
ihn jetzt und nach ihrem Tode zu thun gedächte. Wenn
aber schon hierdurch manche Mutter lüstern gemacht
wurde, eine ihrer unverheiratheten Töchter ihm zur
Gattin zu geben, so war er es doch so wenig, der-
gleichen zu empfangen, daß Frau von Jung den zu
Bermählenden ganz in demselben Herzenszustande wie-
der zurück auf das Gut brachte, in welchem er gewe-
sen war, als sie solches verlassen hatten. —

„Ich kann mir denken, was Sie wollen!“ —

sagte Frau von Jung, als am ersten Morgen nach der verfloffenen Bedenkzeit der Prediger schon auf dem Schlosse erschien. Glückliche durch die Erlaubniß, selbst die Einleitung zu Erfüllung seines Wunsches zu treffen, sprach sein Auge, als er sie verließ, den innigsten Dank aus. —

Markenheim sah sich auf Einmal an dem Ziele seines rastlosen Sehens, einem Ziele, das er für ganz unerreichbar geachtet hatte. Trotz aller Vorsicht des greisen Predigers, ergriff ihn der Schwindel des Entzückens doch allzu plötzlich. Sein Körper erlag, aber nur, um unter der Pflege seiner Braut desto glänzender wieder aufzublühen. Der Vermählungstag war ein Fest für die Herzen aller Gutsunterthanen. Denn in Markenheim's unverkennbarem Glücke sahen sie nun wohl, was zuvor seinen und also auch ihren Kummer gemacht hatte. —

Vorzüglich freute sich auch der Stifter dieser glücklichen Ehe, welcher vier Jahre lang durchaus nichts fehlte, als Nachkommenschaft. Gerade das aber war bey den so vorzüglich guten ökonomischen Verhältnissen des Paares eine Ursache des Trübsinns für Frau von Markenheim.

„Sehen Sie wohl“ — sagte sie eines Tages, als der Prediger sie in düsterm Sinnen allein fand, — „sehen Sie, mein Freund, der Umstand, daß nunmehr der arme Markenheim Niemand hat, den er einst nach seinem Tode die Früchte der eigenen mannichfachen Arbeiten am liebsten genießen sähe, daß er

finderlos aus der Welt gehen wird, das ist einzig die Folge dieses Ehebandes. Meinen Sie nicht auch, daß er viel glücklicher seyn würde, wenn ich, was ja mein Wille war, seine Zukunft völlig sorgenfrei gemacht hätte, und er jetzt am Arme einer jugendlichen Gattin sein kleines Glück in ein paar heitern Kindern schon gewissermaßen über sein Grab hinaus verpflanzt sehen könnte? Denn das hat Sie Ihre Erfahrung gewiß gelehrt, daß er so weit zufriedener die Sonne würde kommen und untergehen sehen, als jetzt, und wenn alle Reiche der Welt ihm gehörten.“ —

„Nur darin muß ich Ihnen Unrecht geben, gnädige Frau, daß Sie einen Umstand dabey ganz übersehen, welcher damals zuerst zu berücksichtigen war. Wo würde der so junge, kräftige Mann jetzt seyn, wenn Sie in jener Zeit sich seiner nicht angenommen hätten? Ohne allen Zweifel schlief er längst in dem unterirdischen Hause. Damals war nur dieses zu verhüten, keinesweges ein irdisches Paradies ihm aufzubauen. Er ist glücklich vor vielen Millionen. Daß er gerade jenes Glück, von dem Sie sprechen, nicht erreichen konnte, ist seine eigene Schuld. Er wachte nicht genug über sich selbst. Ganz ungestraft ergiebt sich so leicht Keiner einer blinden Leidenschaft.“

„Aber, mein Freund, daß ich gerade der Gegenstand dieser Leidenschaft seyn, daß meine Person ihm zur Strafe gereichen mußte, ist das nicht ein Gedanke, der mich ewig betrüben muß?“ —

„Nicht zur Strafe, einzig zum Segen für ihn, schlug seine Verbindung mit Ihnen aus. Unter den eingetretenen Umständen war sie ja das Einzige sogar zu seiner Rettung!“ —

So viel Beruhigendes auch der Pastor darüber noch sagte, so reichte es doch gar nicht hin, um Frau von Markenheim immer vor ihren eigenen düstern Vorstellungen Schutz zu gewähren. Auch von einer andern Seite erfaßte jetzt die Betrübniß ihr Herz. Statt ihrer seit langer Zeit in Italien lebenden Zwillingsschwester, auf deren Rückkehr sie mit großer Sehnsucht gehofft hatte, kam die Nachricht, daß sie, nur zwölf Meilen noch entfernt, plötzlich verstorben war. Auf der Stelle eilte sie mit ihrem Gemahl dahin, um die geliebten Reste der Entschlafenen noch zu sehen und besonders auch der achtzehnjährigen Nichte beyzustehen, die bey der Leiche ihrer geliebten Mutter allein, in einem ihr fremden Lande, unfehlbar dieses Beystandes gar sehr bedurfte. Wirklich fanden sie die Rathlose in ganz eigentlicher Verzweiflung. Aber der erste Augenblick, wo Frau von Markenheim vor der Trauernden erschien, goß nur neue Schauer über diese aus. Ob schon auf die außerordentliche Aehnlichkeit der Tante mit ihrer Mutter längst durch Letztere vorbereitet, erschrak die eben bey dem Leichnam der geliebten Verschiedenen Sitzende doch außerordentlich, als die Thür aufging und das völlige Ebenbild der Beweinten lebend vor ihr stand. Ihr durch den unerwarteten Todesfall aufs heftigste angegriffener Geist war zu schwach ge-

worden, um das Verhältniß zu fassen. Welches war von Beiden das Trugbild, die Leiche, oder die Lebendige? Erst nach und nach erholte sich Corinna in den Armen der selbst auf das tiefste ergriffenen Tante von der augenblicklichen Verwirrung. Sie hatten einander noch nie zuvor gesehen, aber gerade die große Gleichheit der Markenheim mit der Entseelten und wieder Corinnens mit dieser, schlang das unsichtbare Band um Beide nur desto fester. —

Auf dem Gute, wo Corinna und ihre Mutter erwartet worden, verlegten die Anstalten, welche man für die Wohnung der Verstorbenen gemacht hatte, das Herz der Tochter von Neuem. Aber sie erfreuten solche auch zugleich. Frau von Markenheim, die Eigenheiten und Lieblingsideen der Vollendeten kennend, hatte in der für sie bestimmten Wohnung allenthalben so sehr darauf Rücksicht genommen, sich so tief in die Seele ihrer Schwester hineingebacht, daß Corinna auf Einmal mit dem unumschränktesten Zutrauen zu der trefflichen Tante erfüllt wurde und sie mit größrer Herzlichkeit ihre zweite Mutter nannte.

Zur besondern Merkwürdigkeit war mit der achtzehnjährigen Corinna Ankunft ein Porträt der Gutsbesitzerin geworden. Denn es glich ihr so gänzlich, daß Jedermann geschworen haben würde, in Corinna das Original zu sehen, wenn nicht Kleidung und Kopfpuz an diesem Bilde dessen schon wenigstens fünf und zwanzigjähriges Alter zu erkennen gegeben hätten. Da Corinna auch im Innern die größte Aehnlichkeit

mit ihrer Tante besaß, so konnte ihr die allgemeine Liebe nicht fehlen. Alles rühmte die geistige und körperliche Vollendung eines Wesens, in dem die jetzige Gutsbesitzerin von Neuem hervorblühte.

Nur Markenheim machte hiervon eine Ausnahme. Ueberhaupt vermied er das Gespräch über sie mit seiner Gemahlin recht absichtlich, ob er es schon an Wohlwollen und zarter Theilnahme gegen die höchst interessante Person nicht fehlen ließ. Wie hätte er auch dieses Wohlwollen und diese Theilnahme an ihr nicht haben sollen, die gewissermaßen als ein über seine frühern Herzenswünsche erhabenes Ideal mitten in der Wirklichkeit vor ihm stand.

Eine reizende liebenswürdige Jugend, wie Corinna's, konnte der Aufmerksamkeit der ganzen Gegend nicht entgehen. Die Bewerber kamen von allen Seiten. Bey dem ansehnlichen Vermögen, das sie besaß, war sie im Stande, denjenigen unter ihnen zu erwählen, der ihrem Herzen und ihrem Geiste am nächsten stand. Zwei darunter besonders waren wohl geeignet, ihr diese Wahl sehr zu erschweren, da Beiden die größten geistigen und körperlichen Vorzüge das Wort redeten. Allein Corinna blieb von dem Einen so ungerührt, als von dem Andern. Ueberhaupt war dieselbe Person, die im vertrauten Kreise von Gefühl für alles Schöne und Gute überfloß, die bey jeder Gelegenheit darthat, daß ihr Herz ein wahrhaft überirdischer Quell des Wohlwollens und der Liebe war, in Gegenwart jedes Mannes, der auf ihre Person

Anspruch machen zu wollen schien, äußerst kalt und förmlich. Nur ihre außerordentlichen Reize und vermuthlich auch ihr Reichthum gehörten dazu, die angestrengte Aufmerksamkeit der Männer rege zu erhalten, die ihr ihre besondern Huldigungen gewidmet hatten.

„Alle Tage Fremde!“ — seufzte sie daher auch eines Abends, mit ihrer Tante auf der Terrasse allein, nachdem hinter einander eine Menge Besuche da gewesen war. „Man kommt nicht zu sich selbst, nicht zum Genuße dieser lieben freundlichen Umgebung. Oft wird sie einem sogar verleidet durch das flache Rühmen derselben, durch das Prahlen mit dem Gefühle für Schönheiten dieser Art.“

„Ja“ — versetzte freundlich Frau von Markenheim — „und wer ist der Magnet für alle diese Herren? — Als Markenheim und ich vormals allein hier lebten, waren wir wahrlich von Besuchen ungestört genug.“

„Dann, geliebte Tante, wäre es wohl das Beste, wenn ich mich wieder nach Italien zurückzöge. Ohnehin bekommt mir die deutsche Luft durchaus nicht! Sie müssen mir's ansehen. —“

Dem dazu tretenden Markenheim schwand die Gesichtsfarbe bey dieser Rede, und obschon sein Auge nur einen einzigen Moment Corinnen schmerzlich anstarrte, so war doch eben dieser Moment seiner Gemahlin nicht entgangen. Sie hatte auch wahrgenommen, wie der Schmerz jenes Blickes gleich einem Todeskrampfe durch Corinnens Gesichtslinien zuckte. — Frau von Marken-

heim glaubte die schönen Gemüther, die fühlenden Herzen zweier ihr überaus werthen Personen schon ganz offen vor sich liegen zu sehen; daher stand sie an, ihnen durch die Fortsetzung eines Gespräches weh zu thun, zu welchem Corinna's, seit jenem unwillkürlichen Blicke ihres Onkels erblaßte Lippen von selbst keine Kraft mehr zu haben schienen.

Auch Markenheim wäre nicht im Stande gewesen, aus eigener Kraft den Faden neu anzuknüpfen, den sein Blick wider Willen zerrissen hatte. —

Bald nachher erhielt Corinna Besuch. Markenheim ritt nach einem entfernten Theile des zum Gute gehörigen Gehölzes, durch welches die neue Landstraße geführt werden sollte, und die Gutsherrin eilte, dem Pfarrer einen Besuch zu machen, der in der letzten Zeit die Schwäche des Alters sehr empfand und seit dem Sonntage, wo er dadurch an Betretung der Kanzel verhindert gewesen, noch keinen Schritt wieder aus dem Hause gekommen war.

„Es hört uns doch Niemand hier?“ fragte die Gutsbesitzerin nach den ersten, seinen körperlichen Zustand angehenden, Reden, leise. Er versicherte, daß eben Alles ausgegangen, und er die einzige Person im Hause sey.

Da sagte denn Frau von Markenheim: „Sie waren sonst ein so aufmerksamer Beobachter meines Gemahls; scheint es Ihnen nicht, als ob seine Laune seit einiger Zeit sehr gelitten hätte?“ —

„Am Tage Ihrer Verlobung mit ihm, gnädige

Frau, glaubte ich mich von dieser Beobachtung losprechen zu können. Sie haben also wirklich eine Veränderung an ihm bemerkt?" —

„Keine, wahrlich, in seinem Betragen gegen mich. Ich würde dem braven Manne höchst unrecht thun, wenn ich dieß sagen wollte. Aber die frohe Miene, welche ihm sonst nur selten ausging, vermisse ich, leider, jetzt recht oft an ihm. Er hängt bisweilen trüben Gedanken nach. Und wenn auch gemeiniglich meine Anrede schon ausreichend ist, ihn umzustimmen, so liegt mir doch in seinem plötzlichen Uebergange zu einem freundlichen Zustande oft etwas recht Gewaltfames. Ein innerer Unfriede scheint über ihn gekommen, und wissen Sie, welchem Umstande ich ihn beymesse? — Der schon früher von mir gegen Sie erwähnten unglückseligen Gewißheit, daß unsre Ehe ohne Kinder bleiben wird.“

„Sollte Herr von Markenheim Ihnen so etwas, auch nur umschleiert, zu verstehen gegeben haben? — fragte der Prediger.

„Nicht diesen Ton, nicht diese Miene des Vorwurfs! Markenheim ist viel zu zartfühlend, um dergleichen gegen mich auf das entfernteste zu berühren. Aber in unsern gesegneten äußern Verhältnissen ist der Wunsch so natürlich, daß, durch weise Verwaltung (welche einzig ihn zum Urheber hat) so sehr gesteigerte irdische Glück auf angeborne Nachkommen übergehen zu sehen. Hat mich doch schon so mancher Seufzer aus seiner Brust beym Anblicke glücklicher Aeltern dar-

auf hingewiesen; Seufzer, die er zwar immer zu unterdrücken suchte, welche aber, auch wenn der Mund sich nicht dazu öffnen durfte, durch seine Augen den Weg zu meinem Herzen fanden. Eben gerieth ich daher auf einen Gedanken. Sollte nicht sein, mein und der Unterthanen Glück noch jetzt sicherzustellen seyn? — Meine Richte würde so gut für ihn passen. Nichts wäre hier erforderlich, als mein — — Zurücktreten!“ —

„Zurücktreten, gnädige Frau!“ — sprach der Pastor. „Dieses Zurücktreten müßte dann in der ganzen, von den Gesezen vorgeschriebenen Form geschehen. Haben Sie sich auch in alle Schauer des Zustandes, der ihrem Zurücktritte vorangehen müßte, in alle Schauer, welche ihm folgen würden, mit Einem Worte in die Trostlosigkeit der — Scheidung recht hineingebacht?“ —

„Ich habe es!“ — antwortete Frau von Marckenheim, aber ihr Zögern mit dieser Antwort, die schwache Stimme, durch die sie geschah, gaben zu erkennen, daß sie erst jetzt Alles übersah, dabey aber auch den Entschluß faßte, selbst mit diesen Schauern, die Fortdauer des Glückes des Gutsbesizers und der Unterthanen zu erkaufen. — Könnten Sie meinen Schritt billigen, werthgeschätzter Freund?“ —

„Insofern er der Beweis eines höchstliebenswerthen, großmüthigen Herzens ist, gewiß. Aber rathen, gnädige Frau, rathen könnte ich ihn unmöglich. Die Ehe muß einem Diener der Kirche eine viel zu heilige

Einrichtung seyn, um ohne den gegründetsten Anlaß für die Auflösung solch eines geweihten Bundes zu stimmen. Zur Auflösung der andern zu rathen, würde ich sogar für Frevel achten, da ihr unter allen Eigenheiten einer glücklichen Ehe einzig die Fruchtbarkeit abgeht. Und wer bürgte Ihnen denn, daß dieser Zweck durch eine jugendlichere Gemahlin in Erfüllung gehen müsse? —

„Die Wahrscheinlichkeit wenigstens“ —

„Es ist immer gefährlich, auch der glänzendsten Wahrscheinlichkeit eine nur leidliche Wahrheit aufzuopfern. Und, wahrlich, Ihre Ehe ist mehr, als leidlich zu nennen! Würde das möglich: Unglück, das aus Ihrer Aufopferung auch für die Andern entstände, nicht ein recht peinigender Ankläger für Sie werden?“ —

„Herr Pastor“ — sprach Frau von Markenheim — „bey Ihnen gerade, bey Ihnen glaubte ich Trost zu finden, statt dessen können Sie den einzigen, den ich nach sorgfältiger Erwägung noch gewann, mir wieder aus der Hand reißen?“ —

„Nicht das, gnädige Frau. Mißbilligte ich doch keinesweges jene Regung Ihres großmüthigen Herzens. Rathen nur konnte ich nicht dazu, und das Gewagte der Sache Ihnen zu Gemüthe führen, mußte ich auch. Ich hätte meine Pflicht schwer verletzt, wenn es nicht geschehen wäre!“

Aus der innigen Theilnahme, der offenbaren Erschütterung des Greises glaubte Frau von Markenheim einen innern Zwiespalt wahrzunehmen.

Noch lange zu Hause dachte sie Allem nach, was er gesagt hatte. Zugleich rief sie sich das Benehmen ihres Gemahls und Corinnens, das sie lange beobachtet und worüber sie jener Augenblick erst ganz aufgeklärt hatte, in's Gedächtniß zurück. Das unwillkürliche Wohlgefallen an einander, die Befangenheit, welche Beide ängstete, wenn sie, von Niemand sich beobachtet glaubend, allein waren, mit Einem Worte, alle Symptome einer starken, wechselseitigen Zuneigung, die immer in Sorge steht, sich zu verrathen, weil ältere, heilige Verhältnisse dadurch auf Einmal eine tödtliche Erschütterung erleiden könnten, erschienen dem Auge der scharfsichtigen Frau von Markenheim an den Beiden, die durch das Passende ihrer Jahre sowohl, als durch Uebereinstimmung der Gesinnung, unstreitig alle Eigenschaften zu einem recht vollkommenen Ehepaare in sich trugen. Es konnte der Beobachterin eben so wenig entgehen, daß ihr Gemahl und Corinna sich einander mit jedem Tage auffallender vermieden.

Am folgenden Morgen war ihr Entschluß endlich gefaßt. Corinna hatte sich kaum zum Besuche auf ein benachbartes Gut begeben, als Frau von Markenheim in ihr Zimmer trat. Sie besaß selbst noch einen Schlüssel zu dem Bureau ihrer Nichte. Bey dem Entschlusse, der bereits fest in ihrer Seele stand, glaubte sie kein Unrecht an der liebenswürdigen Corinna zu begehen, wenn sie von diesem Schlüssel in Abwesenheit der Nichte jetzt zum ersten Mal Gebrauch machte.

Corinna schrieb nicht selten und war dabey sehr geheimnißvoll. Eine in sich verschlossene, unglückliche Liebe findet oft Erleichterung, wenn sie ihre glühende Pein dem Papiere anvertraut, wenigstens glaubt sie diese Erleichterung gemeiniglich also suchen zu müssen. Frau von Markenheim ging von diesem Erfahrungssage aus, als sie das Bureau öffnete. Es bedurfte keines langen Suchens. Ganz frisch geschriebene Blätter gaben Corinna's Gefühle für Markenheim, zugleich mit dem Adel ihres Herzens zu erkennen. Eben dieser Gefühle halber wollte sie nach Italien zurück. — Ihre tiefgerührte Tante verbarg die schönen Zeugnisse für die geliebte Nichte in ihrem Busen und eilte zu dem Gemahl. —

„Was meinst Du, Bester, zu Corinna's Entschlusse, nach Italien zurückzukehren?“ — fragte sie ihn.

„Nur billigen kann ich ihn unter den Umständen, welche sie zur Ursache angiebt.“

„Doch haben wir uns Beide so sehr an die liebe Person gewöhnt. Wir werden sie gewiß außerordentlich vermiffen!“ —

„Davon bin auch ich überzeugt. Du wirst mir aber Recht geben, meine Liebe, daß das kein Grund seyn kann, sie zurückhalten zu wollen.“

„Um so weniger“ — versetzte seine Gemahlin — „weil noch ein von ihr geheim gehaltenes, ganz besonderer Grund zu dieser Reise sie antreibt.“

Markenheim war neugierig, ihn zu hören.

„Kein anderer, als die Liebe,“ — antwortete sie.

Offenbar traf ihn dieses Wort aufs gewaltigste. Nicht, als hätte er Corinnen das Glück der Liebe mißgönnen wollen. Aber er hatte bis jetzt ihr Herz zu durchschauen, er hatte darin das feine, wie im Spiegel wieder zu erblicken geglaubt, und nun stand dieß, seiner jetzigen Ansicht nach, auf Einmal als eine völlige Täuschung vor ihm.

„Du würdest also nichts dagegen haben, mein Freund?“

„Gewiß nicht, Theuerste!“ — antwortete er mit Wärme. — „Sprich selbst, sind wir wohl weniger glücklich gewesen, als jetzt, da wir noch allein hier mit einander lebten? — Laß sie immerhin der Neigung ihres Herzens nachgehen.“ —

„Du giebst also gern Deinen Willen darein?“

„Warum nicht?“ — erwiderte er hastig. — „Welche Frage?“

„Ich glaubte, Bester, daß sie nicht ganz unndthig war.“ Mit diesen Worten zog sie die Papiere aus ihrem Busen hervor. — Das war zuviel für seine Fassung.

Mächtig stürzten die Thränen aus seinen Augen auf das Papier. „Ja, Corinna ist ein Engel!“ — rief er aus. — „Aber nie, nie dürfen wir uns wieder sehen. — Doch wie geriethen diese Blätter in Deine Hand?“

Seine Gemahlin gab ihm Aufschluß.

„Warum nun“ — fragte er mit schmerzlicher Mißbilligung — „warum solch einen Eingriff in das innerste Heiligthum dieses schönen, fleckenlosen Gemüths?“ —

„Einzig, um mich ganz von seiner Würdigkeit des Glücks zu überzeugen, das ich ihm vorbehalten hatte. Mein theurer Freund, erinnere Dich meiner Beweggründe zu unserer Verbindung. Auch mitten in dem wahrhaften Glücke, das ich ihr nun fast fünf Jahre lang verdanke, habe ich mich nie ganz von ihrer vollkommenen Zweckmäßigkeit überzeugen können. Nach den jetzt eingetretenen Umständen kann nichts meine schwer verletzte Zufriedenheit retten, als — — Dein künftiger Verein mit Corinnen.“ —

„Um Gotteswillen nicht weiter!“ — rief Markenheim. — „Meinst Du“ — —

„Ich meine, daß es an Dir sey, aus Dankbarkeit das für mich zu thun, was meine Dankbarkeit für Dich gethan hat. Es war Entfagung zu nennen, als ich auf das heilige Gefühl der Mutterliebe, welche ich für Dich hegte, Verzicht leistete, um Deiner Leidenschaft willen zu meiner Person. Mein jetziges Zurücktreten ist keine Entfagung. Es ist vielmehr ein segensreicher Rückschritt in das mütterliche Verhältnis, das unsern beiderseitigen Jahren so wohl ansteht. Und, mein theurer Freund, ist eine Mutter, wenn sie dem innigstgeliebten Sohn ein liebendes Wesen, wie Corinna, in die Arme führen kann, ist solch

eine Mutter nicht neidwerther sogar, als die hoffnungreichste, die angebetetste der Bräute?"

Markenheim war durch das mächtig Ueberraschende des Verlangens viel zu tief erschüttert, um für ihre Vorstellung Empfänglichkeit zu haben. Er konnte nichts, als die Bitte, die einzig durch seine traurige Miene ausgesprochene Bitte um Aufgebung dieses Planes hervorbringen.

Geschäfte nöthigten ihn, den ganzen Tag abwesend zu seyn. Corinna erfuhr nichts von dem Vorgefallenen bey ihrer Heimkehr am Abende. Doch schlug ihr die Tante eine Reise nach der Residenz vor, die schon am folgenden Morgen angetreten wurde. Die Sache kam weder ihr, noch ihrem Gemahle unerwartet, da Frau von Markenheim aus mancherlei Ursachen schon längst einen Ausflug dahin beabsichtigt und sie zur Begleitung anersehen hatte.

Beym Abschiede von ihrem Gemahle war sie so zärtlich, daß es ihm schien, als habe seine stumme Bitte Eingang in ihr Herz gefunden, als denke sie bey genauerer Erwägung nicht mehr an die Ausführung ihres gestrigen, wie ihn nun dünkte, in Allem einem seltsamen Traume ähnelnden Projects! —

Erst lange nach der Abreise fiel ihm die Möglichkeit ein, daß sie doch wohl einen besondern Zweck haben könne. Ihr Vorhaben, die Residenz zu besuchen, war vier Wochen lang ganz vergessen gewesen. Und nun auf Einmal entschloß sie sich dazu! Der Prediger, welcher sein Glück gestiftet, hatte allen An-

spruch auf sein Vertrauen, und besaß dieß auch. Er eilte zu ihm. Er sprach mit ihm von den Eröffnungen und Vorschlägen, welche seine Gemahlin ihm gestern gethan hatte, und daß ihn eben die Besorgniß anwandle, sie möchte in der Residenz vielleicht gar Einleitungen zur Scheidung treffen.

Der Geistliche gab ihm den Rath, die Sache nicht wieder zu berühren. Allerdings könne sie wohl wünschen, daß ihrer als einer vorübergehenden Aufwallung weiter keine Erwähnung geschähe, und auch wohl die Reise gerade jetzt darum so plöztlich unternommen haben, damit während der Zeit ihrer Abwesenheit ihr, vielleicht nicht von allen Seiten erwogener Vorschlag inzwischen in Vergessenheit gerathe. — Und — fügte er, als Markenheim sich nun ihre ganze Art bey dem Vorschlage in's Gedächtniß zurückrief, und daher die Richtigkeit dieser Ansicht bezweifeln zu müssen glaubte, hinzu — gesetzt, sie sollte Schritte im Sinne haben, welche auf die gesetzliche Trennung ihrer Ehe hindeuteten, so würde ihr Rechtsanwalt in der Residenz sie sogleich über die Fruchtlosigkeit derselben belehren. Denn so leicht man, leider, auch in unserm Lande der Unzufriedenheit in der Ehe die Scheidung gemacht hat, so wird doch immer irgend eine Ursache dazu erfordert. Hier aber scheinen sie insgesammt zu fehlen.

Frau von Markenheim ging übrigens wirklich mit dem Gedanken ihrer ehelichen Trennung um. Doch zu verständig, um nicht einzusehen, daß auf offencm

Wege solche schwerlich durchzusetzen seyn werde, beschloß sie, einen heimlichen einzuschlagen. Der Vorsteher des Consistoriums war ein Jugendfreund von ihr; ein Mann von Geist und Herz. Nachdem sie Corinnen bey ihm eingeführt hatte, entdeckte sie ihm die ganze Lage der Dinge. Die Thränen, mit denen sie ihn beschwor, irgend einen Vorwand aufzusuchen, unter dessen Scheine das Glück dreier Personen dauerhaft begründet werden könnte, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich selbst zu einer, wie zufälligen, Reise nach Heinrichshausen entschloß.

Seinen herzlichen Worten gelang es, Markenheim ganz zu überzeugen, daß nur durch Verwirklichung der ehelichen Trennung der innere Friede seiner zeitherigen Gemahlin wieder herzustellen sey. Der Zweck des wackern Mannes bey Einleitung dieser Scheidung war offenbar zu wohlthätig, als daß sein Gewissen dadurch sich hätte verletzt fühlen können, wenn man auch auf seine Veranlassung etwas leicht über die von den Parteien geschehenen Anführen hinging, für die ein vollständiger Beweis nicht zu führen war.

Die Trennung erfolgte, und unmittelbar darauf die Vermählung Corinnens mit Markenheim. Der alte Geistliche hielt dabey eine treffliche Rede über die wunderbaren Wege der Vorsehung. Als späterhin die Geschiedene den neugebornen Knaben des jungen Ehepaars zur Taufe hielt, war das irdische Glück dieser herrlichen Frau vollendet. Sie gestand das dem ehr-

würdigen Prediger, als er das Kind zu allgemeiner Erbauung in den Schooß der christlichen Kirche eingeführt hatte.

„Glauben Sie, gnädige Frau,“ — sprach er mit ergreifender Innigkeit — „auch mein durch die Umstände in Ihrem Hause mächtig erschüttertes Glück hat hierdurch erst die rechte Befestigung erhalten. Denn nun erst ist eine große Voreil, der sich mein Eifer für Menschenheil schuldig gemacht, wieder ausgeglichen.“ —

Erstaunt sah die Gutsherrin ihn an. —

„Als ich Ihnen einst die Rettung des jetzt so glücklichen Vaters an's Herz legte, als ich es Ihnen fast zur Pflicht machte, ihn zum Gemahle zu erwählen, so war dieß offenbar ein Eingriff in das Geschick, dessen Vermessenheit mich schon damals tief niederbeugte, wie seine gerechte Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht in Erfüllung ging. Wußte ich denn so gewiß, daß sein Untergang unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Vermählung mit Ihnen nicht Statt gefunden hätte? Konnte nicht der junge Mann doch einmal plötzlich aus eigener Kraft wieder sich emporheben? Die Natur der Jugend und des Lebens überhaupt ist so räthselhaft, daß durch sie auch das Wahrscheinlichste oft zur Lüge wird. Das Alles fiel mit einer wirklich zermalmenden Gewalt auf mich nieder, als seine jetzige Gemahlin erschien und mir seine redlich unterdrückte Neigung zu dem, den Jahren nach, für ihn so geeigneten Fräulein nicht entgehen konnte! —

Erinnern Sie sich des Tages, wo Sie Ihren Gedanken der Scheidung gegen mich aussprachen? Es war ein Gedanke, mir aus dem Herzen genommen! Gleichwol gab mir mein eigenes Beyspiel die Warnung, nicht abermals störend einzugreifen. Mein Amt gebot mir ebenfalls, Ihnen die Bedenken gegen Ihren Entschluß vorzulegen. Abrathen davon jedoch, nein; dem widersprach mein Herz. — Dem Himmel sey Dank, daß er Ihren Vorsatz zur Ausführung kommen ließ und daß seine Weisheit meine frühere, thörichte Handlung so zum Heile zu wenden wußte!“ —

Der Morgen. *)

Noch ruht die Nacht so still auf Feld und Flur,
Und Alles schläft im Schooße der Natur,
Und träumt aufathmend kaum
Des sanften, friedlich frommen Schlummers Traum. —
Da sieh! In Osten an der Berge Saum
Wird Licht und lichter nun der Himmel schon,
Ein unbestimmter milder Farbenton

*) Es war wohl bey Anhörung der Jahreszeiten nach der trefflichen Consekung Haydn's ein sehr natürlicher Gedanke, daß sich zu einem Seitenstücke für dieselben die Tageszeiten unstreitig passend eignen würden. Ich versuchte diese Idee näher auszubilden, und so entstand der erste Theil des Gedichts, das ich hier mittheile. Ihm sollten Mittag, Abend und Mitternacht folgen. Auch für diese drei Gedichte, in ähnlicher Form und Länge, ist der Plan entworfen, wobey ich mich hauptsächlich bestrebt habe, dem Conseger eine möglichst reichhaltige Folge verschiedener Situationen darzubieten, welche sich im Fortgange immer mehr steigern. Mein verewigter Freund Karl Maria von Weber nahm recht herzlichen Antheil an diesem Versuche, und ich durfte nach dessen Beendigung auf eine Verherrlichung desselben durch seine Meisterschaft hoffen. Er ist hinübergegangen, wo ewiger Tag ist, und auch dieser Wunsch blieb mir unerfüllt.

Eh. Hell.

Scheint d'rüber sanft zu ruh'n ;
 Er hellt sich mehr, färbt rosenroth sich nun,
 Ein Wölkchen zeigt sich d'rüber ausgespannt,
 Die Säume röthen sich, sie stehn im Brand,
 Es drängt ein Strahl sich glänzend dort hervor,
 Dann Strahl auf Strahl — ein zahllos Heer —
 Zusammen rinnen sie zum Meer —
 Und — Gottes Sonne steigt empor!

Jubel! Jubel fern und nah!
 Denn die Königin des Tages,
 Die Berspenderin des Lichts,
 Abglanz seines Angesichts,
 Sie ist da! sie ist da!

Alles, Alles ist erwacht!
 Blumen öffnen ihre Kelche,
 Vögel steigen zu den Lüften,
 Herden springen auf den Tristen,
 Denn vorbey ist die Nacht!

Heil Dir, Heil Dir, Quell des Lichts,
 Für der Erde dunkles Thal.
 Was da Athem hat und lebet,
 Was noch wirkt und blüht und strebet,
 Es entsteht in Deinem Strahl.

Und vor die Thür der milberhellten Hütte
 Mit andachtsvollem, ernsten Schritte
 Tritt dort der Landmann mit den Seinen hin,
 Und nimmt das Käpplein von dem weißen Haar,
 Und faltet still bewegt im frommen Sinn
 Die Hände, daß er dem, der ist, und war,
 Und seyn wird ewiglich, aus dessen Hand
 Auch sie, des Tages Königin, entstand,
 Ein Morgenopfer bringe dar.

Herr und Schöpfer Deiner Welt,
 Der Du wieder neu die Erde

Durch Dein Sonnenlicht erhellt,
Daß Dein Garten so sie werde,
Nimm den Dank der Kindesbrust,
Vater! nimm ihn an mit Lust.

C h o r.

Nimm den Dank, u. s. w.

Laß Dein schönes Tageslicht
Meinem Pfade freundlich leuchten,
Herben Kummers Thräne nicht
Diesen heitern Blick befeuchten,
Doch des Mitgeföhles Schmerz
Sanft durchströmen stets mein Herz.

C h o r.

Doch des Mitgeföhles u. s. w.

Führe mich den Tag entlang
Auf der Pflicht bestimmten Wegen,
Wird mir im Berufe bang,
Bringe Du mir Kraft und Segen,
Und des Geist's, der Hände Fleiß,
Werde Deiner Gnade Preis.

C h o r.

Ja, des Geist's u. s. w.

Denn es verlieh der Schlaf die frischen Kräfte,
Und zu der Arbeit, dem Geschäfte,
Geht nun die fleiß'ge Schaar all überall,
Hier tönt der Sichel, dort des Hüfthorns Schall.

In den Wald hinaus!
In's grüne Haus!
Unter dem Blätterdach
Wird das Wild schon wach,
Es singen die Vögel, es schwirren die Käfer,
Im Walde da hausen nicht müßige Schläfer,
Es guckt durch die Keste das Morgenlicht
Mit jugendlichrothem, frischem Gesicht.

Zu den Wald hinaus,
In's grüne Haus!

Kameraden frisch,
In's Haingebüsch!
Wie sich die Knospe dehnt,
Nach der Sonne sehnt!
Es wölbt sich grüner und grüner die Halle,
Daß d'runter der Hüter des Tempels nun walle,
Er schmückt mit dem Zweige den kecken Hut,
Das steht dem Jäger des Waldes gut.
Kameraden frisch,
In's Haingebüsch!

Wenn aber am bethauten Wiesenraine
Der frohe Jägerbursch' vorüberzieht,
Geschieht es wohl, daß still von Lieb' erglüht
Die Schnitterin bey'm frühen Sonnenscheine
Hin nach dem schmucken Burschen sieht;
Sie dankt verschämt, wenn er so herzlich grüßt,
Vielleicht wohl gar den Strauß von gestern küßt,
Sieht lang' ihm nach, wenn längst er fortgeschritten,
Mäht, mäht, und hat — ach! in den Finger sich ge-
schnitten!

Weh mir Armen, wie das blutet!
Wie der Finger mich so schmerzt!
Welch ein Leib, so unvermuthet!
Ja, so geht es — wenn man scherzt.
Darum, holbe Schwestern, höret,
Was mein Beyspiel warnend sprach: —
Ob Euch auch der Wunsch bethöret,
Schaut doch nicht den Männern nach.

Zwar der Finger wird wohl heilen,
Und es stillt sich leicht das Blut,
Doch man spricht von Amors Pfeilen
Und von seiner Fackel Gluth.

Da soll's schlimme Wunden geben,
Denen Heilung oft gebracht; —
Darum, Schwestern, denkt an's Leben,
Schaut ja nicht den Männern nach!

Sprich, was Du willst, Du holdes Mädchen,
Das Herz bringt nicht ein Spruch zur Ruh',
Und Deine Schwestern schneiden sich wie Du,
Wie auf dem Dorf, so auch in Stadt und Städtchen.
Ist doch des Lebens Morgen auch die Zeit
Der Jugendblüthe voll und reich,
Wo Tag' und Lieb' erwachen beide gleich,
Und beiden ist das offne Herz geweiht.
Da geht die Sonne auf in reiner Seele,
Da strahlt der Himmel sel'ger Hoffnung drein,
Da flötet Liebe nur die Philomele,
Da ist es nur, das süße Wörtchen: Dein,
Das höher gilt als Ordensstern und Krone,
Da gilt es nur nach einem Ziel den Lauf,
Und selig thun sich zu des Strebens Lohne
Nur der Geliebten Arme auf.

E r.

Endlich, endlich an dem Ziele
Meiner Erdenseeligkeit!
O Geliebte, fühle, fühle!
Wie Dir dieses Herz geweiht.

S i e.

Endlich, endlich darf ich's sagen,
Was die Brust mir fast zerbrückt,
Weg nun Bangen, weg nun Zagen,
Denn ich bin durch Dich beglückt.

E r.

Laß mich tief in's Aug' Dir schauen;
Meine Seele wohnt darin.

S i e.

Diese Thräne, laß sie thauen
Auf Dein Blüthenleben hin.

E r.

Laß in ewigem Umfängen
Brust an Brust nur Eins uns seyn.

S i e.

Ach! was könnt' ich noch verlangen,
Denn ich bin ja Dein, bin Dein!

Be i d e.

Seeliger als wir geworden,
Können selbst nicht Engel seyn.
Stimmt in jubelnden Accorden
Alle, die ihr liebet, ein!

G h o r.

Wo sich am fernen Pol
Lagert das ew'ge Eis,
Wo durch den Palmenwald
Strahlet die Sonne heiß,
Ueberall tönet Dir
Liebe! der Preis!

Frage des Helden Herz,
Ob es in Lieb' nicht glüht?
Frage das eble Weib,
Ob ihr Gefühl nicht blüht?
Ueberall huldigt Dir
Jedes Gemüth!

Ob Du an Mutterbrust,
Küffest das zarte Kind,
Ob Dir, ein mütter Greis,
Enkel noch theuer sind;
Ueberall waltest Du
Segnend und lind.

Wie Du den Ursprung gabst,
Führst Du uns einst zur Ruh,
Wie Dir der Grashalm nickt,
Fliegt Dir der Seraph zu.
Ueberall walltest ja,
Liebe, nur Du!

Jh. Hell.

E l e g i e.

Geschrieben in den Trümmern des Dybins bey
Bittau.

Traulich kehrt die Abenddämm'ung wieder,
Hüllt in ihren Schleier Fels und Flur;
Auch des düstern Haines süße Lieder
Schweigen, und mit ihnen die Natur.
Durch's Gesträuch, dem schroffen Felsgeklüfte
Kühn entgrünet, säuseln linde Lüfte.
Stille herrscht, nur Leben rauscht im Bach,
Und die schöne Welt der Nacht wird wach.

Hier, wo aus der Gegenwart Ruinen,
Grauer Vorzeit bleiche Duftgestalt,
Mit des Staunens stieren, starren Mienen,
Meiner Phantasie vorüberwallt, —
Gähnt mich, in der Mitternächte Schauern,
Aus den Spalten der gesprengten Mauern,
Die einst stolz herab in's Felsthäl sah'n,
Der Zerstörung Schädel grausend an.

Sinnend rollt an jener Bogentrümmer
Die Geschichte ihre Bücher auf.
Eine Thräne fließt, beym Sternenglimmer,
Von der seidnen Wimper glühend d'rauf;
Denn die Signer dieser morschen Reste
Von der sonst so kühn erbauten Weste,
Die der Urzeit Kraftbild zu uns kehrt, —
Waren nicht des teutschen Namens werth.

Wo um's wild verwitterte Gemäuer
Moder der Jahrhunderte sich webt,
Und der Nachtgestirne Silberschleier
Auf der schaurigen Ruine schwebt, —

Hausten, nach der Sitte grauer Zeiten,
 Wo des Volkes Eble sich entweiheten,
 Und der Raub ein adlig Handwerk war, —
 Räuber *) manches lange, lange Jahr.

Thalwärts zog der Wandrer hier des Weges,
 Freute sich daheim auf süße Ruh;
 Durch die dichte Nacht des Waldgeheges
 Lacht' ihm schon der Stern der Liebe zu.
 Liebchen küssen, Weibchen heiß umarmen,
 Kinder schaukeln auf den Vaterarmen; —
 Dieser holden Träume Phantasi'en
 Machten hochroth seine Wangen glühn. —

Ach, zu halb nur starb der Zukunft Blüthe,
 Vom Sirocc' der Gegenwart versengt!
 Seine Wange, die noch kurz erglühte,
 Deckte Todtenblässe. — Ungesprengt
 Kam der Stegreifritter Raubgenosse,
 Auf dem wilden, athemlosen Rosse,
 Von der Burg herab in's Felsenthal
 Mit gezücktem, blutbeflecktem Stahl.

Mächtig brauste, wie bey Ungewittern,
 Wenn des Sturmes Schwingenbande borst, —
 Jenem nach, ein Schwarm von Knappen, Rittern,
 Durch den dichten, felsbesäten Forst.
 Fesseln klirrten an des Wandres Händen.
 Sein Geschrei verhallt' an Felsenwänden,

*) Die Herren auf dem Burgberge. Nach ihnen, im Jahr 1311 oder 12, die Obersten von Noptitz und Tannwälder, in Kriegsdiensten der Herren von der Leippa. Ihnen folgte der Herr von Michelsberg, der sich am 8. Decbr. 1343 durch List in den Besitz dieses Raubschlosses setzte und ebenfalls mit seinen Leuten vom Stegreif lebte.

Und statt goldner Träume Paradies,
Nahm die Nacht ihn auf im Burgverließ.

Schwere Lösung sprengte seine Riegel,
Frei ward, aus des Kerkers feuchter Nacht,
Auf der Rettung sanftem Rosenflügel
Er in's rege Sein zurückgebracht,
Während auf der Burg, beym Hörnerschalle
In der weiten Kerzenvollen Halle,
Und beym wilden, jubelnden Gelag,
Hingeschwelgt ward mancher lange Tag.

Doch im Hochgenuß des Schwelgens störte
Sie des Wächters Angstruf von dem Thurm.
Blitzschnell kam der Rächer, und verheerte
Jenes Raubnest im gewagten Sturm*).

Wen der heiße Kampf nicht niedermähte,
Ward gerichtet an der Behmenstätte;
Den Entwichnen in dem Graun der Nacht,
Traf des heil'gen teutschen Reiches Acht.

Ha, der Wandlung! Wildverwachsne Haide
Wuchert jetzt auf dem verfallnem Schloß,
Wo, vordem, bey bacchanaler Freude
Nierensteiner und Tokaier floß.
Eppich windet sich um das Gestein;
Schauer fühlet in dem Tannenhaine,
In den Rüstern, der Ruin' entkeimt,
Wer in ihrem heil'gen Dunkel träumt.

Jahre strömten auf der Zeiten Welle
In den Ocean der Ewigkeit. —
Dann entstieg den Trümmern die Capelle
Und ein Kloster in der Mittelzeit.**)

*) Kaiser Karl IV., welcher das Raubschloß mit stürmender Hand eroberte. —

**) Cölestiner aus Avignon stifteten mit auß-

Wo sonst Sünder schwelgten, Jubel tönte,
Eine Räuberschaar den Mächer höhnte —
Hallte der geweihten Glocken Klang
Und der Mönche heißer Bußgesang.

Auch der frommen Väter Horen schwiegen
In der Gottgeweihten Mitternacht.
Ihre Regeln schwanden vor den Siegen
Luthers, der des Papstes Riesenmacht,
Wehrlos, nur durch Geisteskraft zerstörte —
Als man auch den Laien Bibel lehrte,
Und Vernunft die licht're Fackel schwang, —
Da erstarb der Väter Chorgesang.*)

Hoch am fernen Himmel zuckten Blitze,
Einst, empört im schrecklichen Orkan,
Rollt' auf dichter Wolken finstern Sige
Die Vernichtung im Gewitter an.
Gottes Cherub fuhr, im Schlangenblice,
Nieder auf des Thurms bemooste Spitze,
Und verheerte mit der Flammenhand,
Was vom Klosterbau noch übrig stand.**)

Ha, der Wandlung! — Trauerbirken grünen
In der Väter weitem Refector.

drücklicher Genehmigung Kaiser Karls IV. auf dem
Dybin ein Kloster ihres Ordens, welches d. 6. Novbr.
1384 eingeweiht wurde.

*) 1546 begab sich der Pater Prior mit den übrigen
Ordensgeistlichen nach dem sogenannten Väterhof in
Bittau. Der Orden selbst endete mit dem Tode des
letzten Priors Balthasar Gottschalks, welcher
d. 19. May 1568 starb.

**) Die noch vorhandenen Klostergebäude auf dem
Dybin wurden d. 24. März 1577 durch Wetterschlag
ein Raub der Flammen, und gänzlich verheert.

In der Kirche heiligen Ruinen
 Wildert üppiges Gesiräuch empor.
In des Kreuzgangs halbverrollter Mauer
Wehn des Luftzug's eisigkalte Schauer.
 Heimchen zirpen, wo, beym Messgesang,
 Sonst die Andacht im Gebete rang.

Ehrfurcht schwingt um's alternde Gemäuer
 Ihren ersten Fittich. — Hoher Schwung
In phantasmagorisch heil'gen Schleier,
 Löst die Fesseln der Begeisterung.
Wehmuth streut auf's sinkende Gesteine
Kränze hin aus dem Cyprussenhaine
 Der Gefühle. — Nur der Vorzeit Traum
 Giebt dem Volkswahn' ungemessnen Raum —

Mobre ruhig in den Todtenräumen
 Wilber Räuber, frommer Väter-Staub!
Bald weht auch von unsern Lebensbäumen
 Die Vernichtung das erstorbne Laub.
Auf des Lebens morschem Rachen gleiten
Wir in's Eiland der Vergessenheiten.
 Glücklich, wer im Schoos der Ruhe liegt,
 Und sich sanft an die Vollenbung schmiegt!

G r o h m a n n.



68696351

